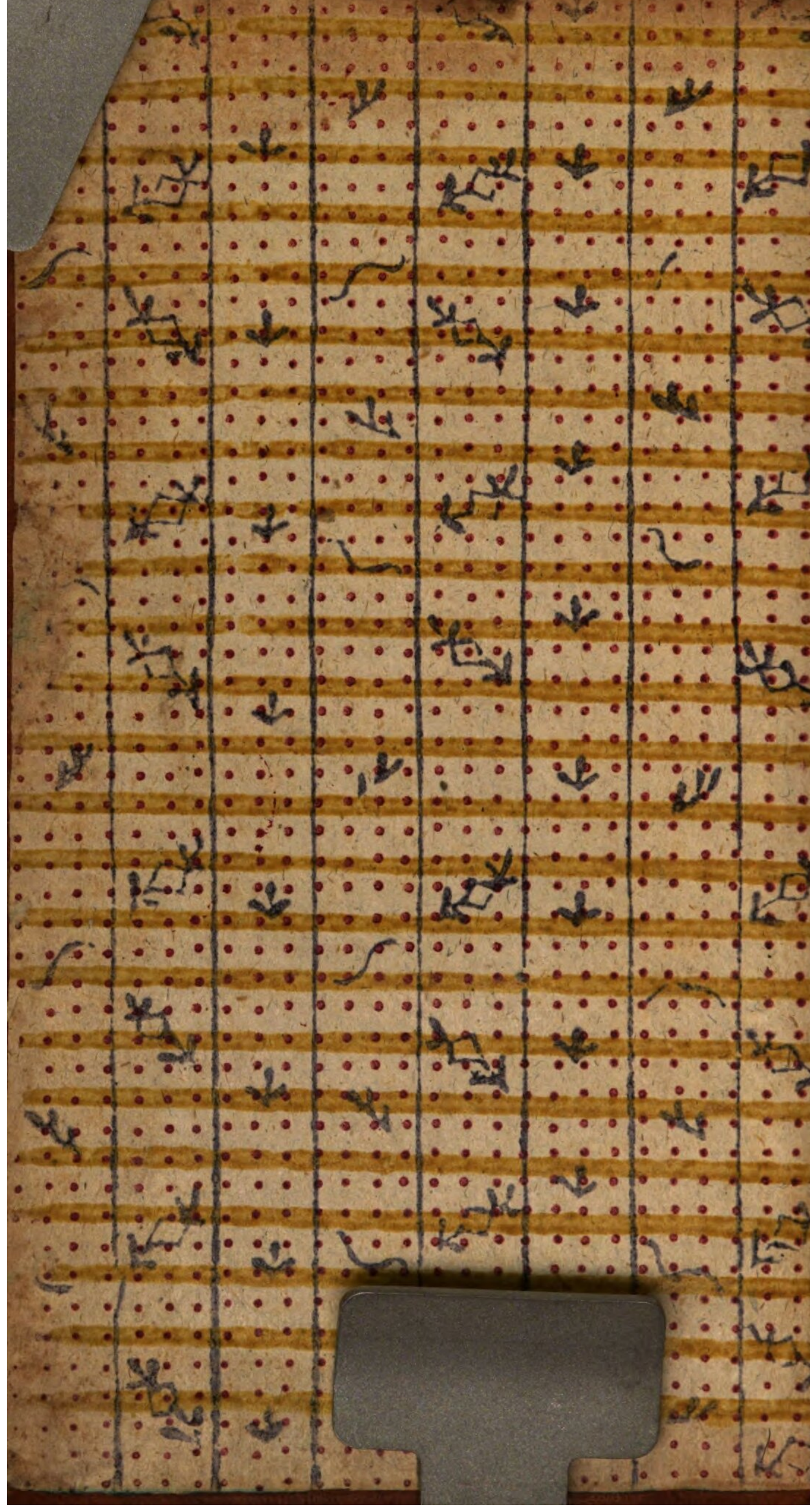


<366024178900l3

<366024178900l3

Bayer. Staatsbibliothek

Jerm. 9 402

Ug ≡ 4400.

R

Joh. Kaspar Risbeks,

Verfassers der Briefe eines reisenden Franzosen durch Deutschland,

Geschichte

der

Deutschen.

BIBLIOTHECA MONACENSIS

Erster Band.

Von

den ältesten Zeiten bis zu Friedrich den Rothbart.

Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli und Comp.

1788.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Geschichte der Deutschen.

Einleitung.

Spät tritt unser Vaterland in der Weltgeschichte zum erstenmal auf. Der Anbau der Erde, das gesellschaftliche Leben, die Aufklärung und Verfeinerung der Menschen und die planmäßige Eroberungssucht breiteten sich Schritt für Schritt von Süden nach Norden aus. Die Griechen, die ersten ausgebildeten Menschen unsers Welttheils, hatten durch den ganzen weiten Zeitraum, worinn sie das einzige Volk Europens waren, welches uns Denkmäler und Beyträge zur Weltkunde hinterlassen, und worinn sie ihren Fleiß und ihre Kultur bis nach Italien, dem mittägigen Gallien und Spanien ausbreiteten, kaum einen Namen für uns. Unser Vaterland war für sie noch unentdecktes Land, und lächerliche Mährchen waren das einzige, was sie von

demselben zu sagen wußten. Sie begriffen uns nebst unsern Nachbarn unter dem allgemeinen Namen der Skythen, Kelten, Nordvölker u. d. g. so wie sie, als sie noch Eicheln assen, von den Aegyptern und andern früher gesitteten Völkern unter dem Namen von Hyberboreern begriffen wurden.

Nach ihnen wurden die Römer das vorherrschende Volk unsers Welttheils. Sie verschlangen die Griechen, eroberten ganz Südeuropa, und hatten bereits Fuß in Gallien gesetzt, als sie unversehens mit einer Nation bekannt wurden, mit welcher sie Jahrhunderte durch zu kämpfen hatten, und der sie endlich unterliegen mußten.

Stark abstechend mit so vielen andern Nationen, die in ihrem Heymath von den Römern aufgesucht und unterjocht wurden, kündigten sich die Deutschen diesen sogenannten Weltbezwingern durch siegreiche Einfälle in das Gebiete derselben an. Verschiedne deutsche Horden, an deren Spitze die Zimbrer und Teutonen standen, wurden durch innerliche Gährungen und von Raubsucht über die Alpen getrieben, und drohten dem allgewaltigen Rom, nach dem Ausdruck seiner eignen Geschichtschreiber, den Untergang an. Dieß ist die erste Spur unsrer Väter in der Geschichte, von welcher wir aus dem Mund ihrer Feinde zuverläßige Nachricht haben.

Diese Begebenheit ereignete sich 114 Jahr vor unsrer gewöhnlichen Zeitrechnung, und unsre Ge-

schichte beginnet früher, als die aller andern nord-europäischen Völker.

Von der Zeit an waren die Römer, die ihr Gebiete bereits bis an den Euphrat, die afrikanischen Wüsten, die Donau und das atlantische Meer ausgedehnt hatten, äusserst aufmerksam auf die Bewegungen der Deutschen. Es scheint ihnen geahnet zu haben, daß von dieser Seite der Sturm kommen würde, der ihr gewaltiges Reich zerstören sollte. Ihr berühmter Zäsar fand kaum 60. Jahre nach der Niederlage der Zimbrer an einem deutschen Fürsten in Gallien einen Gegner, der schon einige Zeit zuvor von dem Senat und Volk von Rom Freund und König war genennt worden. Dieser Titel war bekanntlich eine Art von Bestechung, womit sich die Römer förchterliche Feinde verbindlich zu machen suchten. Sie hatten also gar bald nach dem berüchtigten Einfall der Deutschen in Italien Unterhandlungen mit denselben gepflogen, und sich in ihre innerlichen Angelegenheiten eingemischt. Von da bis zum Sturz des römischen Reiches standen beyde Völker in fast ununterbrochner Verbindung mit einander. Bald lagen sie mit aller Macht gegen einander zu Felde; bald schränkte Rom seine Bestrebungen, dieß freye Volk zu unterjochen, bloß auf gegenseitige Verhetzungen der verschiednen Horden desselben ein. Bald miethete es sich Hilfstruppen von demselben, und gab seinen Imperatoren eine deutsche Leibwache; bald erkaufte

es sich den Frieden von den Germaniern mit Gold; und so währte der Kampf zwischen beyden Völkern einige Jahrhunderte hindurch, bis die Römer durch Weichlichkeit und Sklaverey entmannt wurden, und die ihnen an Muth, Stärke und Tugend ohnehin überlegnen Deutschen durch das viele Fechten für und gegen dieselben Kriegskunst genug erlernt hatten, um die Nation, deren Geschäfte und Beruf nach dem Ausdruck seines ersten Dichters bloß das Regieren war, zu Sklaven machen zu können. Im Grunde war es ein Kampf um die Herrschaft über das ganze damals bekannte Europa, so wenig Plan auch auf Seiten der Deutschen gewesen seyn mag.

So ward Europa nach und nach durch Raub- und Eroberungssucht entdeckt, und der erste Grund zu der republikanischen Verfassung dieses Welttheils gelegt, auf deren allmähliche Vollendung wir in dieser Geschichte immer Rücksicht nehmen werden, und wozu die Deutschen nach den Römern das meiste beygetragen haben.

Unter den jezt herrschenden europäischen Völkern ist keines, das so lange Zeit hindurch das Schicksal unsers Welttheils entschieden hat, als die Deutschen. Nur in wenigen kleinen Perioden verhielten wir uns, seit dem Verfall des römischen Reiches bis auf unsre Zeiten, leidend; und auch dann, wenn uns andre mächtige Nationen ins Gedränge gebracht hatten, beruhte

die Erhaltung des Gleichgewichtes zwischen denselben auf uns. Die Natur hat unser Vaterland zum Mittelpunkt unsers Welttheils gemacht; und wir hätten Kräfte genug, aus diesem Mittelpunkt jetzt noch den übrigen Völkern Gesetze vorzuschreiben, wenn wir nicht selbst unsre geschwornesten Erbfeinde geworden wären.

Ehe wir den Faden unsrer Geschichte ergreifen, müssen wir einen Blick auf den Zustand unsers Vaterlands zu der Zeit werfen, wo es von den Römern entdeckt ward, und anfieng, in der Weltgeschichte eine so wichtige Rolle zu spielen.

Zween der berühmtesten römischen Schriftsteller und Staatsmänner haben uns denselben mit ganz besonderm Fleiß und mit Farben geschildert, welche die Wahrheit ihrer Schilderungen noch aufallender machen. Tazitus, ein Philosoph vom ersten Rang; ein Mann, der es immer mit der guten Sache, mit der Wahrheit und Tugend hielt; der lange Zeit an der Spitze der römischen Staatsgeschäfte stand, Prätor und Konsul war, und vorzüglich Gelegenheit hatte, von den Deutschen, die zu seiner Zeit eins der Völker waren, auf welche Rom vorzüglich seine Aufmerksamkeit anstrengen mußte; Nachrichten einzuziehn, hat uns ein beynahe ganz vollständiges Gemählde unsers Vaterlandes und seiner Bewohner hinterlassen. Einige nahmen seine Schilderung für einen moralischen Roman, worinn er die von

der Natur so weit abgewichene Lebensart seiner Landsleuthe, ihren Luxus, ihre Verzärtelung und ihre Laster durch den Abstich mit den Sitten der Deutschen habe satyrisiren wollen: Allein sie hat so viel bis ins kleinste Detail ausgeführte Züge, die zur Satyre platterdings nichts beytragen, und an einem Romanschreiber dieser Art zu tadeln wären; sie stimmt mit den Schildereyen andrer Schriftsteller so genau überein, und hat durchaus für einen Kenner des allgemeinen Menschen auf seinen verschiedenen Stufen der Wildheit und Kultur ein so auffallendes Gepräge der Wahrheit, daß wir sie als eins der wichtigsten Dokumente zum Behuf unsrer Geschichte annehmen müssen. Er sucht zwar die Züge seines Gemähldes, woran sich seine verdorbnen Landleute erbauen könnten, aus Tugend- und Vaterlandsliebe durch besonders starke Farben auszuheben; auch nimmt er einige male das, was eine nothwendige Eigenschaft des Naturmenschen ist, für eine gesetzliche oder politische Einrichtung der Deutschen: Allein die von ihm angegebnen Thatsachen sind doch nicht minder wahr, ob er ihnen schon einen etwas stärkern Anstrich, oder eine erzwungne Auslegung giebt. Daß er seine vaterländischen Götter in Deutschland zu finden glaubt, können und müssen wir ihm verzeihen, da wir uns von der Religion der Völker, mit denen wir in viel engerer Verbindung stehn, als die Römer damals mit den Deutschen standen,

noch viel schiefere Begriffe machen. Fanden wir nicht auch überall, wo wir in Ost- und Westindien Fuß setzten, Spuren des Kristenthums, so unkristlich auch das Religionssistem irgend eines Volkes war, mit dem wir in Unterhandlung traten? Unter allen menschlichen Begriffen sind die Religionsbegrisse die mannichfaltigsten, verworrensten, und gerade diejenigen wodurch uns die Eigenliebe am meisten blendet.

Tazitus lebte zwar einige hundert Jahre nach dem Anfang unsrer Geschichte, nämlich nach dem Einfall der Zimbrer und Teutonen in das römische Gebiete. Allein ein Volk, das auf dem Weg zur Kultur noch so weit zurück ist, das mit einem zivilisirten Volke in gar keinem Verkehr steht, und so zertheilt unter sich ist, wie die Deutschen waren, macht auch in Jahrhunderten sehr wenige und unmerkliche Fortschritte. Auch dient Zäsars Beschreibung zu einem Beweis, daß sich die Deutschen von seiner Zeit an bis zu Tazitus Zeiten hin, in einem Raum von ohngefähr 150. Jahren, sehr wenig geändert haben. Bey einigen wenigen Horden mögen sich Revolutionen zugetragen haben; allein auf das Ganze hatten sie gewiß wenig Einfluß, und sind der Mühe des Nachforschens nicht werth, welches *) Robertson zur Kenntniß des damaligen Zustandes von Deutschland für nöthig erachtet.

*) Siehe die sechste Note ersten Theils seiner Geschichte Karls des Fünften.

Der andre römische Schriftsteller, welcher uns die alten Deutschen geschildert hat, ist Julius Zäsar, der würdigste Römer seiner Zeit, so weit auch die lächerliche demokratische Schwärmerey der neuern Zeiten den Brutus, seinen Mörder, über ihn erheben will: Der einzige Mann, der sein sturzdrohendes, und vor ihm durch innerliche Gährungen und Privatinteresse erschüttertes Vaterland aufrecht zu erhalten, und nach langwierigen Gährungen die Ruhe wieder herzustellen wußte; der einzige, der im Stand war das ungeheure römische Reich zu übersehen und zu regieren; der es für eine heilige Pflicht hielt, nicht einmal den Verdacht einer zweydeutigen Handlung auf sich und die Seinigen kommen zu lassen; der Trotz allen seinen Lästerern doch von seinen eignen Mördern beweint ward; dessen Schriften durchaus das Gepräge der Einfalt, des Edelmuths, der Wahrheit, des unermüdeten Forschens, der alles umfassenden Einsicht, Menschen- und Tugendliebe haben, und der an den Deutschen mannichfaltige und nach seinem eignen Geständniß dapfre und förchterliche Feinde hatte.

Nebst den Schilderungen dieser zween so grossen Männer, deren schriftstellerisches Ansehn ausser allen Zweifel gesetzt ist, finden wir noch in vielen andern Schriftstellern zerstreute Züge der Deutschen, wovon wir die erheblichsten sammeln wollen.

Ich erlaube mir im Verfolg dieser Geschichte hie und da Folgerungen aus Analogien. Wenn wir in Sammlungen von Gesetzen oder in Kroniken finden, daß sich die Sittenverordnungen eines Volkes bloß auf die bekannten zehn Gebothe einschränken, so können wir sicher daraus schliessen, daß dieß Volk ziemlich roh, arm und ungesittet, und ohngefähr in dem nicht sehr glänzenden Zustand war, worinn sich die flüchtigen Judenhorden in der arabischen Wüste befanden. Allein, analogische Schlüsse dieser Art sind immer nur ein Beweis von der Armuth der Geschichte. Man nimmt in solchen Fällen nur auf den Menschen überhaupt und die allgemeine Geschichte der Menschheit Rücksicht, um den abstrakten Grad von Kultur zu bestimmen, worinn sich ein Volk, dessen Geschichte man schreibt, zu irgend einer Zeit befand. Nebst den allgemeinen Karacterzügen von Wilden, Halbwilden, und mehr oder weniger zivilisirten Menschen, hat jede Nazion und jede Horde einer Nazion noch unzählige ganz eigenthümliche Modifikazionen, die sich aus diesen Analogien nicht folgern lassen. Sie sind also nur ein Behelf zur Bestimmung eines Theils des Zustandes einer Nazion, in so weit uns Denkmale und Urkunde zur genauern Bestimmung desselben fehlen.

Robertson gefällt sich sehr in der Vergleichung der alten Deutschen mit den nordamerikanischen Wilden, die einige unsre Landleuthe schon vor

ihm, nur nicht so umständlich, wie er, angestellt haben. Wäre er mit den Tunguſen, Baschkiren, den nogayiſchen, kumaniſchen und andern Tataren ſo bekannt geweſen, als mit den Amerikanern, ſo würde er im nördlichen Oſten, der wahrſcheinlicher Weiſe auch das Vaterland der Stifter unſrer Nazion war, getreuere Kopieen von den Deutſchen des Tazitus gefunden haben. Die Anhänglichkeit der alten Deutſchen an ihre Fürſten, ihre Art Krieg zu führen, der groſſe Werth, den ſie den Pferden beylegten, und noch viele andre Züge machen ſie den Tataren ungleich ähnlicher als den Iroken. Allein, auch dann hätte er immer nur den abſtrakten Menſchen, auf einem gewiſſen Grad des geſelligen Lebens, mit einigen wenigen beſondern Eigenſchaften, aber nie den Deutſchen den beſtimmten Menſchen unter unſerm Himmel, durch die Vergleichung dargeſtellt. Eine Zeile des Tazitus hat für den unbefangnen Geſchichtſchreiber, der ſeinen Witz nicht ſpringen laſſen will, ungleich mehr Werth, als alle Vergleichungen dieſer Art.

Unſre Hiſtoriker pflegen alle Produkte ihres Faches, die ſich vom gewöhnlichen trocknen Kronikenton entfernen, ſehr kavaliermäßig für Romanen und Deklamazionen zu erklären. Die kritiſche Berichtigung dürrer Thatſachen iſt freylich eine ſehr ſchätzbare Arbeit, wodurch ſich unſre Geſchichtſchreiber von jenen andrer Nazionen

stark auszeichnen. Macht sie aber ganz allein das Verdienst des Geschichtschreibers aus? Soll die Geschichte, und besonders die vaterländische bloß ein Gedächtnißwerk, und die Bemühung des Historikers einzig darauf eingeschränkt seyn, zum Behuf des Gedächtnisses eine kommliche Methode zu erfinden?

Die alten dachten hierüber ganz anders. Es war ihren Geschichtschreibern nicht darum zu thun, kronologische, diplomatische, numismatische u. d. g. Untersuchungen anzustellen, oder ihre Leser als Schulknaben zu behandlen, für die sie bloß eine faßliche Gedächtnißmethode ausfindig machen sollten. Sie schrieben mit Wärme für die gute Sache, wie sie dieselbe in ihren verschiednen Standpunkten betrachteten; im Gefühl der Wahrheit, ihres Berufs, ihrer Pflichten und der Tugend. Ihre Erzählungen haben daher ein Leben und flössen Empfindungen ein, welche sie mit den Mönchskroniken unsers mittlern Zeitalters, die übrigens auch brauchbare Geschichten sind, seltsam genug abstechen machen. Wir lachen darüber, daß die Römer und Venetianer zu Petrarkas Zeiten durch das Lesen des Livius und Tazitus bis zum Stolz der ehemaligen Weltbeherrscher entzückt wurden; allein immer muß ich bewundern, daß die Schriften dieser Altrömer auf ihre so entfernten und ihnen so unähnlichen Enkel diese Wirkung thun konnten. Unser Karakter und unsre

Staatsverfassung lassen nichts von einer ähnlichen Schwärmerey erwarten, die bey all dem Lächerlichen doch sehr liebenswürdig in meinen Augen ist; aber unsre Geschichtschreiber haben uns auch dagegen sicher gesetzt.

Geschichte der Deutschen.

Erstes Buch.

Zustand der Nazion und des Bodens zu der Zeit, wo Deutschland in der Weltgeschichte bekannt ward.

Ursprung des Namens Germanien.

Der Name Germanien, womit die Römer und spätern Griechen unser Vaterland bezeichneten, ist offenbar deutschen Ursprungs. Tazitus sagt, der Name Germanien sey neu, und erst den Tungrern, die über den Rhein gegangen, und die Gallier aus der Gegend von Lüttich vertrieben, hernach aber allen deutschen Völkerschaften beygelegt worden. Getrennt wie dieselbe waren, hatten sie schwerlich zuvor einen Nazionalnamen für sich. Die Teutonen oder Deutsche waren damals nur ein Theil der Nazion. Um die Zeit, wo nach der Meinung des Tazitus der Name Germanien allgemein geworden, strebten sie ohne Zweifel zum erstenmal nach einem gemeinschaftlichen Zweck; nämlich die Gallier zu plündern, zu vertreiben, und sich ihrer Wohnsitze zu bemächtigen, so wenig es auch ein unter ihnen verabredeter Plan gewesen seyn mag. Die Tungrer waren gegen die Gallier glücklich, und wurden daher in ihrer eignen

Sprache von den Ueberwundenen Sieger, Helden genennt, oder legten sich selbst mit allem Recht diesen Titel bey. Ihr Glück reitzte andre deutsche Horden, mit dem nämlichen Erfolg auch über den Rhein zu gehn. Sie theilten den Namen mit den erstern, so wie sie Theil an dem Glück derselben hatten. So wurde nach und nach der Name der ersten über die Gallier siegenden Horde der Name der ganzen Nation *).

Gränzen von Germanien.

Die Gränzen Deutschlands waren damals gegen Süden die Donau; gegen Westen der Rhein, gegen Norden das Meer, und gegen Osten Pannonien und Sarmazien, oder das heutige Hungarn und Polen. Jenseits des Rheins, besonders in den Niederlanden wohnten noch verschiedne ausgewanderte deutsche Völkerschaften, und auf den Gränzen vom heutigen Hungarn und Polen, wußte **) Tazitus selbst die Germanier von den Sarmatern und Pannoniern nicht ganz genau und zuverläßig zu unterscheiden.

Erdreich.

Unser Vaterland war damals größtentheils mit Waldung bedeckt. Der herzynische Wald, welcher sich nach ***) Cäsars Bericht vom Ursprung der Donau an längst diesem Strom hinab bis nach Dazien, und von da links bis in Sarmazien erstreckte, hatte 9. Tagreisen oder ohngefähr 60. Stund in der Breite, und 60 Tagreisen oder beynahe 380. Stund in der Länge. Der Schwarzwald, der Spessart, der Thüringer- und Böhmerwald, die vielen Holzungen in Bayern, der Wienerwald, die schlesischen Waldungen u. a. m. sind noch starke Spuren von demselben. Die Flüsse

*) Tacitus de mor. Germ. C. 2. **) Ibid. C. 43 & 46.
***) Cæsar de bello Gallico L. 6.

waren damals noch nicht durch den Anbau des Landes in bestimmte Betten eingeschränkt. Sie bildeten in ihrem freyen Lauf ungeheure Moräste *) wie wir noch in einem grossen Theil von Hungarn, Polen, Rußland und andern Ländern sehn. Bey unserm Gedenken sind noch unzählige Moräste ausgetrocknet worden. Die weiten Brüche nahe bey Maynz waren augenscheinlich ein Rheinsee, und die ganze Gegend um das schöne Mannheim her ein ungeheurer Sumpf. Die Ufer der Donau, Weser, Elbe, Oder und andrer Flüsse, die nicht so frühe angebaut, nicht so fruchtbar und stark bewohnt sind, als jene des Rheins, sind noch in unsern Zeiten sumpfigter, als diese; und wir können die Veränderungen nicht genug bewundern, die in Ansehung der Einschränkung der Flüsse unter einer glücklichen Regierung in Brandenburg und Pommern erst seit einem Menschenalter sind bewirkt worden.

Der Boden Germaniens war damals so verschieden, als er noch jetzt ist **). Süddeutschland hat überhaupt eine tonigte oder leimigte Erde, und Norddeutschland meistens Sand. Ton, Kalk und Leimen, die von den Flüssen und Bächen, oder den grossen Ueberschwemmungen der Erde aus den höhern Gegenden und Gebirgen herabgeschwemmt wurden, setzten sich eher und wegen der leichten Verbindung vester an, als der bewegliche und unzusammenhängende Sand, der bis in die tiefsten Gegenden fortgerollt wurde. Der größte Theil des ober- und niedersächsischen Kreises, Holland und das nördliche Westphalen, sind fast durchaus Sand. Die Untersuchung der Revolutionen, welche See und Flüsse in diesen niedern Gegenden Deutschlands

*) Tacitus de mor. Germ. c. 5. **) Ibid. eod.

bewirkt haben, überlassen wir den Naturforschern; allein eine Stelle des Plinius *) welche den Kampf der See und des deutschen Gestades lebhaft genug darstellt, können wir hier nicht übergehn. Von den Kauzen, die das Meerufer zwischen der Ems und der Elbe bewohnten, und die er selbst besucht hat, sagt er: „Das Meer überschwemmt täglich ihre Gegenden zweymal so hoch, daß man nicht weiß, ob man sie Land oder See nennen soll. Da hat sich das elende Volk Hügel aufgeworfen, grade so hoch, als das Wasser zu steigen pflegt; und seine Hütten darauf gebaut. Bey der Flut scheinen sie zu schwimmen, und bey der Ebbe sehen sie denen ähnlich, welche Schiffbruch gelitten haben". Wenn man die Revolutionen des holländischen Bodens betrachtet, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Eilande und Sandbänke, welche vor der frießländischen und bremischen Küste liegen, ehedem mit dem vesten Land zusammenhiengen, und das Vaterland der Kauzen waren, welches Plinius mit Staunen bereiset hat. Das Südermeer in Holland war weiland vestes Land; und es sind noch nicht über zwey Jahrhunderte, daß ein Theil der Einwohner der Provinzen Grönigen und Frießland, gleich den Kauzen, auf aufgeworfenen Hügeln seine Sicherheit gegen die Fluthen suchen mußte. Unweit Harlem liegt ein römisches Kastell, und unweit Schwinemünde eine hochberühmte slavische Stadt, in der See begraben. Die Entstehung des Heiligen Dammes bey Rostock, die Revolutionen auf der Insel Rügen, und die unzähligen Veränderungen auf den dänischen Küsten beweisen offenbar, daß sich das deutsche Gestade nicht mehr gleich sieht. Reichthum und Fleiß haben nun der See Schranken gesetzt.

Ein

*) Plinius hist. natur. L. 16. c. 1.

Luft. Ein so waldigtes und sumpfigtes Land mußte nothwendig eine kalte und feuchte Luft haben. Unsre Flüsse froren alljährlich zu. Unsre Väter wissen sich noch zu erinnern, daß der Rhein, dessen Ufer während des schwedischen und der darauf erfolgten Kriege beynahe wieder die Wildniß geworden, die sie zu Tazitus Zeiten war, wenigstens alle zwey oder drey Jahre zufror, da es jetzt, bey ungleich stärkerm Anbau des Landes, höchstens alle sechs oder sieben Jahre einmal geschieht. Der Mensch ist Herr über die ganze Natur, wenn seine Thätigkeit nicht durch Verwilderung und Tyranney unterdrückt oder gehemmt wird. Sein Fleiß heitert die Luft über ihm auf und erwärmt sie. Wir haben ein auffallendes Beyspiel an Amerika, wie sehr das Klima eines waldigen, sumpfigen und wilden Erdkreises von jenem eines angebauten Landes verschieden ist. Die Insel Neuland liegt unter dem Himmelsstrich von England, und kaum kann ein Engländer den sechs Monath langen Winter und die rauhe Witterung aushalten. Das Feuerland liegt in Süden auf der nämlichen Breite, die Sleswig in Norden hat, und doch verhält sich jenes zu diesem, wie Italien zu Lappland. Wenn die italischen Schriftsteller von unserm Vaterlande reden, so treffen ihre Schilderungen mit unsern Beschreibungen von Sibirien überein. Tazitus sagt, niemand, ausser dessen Vaterland es wäre, würde sich entschliessen können, in Deutschland zu wohnen *). Den Römern mußte natürlich dieß Land unfreundlicher scheinen, als es wirklich war, besonders da Italien damals ungleich mehr angebaut, wärmer und trockener war, und also eine viel heiterere Luft und überhaupt mehr An-

*) Tacit. de mor. Germ. c. 2.

nehmlichkeiten hatte, als es jetzt hat: Allein auch den Deutschen selbst mißfiel ihr Vaterland, als sie angebautere Länder kennen gelernt hatten. Ganze sechs Jahrhunderte hindurch suchten sie sich mit den Waffen in der Hand andre Wohnplätze. — Wer wird nun in Dresden, Leipzig, Bamberg, Würzburg, Maynz, Heilbronn und vielen andern Städten Deutschland seinen Wohnplatz, der Luft wegen, gegen Rom vertauschen?

Natürliche Fruchtbarkeit des Erdbodens. Der Boden war, wenigstens in gar vielen Gegenden, sehr ergiebig *). Neuumgerissene Länder sind, wie wir in Nordamerika und an unsern vieljährigen Brachfeldern sehn, ungemein fruchtbar. Die Fäulung des Unkrautes, des Gesträuches, der Pflanzen, der Bäume und Blätter düngen ein wildes Land bis zur Geilheit. Der deutsche Boden trug damals wilde Rettiche, so groß als ein kleines Kind, Rüben und Spargel **); und die Gegenden, wo diese wilden Gewächse erzeugt wurden, waren ohne Zweifel dem Boden des heutigen Podoliens, Volhyniens und der Ukraine sehr ähnlich, welche Provinzen wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt sind, und die nämlichen Gewächse wild hervorbringen.

Metalle u. a. Produkte. Nach dem Zeugniß des Tazitus ***) bauten die Deutschen keine Bergwerke. Er zweifelt, ob es ein Segen oder Fluch des Himmels sey, daß sie kein Gold und Silber haben. Doch getraut er sich nicht zu bestimmen, ob diese edeln Metalle in den weitläufigen deutschen Gebirgen zu finden seyen, oder nicht. An Eisen,

*) Tacit. de mor. Germ. c. 5. **) Plinius hist. nat. L. 19. c. 5. ***) Tacit. de morib. Germ. c. 5. 6.

meint er, hätten sie auch Mangel gehabt *), weil sie ihre Pfeile nicht damit beschlügen. Plutarch **) sagt hingegen, die Zimbrer und Teutonen, welche die deutschen Waffen zuerst in Ruf gebracht, hätten eiserne Rüstung gehabt. Nach seiner Beschreibung sah das deutsche Kriegsheer prächtig und sehr glänzend aus, worzu die Metalle das meiste beygetragen haben mußten. Besonders macht er viel Aufhebens von ihren ungeheuern Schwerdtern und ihren schimmernden Schilden, die ohne Zweifel mit Blech überzogen waren. Sollten sie dieß Waffengeräthe von Fremden auf die Art bekommen haben, wie die bekannten nordamerikanischen Wilden ihre Streitäxte und andre Waffen von den Engländern bekommen? Oder hat Tazitus falsch geschlossen, ihre unbeschlagnen Pfeile seyen ein Beweis, daß sie wenig Eisen hätten? Nach seinem Bericht waren sogar ihre Lanzen sehr sparsam mit Eisen versehn. — Es ist freylich schwer zu glauben, daß ein so barbarisches Volk sich auf die Ausbeute und Verhandthierung des Eisens sollte verstanden haben, welches unter allen Metallen das schwerste zu gewinnen und zu verarbeiten ist. Sie hatten Salz, und der Börnstein war ein Deutschland ausschließlich eignes Produkt, und wurde nur von den Aestyern, den Bewohnern des heutigen Preussens, gesammelt. — Das Wißbad ward schon von den Römern besucht.

Wilde Thiere und Fische. Auerochsen und Elendthiere ***), die nun durch Europens Anbau in Sibirien hinauf verscheucht worden, waren ehedem häufig an den Ufern des Rheines und in

*) Tacit. de mor. Gall. c. 7. **) Plutarch. in vita Marii. ***) S. Jul. Cæs. de bello Gallico l. 6. Beckmann. de præcip. Germ. ant. animal. In Büschings gelehrten Abhandlungen und Nachrichten aus und von Rußland — Schlözers Briefwechsel 1776. S. 79—82.

ganz Deutschland. Die Germanier hatten auch wilde Pferde, wie die heutigen Tatarn und Hungarn, und erst im achten Jahrhundert wurden sie durch einen päbstlichen Befehl vom Pferdefleisch entwöhnt. Falken, die wir jetzt aus Island und andern nördlichen Ländern beschreiben, gab es damals häufig bey uns *). Alle Arten von starken Raubvögeln wurden von den gemeinen Leuthen zum Behuf der Jagd unterhalten. Unter den Fischen Deutschlands waren besonders die Störe und Rheinsalmen berühmt.

Früchte. Tazitus glaubt, der deutsche Boden sey untüchtig, zahme Obstbäume zu tragen. Diesseits des Rheins waren sicher wenig Bäume dieser Art zu finden; allein an den Ufern dieses Flusses standen schon zu Plinius **) Zeiten Kirschbäume.

Haber und Gerste waren die bekanntesten Getraidarten, welche die Germanier bauten. Aus jenem machten sie einen Brey, und aus dieser Bier.

Zur Viehzucht war der Boden Germaniens hauptsächlich bequem. Grosse Heerden waren ihre einzigen und liebsten Güter ***). Die deutschen Waiden und Grasarten waren sehr berühmt ****). Allein das Hornvieh war nicht schön; so wie die Pferde der Germanier, worauf sie besonders viel hielten, ebenfalls unansehnlich und nicht schnell waren *****). Doch muß man diesen Bericht des Tazitus nicht für ganz Deutschland gelten lassen, oder voraussetzen, daß sich ohngefähr 250. Jahre nach ihm die Pferdezucht in einigen Gegenden Deutschlands sehr

*) Serarius inter Bonifacian. Epist. 40. p. 54. **) Plinius hist. nat. L. 15. c. 25. ***) Tacit. de mor. Germ. c. 5. ****) Plinius hist. nat. L. 17. — Quid laudatius Germaniæ pabulis? *****) Tacitus de mor. German. c. 5. & 6.

gebessert habe; denn Flavius Vegezius rathet den Römern seinen Landsleuthen, thüringische Pferde zu ihrer Reiterey zu gebrauchen *).

Grösse der Germanier.

Die Deutschen waren von Körper die grösten Menschen, welche die Römer kannten. Sie erschracken ob den Riesengestalten der Zimbrer und Teutonen. Cäsar berichtet uns, die von ihm belagerten Einwohner eines belgischen Fleckens hätten seine Leuthe ausgelacht, daß sie, so winzige Männerchen, als sie wären, Berennungsmaschinen bauten, welche in Bewegung zu setzen sie offenbar keine Kräfte hätten. Als diese Maschinen endlich ihre Wirkung thaten, glaubten die erschrockenen Belger, die Götter müßten für die Römer streiten, weil ohne ihren Beystand so kleine Leuthe nicht solche ungeheure Werke zu Stand bringen könnten **). An der nämlichen Stelle sagt dieser berühmte Römer, die Kleinheit der Römer überhaupt diene den Galliern zum Spott. Nun setzte aber nach seinem eignen Zeugniß die ungeheure Grösse der Deutschen die Gallier selbst in solches Schrecken, daß sie denselben nicht einmal ins Gesicht zu sehn getrauten ***). Nach dem Bericht des Tazitus war die Grösse der Deutschen ein Gegenstand der Bewunderung der Fremden ****). Ueberhaupt, wenn die Römer von den Deutschen sprechen, nennen sie dieselbe ungeheuer grosse, erstaunliche, schreckliche Leuthe.

Das Aeusserliche.

Nebst der Grösse fielen den Römern die sehr weisse Farbe, das lockigte, gelbe Haar und die blauen Augen an den Deutschen auf. Ihr schönes goldfarbnes Haar

*) Mulomed. L. 4. **) Cæsar de bello Gallico L. 2.
) Cæsar ibidem L. 1. *) Tacit. de mor. Germ. c. 22.

ward ein Artickel des römischen Luxus, und war auf dem Kopf eines hohlaugigten, dunkelgelben Senators oder einer abgenutzten Dirne die größte Satyre auf Roms Verderben. Ihre Miene war trotzig *) und wild, und ihr Blick so feurig, daß kein Gallier ihn aushielt. **). Der Bau, die Bildung und die Gesichtszüge der Deutschen waren so einförmig, daß sie Tazitus für ein ganz besonders Stammvolk und für einen ganz eignen, mit Fremden untermischten Schlag Menschen hält ***).

Häusliche Sitten und Lebensart. Nahrung.

Die Nahrung der Deutschen bestand in wildem Obst, Milch, Käse, Fleisch und Habermus ****). Ihr Getränke war eine Art Bier. So sehr Tazitus das Einfache ihrer Speisen rühmt; so starke Vorwürfe macht er ihnen über ihre Liebe zum Trunk. „Bey ihnen, sagt er, ists keine Schande, Tag und Nacht in Einem fortzutrinken. Bey ihren Saufgelagen halten sie sogar die wichtigsten Berathschlagungen, weil sie glauben, das Gemüth sey sonst nie zum Denken und zu grossen Entschlüssen besser aufgelegt. — — Giebt man ihnen genug zu saufen, so werden sie eben so leicht durch Laster als mit den Waffen besiegt „ *****). — Diodorus Sikulus sagt sogar, die Gallier und Germanier vertauschen einen Sklaven gegen ein Faß Wein ******). — Nebst dem daß alle Wilden und Halbwilden dem Trunk ergeben sind, und sich durch denselben zu erhitzen und bey der gedankenlosen Langenweile, die ihnen die leichte Befriedigung ihrer Bedürfnisse gewährt, in den Zu-

*) Tacit. de mor. Germ. c. 4. **) Cæsar de bello Gallico L. 1. c. 39 ***) Tac. de mor. Germ. c. 2. & 4. ****) Tac, ibidem c. 23. — J. Cæsar de bello Gallico L. 6. c. 22. Plinius hist. nat. L. 18. c. 44. *****) Tacit. c. 22. & 23. ******) Diod. Sic. L. 6.

stand der Vergessenheit zu setzen suchen, den sie für Seligkeit halten müssen; so muß man auch noch an diesen Vorwürfen abrechnen, daß die kalte Luft der Deutschen mehr erwärmendes Getränke erfoderte, als das warme Klima von Italien, dessen Bewohnern jene Sitte ausschweifender scheinen mußte, als sie natürlicher Weise war. Der Instinkt treibt den saftvollen Nordländer an, sein Geblüte durch erhitzende Getränke in Bewegung zu setzen und die nöthige Ausdünstung dadurch zu befördern, da der hagere Südländer dieses Hilfsmittels nicht bedarf.

Wohnung und Feldbau. Die Deutschen wohnten weit umher zerstreut, und jeder schlug sein Dach auf, so wie ihn ein Brunnen, ein Gefilde oder ein Wald dazu einlud *). Sie hatten weder förmliche Dörfer noch Städte, und dieß ist an sich schon Beweis genug, daß Deutschland damals nicht sehr bevölkert war. Die Städte hielten sie für Gefängnisse **). Von den Swaben, dem größten Theil der Nazion, sagt Julius Zäsar: ***) „Sie verlegen sich nicht auf den Ackerbau, und keiner hat ein gewisses, eignes Gut. Jährlich theilen die Fürsten und die Obrigkeit die Aecker unter die verschiedenen Horden und Familien aus, so wie sie sich zusammen gethan haben, und so viel als ihnen gefällt. Das folgende Jahr müssen sie sich anderswo niederlassen. Sie geben verschiedne Ursachen von dieser Einrichtung an: Damit sie sich nicht durch die Gewohnheit verleiten lassen, aus Kriegern Ackersleuthe zu werden; nicht nach weitläufigen Besitzungen trachten, und die Mächtigern sich nicht auf Kosten der Geringern bereichern; nicht sich durch bes-

*) Tacit. de mor. Germ. c. 16. **) Ammian. Marcel. L. 16. c. 1. ***) Julius Cæsar de bello Gallico L. 6. c. 22.

sere Gebäude mehr gegen Hitz und Kälte zu verwahren suchten; nicht Geldgierde mit ihren Folgen, der Zweytracht und des Verfolgungsgeistes unter ihnen entstünde; und endlich damit sich das Volk durch Billigkeit besser leiten liesse, da jeder so viel Gut hätte als der Mächtigste „. Schwerlich war das die Philosophie unsrer barbarischen Vorältern, und ohne Zweifel hat sich Cäsar oder einer seiner Kundschafter zu dieser Einrichtung Ursachen hinzugedacht, die ein Deutscher selbst nicht hätte erklären können. Das weite ungebaute Land both Gelegenheit genug dar, daß eine Horde oder Familie jährlich ihren Wohnplatz mit Vortheil verändern konnte; so wie sie an einem andern Ort mehr Bequemlichkeit oder bessere Nachbarn fand. Auch folgt aus der Beschreibung des Tazitus, daß wenigstens ein grosser Theil der Deutschen auf eine ziemlich lange Zeit stäte Wohnungen haben mußte *); weil viele etwas Fleiß auf den Bau ihrer Wohnungen verwendet, welches ein bloß herumirrendes Hordenvolk nicht zu thun pflegt. Tazitus unterscheidet auch einige deutsche Völkerschaften von ihren Nachbarn, den Sarmatern, dadurch, daß sie sich an einem gewissen Ort häuslich niederliessen, dahingegen diese nur auf ihren Pferden und Wagen herumschweiften und ohne stäte Wohnung lebten **). Ueberhaupt war die Wohnart der Deutschen gewiß sehr verschieden, weil sie bald Jäger, bald Hirten, bald Ackersleuthe und bald Räuber waren. Sie schweiften bald herum, und bauten sich bald wieder

*) Tacit. de mor. Germ. c. 16 Suam quisque domum spatio circumdat — quædam loca diligentius illinunt terra ita pura & splendida, ut picturam atque lineamenta colorum imitetur. **) Idem c. 46. — Hi tamen inter Germanos potius referuntur, quia & *domos figunt* & scuta gestant, & pedum usu & velocitate gaudent, quæ omnia diversa Sarmatis sunt in plaustro equoque viventibus.

auf einige Jahre an, je nachdem es ihre Bequemlichkeit oder die Befriedigung ihrer Bedürfnisse erfoderte. Aus einer Stelle des Tazitus, wo er sagt, daß sie jährlich mit ihren Feldern wechselten, folgt weiter nichts, als daß sie einen Theil derselben Brach liegen liessen *). Indessen machten die immer Herumschweifenden ohne Zweifel die größte Zahl aus, welches sich auch aus dem schlechten Zustand ihres Feldbaues schliessen läßt. Uebrigens waren ihre Häuser sehr einfach, ohne Mörtel und Ziegel. Viele wohnten auch den Winter durch in unterirdischen Hölen, die sie mit Mist bedeckten, und worzu sie zugleich ihre Früchten aufzubehalten pflegten **).

Wir wissen nicht, daß die Deutschen etwas anders bauten als Gerste und Haber. Der Ackerbau war bey ihnen erst in der Wiege. Sie hatten den grossen Schritt zum geselligen Leben noch nicht gethan, und sich durch starken Anbau an ihre Erde gebunden. Die Baumfrüchte, die Eintheilung und Wässerung der Wiesen, und die Gärten, waren ihnen gänzlich unbekannt, und sie hatten keinen Namen für den Herbst ***).

Kleidung. Eine Hüftendecke, die Tazitus Sagum nennt, und welche auf die nachläßigste Art zusammengeheftet wurde, war die Kleidung der meisten. Woraus dieses Sagum gemacht worden, läßt sich nicht bestimmen. Tazitus unterscheidet es von den Thierhäuten, womit viele auch einen Theil ihres Körpers zu decken pflegten. Weiber und Männer waren gleich gekleidet, und keine falsche Scham hatte noch ihre Sitten verdächtig gemacht. Die Arme, die Schultern und die Brust waren unbedeckt.

*) Tacit. de mor. Germ c. 26. Arva per annos mutant & superest ager. **) Ibid. c. 16. ***) Ibid. c. 26.

Die Reichsten trugen ordentliche Kleider von Zeugen, die aber nicht weit waren, sondern hart an den Leib anschlossen, und den Umriß der Glieder zeigten. Zum Theil hatten die Weiber auch Kleidungsstücke, die mit Purpur gefarbt und also für sie sehr kostbar waren *).

Hang zum Müßiggehn.

Der Mensch ist von Natur träge. Nur die Noth treibt ihn zur Arbeit, und er arbeitet bloß in der Hofnung müssiggehn zu können. Er sucht seine Bedürfnisse auf die leichteste Art. Die ihm angebohrne Habsucht zieht seine Phantasie ins Spiel, und diese häuft ohne sein Wissen nach und nach seine Bedürfnisse und seine Arbeit. Biethet ihm die Natur nicht wilde Früchte genug dar, um seinen Hunger stillen zu können, so wird er das grausamste und listigste Raubthier. Die mannichfaltigen Geschäfte der Jägerey vervielfachen nach und nach seine Begriffe und erwecken die in ihm schlafende Vernunft. Er sammelt sich die Begriffe zur Viehzucht, und wird ein Hirt, um die Thiere gemächlicher tödten und verzehren zu können. Er frißt einige Futterkräuter seines Viehes; und in der Hofnung, seine Bedürfnisse leichter stillen zu können, und einen reichern Vorrath von Lebensmitteln zu haben, zieht er sich die Begriffe zum Pflanzen und endlich zum ordentlichen Feldbau ab. So ist die Trägheit die Mutter des Fleisses, und so verführt die phantasiereiche Habsucht den Menschen ohne sein Wissen zur Geselligkeit, zu seinem Glück.

Der Deutsche stand damals zwischen den beyden Stufen zum geselligen Leben, zwischen der Viehzucht und dem Ackerbau. Auf die letztere hatte er kaum einen Fuß gesetzt. Seine Thätigkeit war noch nicht

*) Tacit. de mor. Germ. c. 17.

entwickelt, und so Barbar als er noch war, war es ihm sehr natürlich, das Recht des Stärkern geltend zu machen, und einen Theil der Arbeit für seinen Unterhalt auf den Schwächern zu wälzen. „Wenn sie nicht in den Krieg gehn, sagt Tazitus *), so gehn sie zuweilen auf die Jagd, doch bringen sie die meiste Zeit mit Müßiggang, mit Schlafen und Schmaussen zu. Die stärksten und kriegerischesten unter ihnen thun nichts, sondern belasten die Weiber, die Alten und die Schwächsten überhaupt mit den Geschäften der Hauswirthschaft und des Feldbaues „. Tazitus wundert sich an der nämlichen Stelle, daß das nämliche Volk so sehr den Müßiggang liebt und zugleich die Ruhe haßt. Allein ihre Liebe zum Krieg war eine Wirkung ihrer Trägheit, wie wir hören werden, wenn von ihren öffentlichen Sitten die Rede seyn wird.

Knechte. Sie hatten zum Behuf ihrer Hauswirthschaft auch Knechte, die aber ein leidlicheres Schicksal hatten, als jene der gesittetsten Völker ihrer Zeit. Diese theilten die Arbeit mit den Weibern und Kindern des Hauses, und hatten dabey ihre eigne Wirthschaft. Der Herr bestimmte ihnen das Maaß des Getraides und die Zahl des Viehes, womit sie als mit ihrem Eigenthum schalten und walten konnten. Selten wurden sie geschlagen oder gefesselt. Wurde einer umgebracht, so geschah es nicht aus Ueberladung mit Arbeit oder Grausamkeit, sondern aus Jachzorn **). Ihre Knechte waren theils gefangen, theils als Waaren eingetauscht.

Spiele. Die deutschen Jünglinge hatten eine Art Spiel, das ihrem kriegerischen Geist entsprach, und den Bewegungen ihrer schönen Körper Rundung, Leichtigkeit und Anstand gab. Nackt

*) Tac. de mor. Germ. c. 15. **) Ibid. c. 25.

sprangen sie zwischen entblößten Schwerdtern und drohenden Spiessen herum, und wer denselben am nächsten und dabey am geschicktesten auszuweichen wußte, gewann den Beyfall der Zuschauer, der die einzige Belohnung der Tänzer war. Die Uebung hatte di Kunst, und diese den Anstand hervorgebracht *).

Ausschweifend liebten sie das Würfelspiel. Sie behandelten es als eine sehr ernsthafte Sache. Wenn sie Viehe, Früchte, Waffen, Kleider und all ihr liebstes Haab verloren hatten, so setzten sie beym letzten Wurf sogar ihre Freyheit aufs Spiel. Der Verlierende ward gutwillig der Knecht des Gewinnenden, und ließ sich binden, wenn er auch gleich jünger und stärker war. Tazitus nennt dieses Betragen einen bösartigen Eigensinn; die Deutschen nennten es aber nach seinem eignen Zeugniß Treue. Die auf diese Art erworbenen Knechte verkauften sie, um sich von der Schande des Gewinnes frey zu machen **).

Redlichkeit. Diese bis zur Ausschweifung übertriebne Redlichkeit war im Grunde einer der schönsten Züge im Karakter der Deutschen, der auch am spätesten verlosch. Ueberhaupt wußten sie nichts von List, Hinterhaltung, Wucher und Betrug ***). Sie hielten alle Schleichwege für schimpflich für einen beherzten Mann, und bloß die Stärke und das Glück entschieden bey den Kollisionen ihres verschiedenen Interesse.

Gastfreyheit. Nach dem Zeugniß des Tazitus war kein Volk gastfreyer als die Deutschen. Irgend einem Menschen Obdach zu versagen war bey ihnen eine Schandthat. Alles, was im Haus war, gehörte dem Gast wie eigen zu. Fand man

*) Tac. de mor. Germ. c. 24. **) Ibid. eod. ***) Ibid. c. 22. & 26.

in einem Haus den Herrn nicht daheim, so gieng man ohne Bedenken in das nächste, und wurde immer mit gleicher Gefälligkeit aufgenommen. Man machte keinen Unterschied zwischen Bekannten und Unbekannten. Man gab beym Abschied dem Fremden mit, was er begehrte; aber da man bey ihm die nämliche Gutherzigkeit voraussetzte, so sprach man ihn eben so leicht um ein Geschenke an, als man ihm eines gab. Die Deutschen hatten einen besondern Gefallen an Geschenken. Allein sie liessen sich weder durch Gaben verbindlich machen, noch rechneten sie die ihrigen andern an *). — Später finden wir bey verschiednen deutschen Völkern, an den Burgundern, Franken und Bayern, daß nach ihren Gesetzen die Versagung des Gastrechtes als ein Hauptverbrechen gestraft wurde. — An diesem Zug des trotzigen Deutschen, der zum Raub und Krieg erzogen ward, erkennen wir mit Freude wieder das gute Kind der Natur, das seinen mit seinem Blut errungenen Raub mit einem friedlichen Fremden theilt. — Vielleicht ist dieser Zug der stärkste Beweis, daß die Deutschen dem ersten Ursprung nach mit den Tataren an den Ufern des schwarzen Meeres verwandt sind.

Keuschheit. Nichts bewunderten die Fremden an den Sitten der Deutschen mehr, als ihre Keuschheit und Ehetreue. „Die am längsten keusch bleiben, sagt Cäsar von ihnen, werden von den ihrigen am meisten gerühmt. Dadurch glauben sie ihren Wuchs zu befördern, ihre Kräfte und ihre Nerven zu stärken. Sie halten es für die größte Schande sich vor dem zwanzigsten Jahre mit einer Weibsperson zu begehen; obgleich sie ihre anziehendsten Reitze so wenig verbergen, daß sich beyde Geschlech-

*) Tacitus mor. Germ. c. 21.

ter vermischt mit einander in den Flüssen baden „ *). Tazitus stimmt hiemit überein, und sagt auch von den deutschen Mädchen, daß sie spät heurathen **).

Ehe.

„ Wenn die Weiber mit bloßer Brust einhergehn, sagt Tazitus ***), so ist doch die Ehe bey ihnen strenge. Und nichts ist von ihren Sitten löblicher. Unter allen Barbaren sind sie fast die einzigen, die sich mit einem Weibe begnügen; nur wenige ausgenommen, die nicht aus Wollust, sondern ihres Adels wegen mehrere Gattinnen nehmen. Die Frau bringt dem Mann kein Mitgift zu, sondern er steuert sie selbst aus. Eltern und Verwandte sind bey dem Liebesgewerbe, und geben den Ehegeschenken ihren Beyfall. Diese sind nicht nach den Vergnügungen der Weiber oder zum Putz der Braut ausgesucht, sondern bestehn in Viehe, geschirrten Pferden, einem Schild und Spieß, oder einem Schwerd. Dieß ist das Ehepfand für die junge Gattin, und auch sie macht ihrem Bräutigam mit einiger Rüstung ein Geschenke. Dieß ist das stärkste Band, dieß ist das heilige Ehegepränge, dieß sind ihre Gottheiten der Ehe. Die Braut wird bey der Hochzeit ermahnt, sie soll sich nicht über die strengen Tugendbegriffe hinaussetzen, oder sich einbilden, sie sey ausser aller Kriegesgefahr. Man sagt ihr, sie sey die Gefährtin der Arbeit und des Ungemachs; sie habe im Krieg und Frieden mit dem Mann gleiches Schicksal zu theilen. Dieß kündigen die zusammengejochte Ochsen, das geschirrte Pferd und die geschenkten Waffen an. So müsse sie leben, so sterben. Sie empfange hier Pfänder, die sie den Kindern in ihrem Werth und unverletzt übergeben, und für ihre spaten Enkel hinterlassen müsse. — Ih-

*) Cæsar de bello Gallico L. 6. c. 21. **) Tac. de mor. Germ. c. 20. ***) Ibid. c. 18. 19. 20.

re Unschuld ist also ausser Gefahr, und wird weder durch wollüstige Schauspiele noch durch gefährliche Gastmahle in Versuchung geführt. Sie wissen so wenig als die Männer von Liebesbriefen. Unter diesem so zahlreichen Volk sind die Ehebrüche etwas seltenes. — Die Weiber haben Einen Mann, wie Einen Leib und eine Seele; sie haben keinen andern Gedanken, keine andre Begierde. — Sie halten es für eins der abscheulichsten Verbrechen, ihre Fruchtbarkeit zu hindern *). Bey ihnen haben die guten Sitten mehr Wirkung, als anderswo die guten Gesetze ».

Körperliche Stärke.

Dieser Keuschheit, dieser Ehetreue hatten die Deutschen hauptsächlich ihren schönen Wuchs, ihre vollen Körper und ihre Stärke zu danken; und diese machten sie ihren mächtigen Feinden überlegen, welche von der Wohllust ausgezehrt und zu Halbmenschen wurden. Die beyden Geschlechter vermischten sich mit gleicher ungeschwächten Zeugungskraft, und ihre Kinder hatten das Gepräge von der vollen Kraft ihrer Eltern **). Die Enkel blieben beym Heerde des Großvaters, und die junge, zahlreiche Familie wuchs in ihrer Unsäuberlichkeit und Nacktheit zu den Riesenfiguren auf, derer bloßer Anblick die stolzen und bloß den Deutschen bezwinglichen Römer in Schrecken setzte. Jede Mutter säugte ihre Kinder mit eigner Brust, und vertraute sie nicht den Mägden und Ammen an. Keine verzärtelte Erziehung machte einen Unterschied zwischen dem Herrn und dem Knecht. Beyde wuchsen unter Einer Heerde und auf Einem Boden auf, bis

*) Wer den Ovid und andre römische Schriftsteller kennt, der weiß, daß die Damen von Rom schon lange vor Tacitus sich ihre Kinder abzutreiben pflegten.

**) Tacit. de mor. Germ. c. 20.

sie das Alter trennte, und die Tugend die Trennung bestätigte *). — Hätten wir doch nicht Ursache, unsern Landsleuthen die Sitten unsrer Väter in der nämlichen Absicht vorzumahlen, worinn sie der patriotische Tazitus den seinigen vorgemahlt hat!

„Wer könnte den Deutschen widerstehn, fragt Seneka seine ausgearteten Landsleuthe, wenn sie die Kriegszucht hätten, die wir haben„ **)? Ihre Stärke war der Gegenstand der Bewunderung aller Fremden. Zäsar staunte über die Deutschen Krieger, die jedem Pferde gleich laufen konnten, und es dabey bey den Mähnen faßten ***). Tazitus sagt, sie hätten ihre Spiesse ins Unermeßliche geworfen ****).

Ihre ganze Erziehung war darauf angelegt um sie stark zu machen und abzuhärten *****). Die oben beschriebne Spiele der Jünglinge, ihr häufiges Baden in Flüssen ******), ihre nachläßige Kleidung, ihre ganze Lebensart trug dazu bey, sie zu den Ueberwindern des berühmtesten Volks zu machen, das die Geschichte kennt.

Oeffentliche Sitten.

Der Krieg war beynahe das einzige Band der deutschen Horden. Wie der von Natur so träge Mensch kriegerisch werden könne, läßt sich sehr leicht aus den Leidenschaften erklären, welche die Ursache all unsers Glücks und Unglückes sind. Der, welcher einen andern im Zorne todtschlägt, weil er ihm irgend eine Frucht der Erde, wornach jener wie dieser gleich starken Hunger hat, streitig macht, trägt seinen Jachzorn, seine Rachgierde, seine Habsucht mit zu den Bewegungen der

Gesell-

*) Tac. de mor. Germ. c. 20. **) Seneca de ira L. 2. c. 11. ***) Cæsar de bello Gall. L. 1. c. 48. ****) Tacit. c. 6. *****) Cæsar L. 6. c. 21. ******) Ibid. eod.

Gesellschaft bey, deren Mitglied er ist oder wird. Ganze Gesellschaften verhalten sich, wie einzle Menschen, und werden von den nämlichen Leidenschaften zur Thätigkeit angetrieben. Eine Familie, eine Horde, die zur Befriedigung ihrer natürlichen Bedürfnisse auf etwas Anspruch macht, welches zugleich die Gierde einer andern Horde reizt, kömmt mit dieser auf die nämliche Art in Handgemenge, wie zween einzele Menschen.

„Ihr ganzes Leben, sagt Zäsar *), ist der Jagd und dem Krieg gewidmet„. Tazitus **) sagt uns, sie hätten weder ein häusliches, noch ein öffentliches Geschäfte unbewaffnet begonnen. Nach seinem Bericht kamen sie sogar öfters bewaffnet zum Schmaussen zusammen ***). Jeder freye Deutsche mußte aber in einem gewissen Alter erst förmlich in die rühmliche Zunft der Krieger aufgenommen werden. In der Landsgemeinde gab entweder der Fürst, oder der Vater, oder sonst irgend ein naher Anverwandter, den jungen Helden einen Spieß oder einen Schild zum Zeichen seiner Aufnahme. Dieß war bey ihnen, was bey den Römern die Toga war. Zuvor war der Jüngling ein Glied seiner Familie; nun ward er aber ein Glied des States. Auch dem Sohn kamen die Verdienste des Vaters und der dadurch erworbene Adel hiebey zu statten. Die Edeln schämten sich nicht, den alten, geprüften, starken Kriegern aus dem gemeinen Volk zugesellt zu werden ****). Krieg war die Hauptbeschäftigung der Deutschen, weil er eins der hauptsächlichen Mittel war, ihre Bedürfnisse zu befriedigen.

*) Cæsar de bello Gall. Vita omnis in venationibus atque in studiis rei militaris consistit. **) Tac. de mor. Germ. c. 13. ***) Ibid. c. 22. ****) Ibid. c. 13.

Ehedem reitzte irgend eine Bequemlichkeit, die ihnen der deutsche Boden darboth, die Gallier, über den Rhein zu gehn, und ihre Gierde auf Kosten der Deutschen zu befriedigen *). Sie waren damals den Deutschen überlegen **), ohne Zweifel weil sie in engere Gesellschaften mit einander verbunden waren. Nach und nach häuften sich die Menschen in Deutschland; man that sich näher zusammen, man ward durch die Einfälle der Gallier an den Krieg gewöhnt und lernte ihn; indessen die Gallier durch die Nähe der römischen Provinzen und die Leichtigkeit, wegen der grossen Seeküste, den Luxus unter ihnen zu befördern, verzärtelt wurden ***). Gallien bauete sich nach und nach an; und nun hatten die Deutschen in demselben mehr zu gewinnen, wenn sie einen Einfall wagten, als die Gallier in Deutschland. Jene waren nach dieser Veränderung so glücklich, und der Ruhm ihrer Dapferkeit stieg so hoch, daß die Bataver ****) die Trierer *****) und andere Völker, die sich jenseits des Rheins niedergelassen hatten, stolz darauf waren, deutschen Ursprungs zu seyn. Zu Cäsars Zeiten getrauten sich die Gallier selbst nicht, sich in Rücksicht auf Dapferkeit mit den Deutschen zu vergleichen ******).

Ihre ganze Regierungsverfassung athmete nun Krieg. Dieser hatte durch obbemeldte Veranlassung, und wegen der Härte des vaterländischen Bodens, mehr die Plünderung benachbarter, reicherer Länder, als die Vertheidigung ihres Vaterlands zum Endzweck, welches wegen dem Mangel an Anbau kei-

*) Cæsar de bello Gall. L. 6. c. 23. Tac. de mor. Germ. c. 28. **) Tacit. loco cit. und Julius Cæsar de bello Gall. L. 6. c. 24. ***) Cæsar ibidem. ****) Tacit. de mor. Germ. c. 29. *****) Cæsar de bello Gall. ******) Ibidem c. 24.

nen Werth in den Augen seiner Söhne hatte. Dieser durch die Einfälle der Gallier und vielleicht einiger Ostvölker erregte kriegerische Geist, der von keiner Liebe zum vaterländischen Boden, von keinem Anbau, von keiner bürgerlichen Industrie bezähmt ward, war die Ursache vom Sturz des mächtigen römischen Reiches.

Schon zu Tazitus Zeiten bekamen sie von den Römern und andern benachbarten Völkern auf die Art Geschenke, wie sie in unsern Tagen die afrikanische Seeräuber bekommen *). Sie liessen sich dafür bezahlen, daß sie nicht die römischen Provinzen plünderten. Nie opferte man zu Rom und in den Provinzen den Göttern so viel, als wenn der Rhein und die Donau zufroren, und das Reich, welches seine Bewohner die ganze Welt nennten, den Einfällen der Deutschen ausgesetzt war.

Die Nazion machte nicht Einen Körper aus. Die verschiednen Horden lagen einander selbst in den Haaren. Die, welche von einer benachbarten überwunden und im Zaum gehalten ward, war von allen verachtet. Von den Cheruskern **), sagt Tazitus: „Sie haben einen zu langen und zu trägen Frieden gehabt, und das war mehr behaglich als sicher, weil die Ruhe zwischen mächtigen Nachbarn eine Täuschung ist. Wo es auf die Faust ankömmt, da trägt der Sieger den Ruhm der Billigkeit und Ehrlichkeit davon. So werden nun die weiland wackern und ehrlichen Cherusker, Dummköpfe und Narren geheissen. Den Katten wurde der Sieg über dieselben für Weisheit angerechnet„. Nichts stellt den Geist der alten Deutschen in ein besseres Licht, als diese Stelle. Sie kannten kein Recht, keinen Ruhm, ausser der Stärke und Dapferkeit.

*) Tacit. de mor. Germ. c. 15. **) Tac. ibid. c. 36.

Ahndungsvoll, daß Roms Sturz von dieser Seite kommen werde, ruft Tazitus aus *): „O wenn doch, wo nicht die Liebe zu uns, wenigstens der gegenseitige Haß bey diesen Völkern ewig währte! Das Glück kann bey den schlimmen Verhängnissen des Reiches nichts bessers für uns thun, als die Zweytracht unter den Feinden zu unterhalten„. — Wie weit die innerlichen Fehden getrieben worden, sagt uns Zäsar **). Nach seinem Bericht waren die Horden die berühmtesten, welche um ihre Wohnplätze her die weitesten Wüsteneyen hatten. Dieß, und wenn sie ihre Nachbarn vertreiben konnten, hielten sie für den höchsten Grad der Dapferkeit.

In der Schlacht reihten sie sich Familien- und Verwandtschaftsweise zusammen, wo sie das Geheul der Weiber und das Geschrey der Kinder hören konnten. Ihren Müttern und Gattinnen zeigten sie die Wunden; und diese scheuten sich nicht dieselbe zu zählen, und Blut und Eiter auszusaugen. Sie brachten den Steitenden Speisen, und sprachen ihnen zu. Deutsche Weiber haben sogar die in Unordnung gebrachte Armeen wieder zum Streit ermannt, indem sie den Söhnen ihre Brüste zeigten, und auf die in den Händen der Feinde auf sie wartenden Fesseln wiesen ***).

Jeder Fürst hatte sein Gefolge. Der Stolz der Leuthe vom Gefolge war, der erste bey dem Fürsten zu seyn; und der Stolz des Fürsten, das zahlreichste und dapferste Gefolge zu haben ****). Ohne Zweifel liegt hierin der Grund zu den grossen Gesellschaften, die verschiedne deutsche Horden zusammen bildeten. Nichts konnte sie vereinigen, als

*) Tacit. de mor. Germ. c. 23. **) Cæsar de bello Gall. L. 6. c. 23. ***) Tacit. loco cit. c. 7. & 8.
****) Ibid. c. 13.

der Krieg, der beynahe ihre einzige öffentliche Handlung war. Stieg der Ruhm irgend eines Fürsten, so liefen ihm die Krieger zu, und bewarben sich unter sein Gefolge aufgenommen zu werden. Nach dem Zeugniß des Tazitus hat oft bloß der grosse Ruhm des Gefolges Kriege abgewandt.

Kam es zur Schlacht, so war es dem Fürsten schimpflich, an Dapferkeit übertroffen zu werden, so wie es für das Gefolge eine Schande war, es dem Fürsten nicht gleich zu thun. Ein unauslöschbarer Schandfleck für einen Mann vom Gefolge war es, seinen Fürsten auf dem Schlachtfeld zu überleben. Das Heiligste war ihnen, ihren Fürsten zu vertheidigen, und seinen Namen durch grosse Thaten zu verherrlichen. Die Fürsten kämpften für den Sieg, und das Gefolge für den Fürsten *).

Wenn eine Horde lange Friede hatte, so giengen die edeln Jünglinge vom Gefolge ihres Fürsten in fremde Dienste, wo es zu streiten gab **). Fiel einem Fürsten ein, in ein benachbartes Gebiethe zu streifen und Raub zu machen, so meldete er es öffentlich bey der Landsgemeinde. Die, denen der Mann und die Streiferey gefiel, traten zu ihm, gaben ihm ihr Wort, und wurden von den übrigen beklatscht. Welche ihr Wort nicht hielten, wurden für Verräther gehalten, und verloren allen Glauben ***).

Die Gewohnheit und das Gefühl ihrer Ueberlegenheit über benachbarte Nazionen trieb ihre Liebe zum Krieg so weit, daß sie es für niederträchtig hielten, das mit ihrem Schweiß zu erwerben, was sie mit ihrem Blut erwerben konnten ****). Alles was ausser ihrem Bezirke war, dorften sie ohne Schande rau-

*) Tacit. de mor. Germ. c. 14. **) Ibid. ***) Jul. Cæsar de bello Gall. L. 6. c. 23. ****) Tac. loco cit.

rauben. Sie hatten hierin mit den Spartanern beynahe einen Grundsatz, nämlich die Jugend durch das Rauben aufgeweckt zu machen und den Müßiggang zu verhindern *).

Die Feigen und die Ueberläufer pflegten sie mit dem Tod zu bestrafen **), so wenig sie sonst diese Strafe kannten. Kurz, überall war der Krieg bey ihnen die Hauptsache.

Ihre Waffen waren meistens Spiesse. Gegen das Zeugniß des Tazitus, der den Deutschen überhaupt wenige Schwerdter zugestehn will, sagt Plutarch ***) von den Zimbrern, sie hätten in der berühmten Schlacht gegen den Marius durchaus ungeheure Schwerdter gehabt. Nebst dem hatten sie auch kleinere Spiesse oder Pfriemen, die sie so wohl zum Stechen als zum Werfen gebrauchten. Zur Bedeckung ihrer nackten Leiber hatten sie nur schlechte von Weiden geflochtene Schilde, und wenige hatten Sturmhauben oder Harnische ****). Ueberhaupt waren sie im Vergleich mit den Römern nach dem eignen Geständniß derselben schlecht bewaffnet, und standen damals in Rücksicht auf Kriegskunst eben so weit unter diesen, als sie ihnen an natürlicher Stärke und persönlicher Dapferkeit überlegen waren.

Freyheitsliebe.

Zu vertheidigen hatten die Deutschen nichts, als ihre Freyheit; ihnen um so lieber, da sie ihr einziges Gut war. Die Gewalt ihrer Fürsten war sehr eingeschränkt; und diese herrschten nach des Tazitus Zeugniß mehr durch überlegnen Verstand und Tugend als durch Zwang. Nur geringere Vorfälle ließ man auf dem Ausspruch der Fürsten beruhn; die wichtigern

*) Cæsar de bello Gall. L. 6. c. 23, **) Tacit. de mor. Germ. c. 12. ***) Plutarch. in vita Marii. ****) Tac. de mor. Germ. c. 6.

aber wurden für die ganze Gemeinde gebracht, die sich beym Neu- oder Vollmond, an vorher bestimmten Tägen, versammelte. Bewaffnet setzten sie sich auf das Feld umher. Die Priester gebothen ihnen Stillschweigen, und hatten überhaupt dafür zu sorgen, daß keine Unordnungen vorfielen. Hierauf stand der König, der Fürst, oder sonst irgend einer, den sein Adel, sein Kriegsruhm oder Beredsamkeit dazu berechtigte, auf, und machte den Vortrag. Es kam hier mehr auf Ueberredung als auf Machtsprüche an. Gefiel dem Volk der Vortrag, so stieß es die Spiesse zusammen. Das Klirren der Waffen hielt es für die anständigste Art seinen Beyfall zu geben. Gefiel er nicht, so kündigte es ein lautes Murren an *).

Man hatte noch keinen Begriff von der Erblichkeit der höchsten Gewalt und der Staatsbedienungen. Jeder freye Mann gab seine Stimme zur Wahl des Königs, Fürsten oder Feldherrn. Adel war die nöthige Eigenschaft zu einem König, und Dapferkeit zu einem Feldherrn **).

Diese Verfassung war nur so lange gut, als die Nazion in kleine unabhängige Horden getheilt und noch so roh war. Aber auch damals hatte sie schon ihre Unbequemlichkeiten. Die Landsgemeinde war sehr schwer zusammenzubringen ***). Sie war schon damals ein Bild unsers schwerfälligen Reichstages. Als sich die Volksmenge und die Staatsbedürfnisse durch die Fortschreitung zum geselligen Leben häuften, mußte sie immer unnatürlicher werden.

Befreyung vor Abgaben. Die Könige und Fürsten lebten von ihren Gütern. Man wußte platter-

*) Tac. de mor. Germ. c. 11. **) Ibid. c. 7. Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt. ***) Ibid. c. 11. Illud ex libertate vitium, quod non simul, nec jussi conveniunt, sed & alter & tertius dies cunctatione coeuntium absumitur.

dings nichts von Auflagen, und man hatte sie auch nicht nöthig. Jeder zog auf seine Rechnung zu Felde, und sein Antheil am Raub war sein Unterhalt. Man machte den Fürsten freywillige Geschenke mit Vieh und Früchten *).

Die Befreyung von Abgaben macht Tazitus an verschiednen Stellen zu einem ganz eignen Karakterzug der Deutschen. Von den Batavern sagt er: „Sie behaupten noch die Ehre ihrer deutschen Abstammung; denn keine Zinsbarkeit und kein Geldeintreiber entehrt sie „ **). Als einen Beweis, die Osen seyen keine Deutschen, führt er an, daß sie Abgaben entrichteten ***).

Der Geist der Freyheit ist bey allen Völkern mit dem Hang zur Unterdrückung ihrer Nachbarn verbunden. So sehr die Deutschen der Zinsbarkeit feind waren, so sehr suchten sie sich ihre Nachbarn zinsbar zu machen. So gar die Römer mußten sich damals schon gefallen lassen, sie durch sogenannte Geschenke bey guter Laune zu erhalten ****). Wenn sie über ein gallisches Volk siegten, so legten sie ihm unerschwingliche Steuern auf. Diese Art Bedrückung war eine mit von den Ursachen, warum Zäsar den deutschen Helden Ariovist aus Gallien zu vertreiben suchte *****). Auch unter ihnen selbst suchten sie einander unterthänig und zinsbar zu machen. Tazitus sagt ausdrücklich, daß es Horden unter ihnen gegeben, die andern unterworfen waren ******).

Volksstände. Die Nazion bestand aus dem Adel, aus freyen Leuthen, Freygelassenen und Knechten. Wie der Adel, aus welchem die Kö-

*) Tacit. de mor. Germ. c 15. **) Ibid. c. 29 ***) Ib. c. 43. ****) Ibid. c. 15. Jam. & pecuniam accipere docuimus. *****) Cæsar de bello Gall. L. 1. c. 32. ******) Tac. loco cit. c. 25.

nige und Fürsten erwählt wurden, unter den Deutschen entstanden, können wir nur durch Muthmassungen bestimmen. Ohne Zweifel war er ein Zeichen der Dankbarkeit des Volkes gegen Leuthe, die sich dasselbe durch Wohlthaten verbindlich gemacht, oder sich durch grosse Kriegsthaten ausgezeichnet. Schon in diesen Zeiten der Kindheit unsrer Nazion finden wir Spuren von dem unseligen Lehrsystem, wozu die kriegerische Verfassung und die Anhänglichkeit des Gefolges an den Fürsten den Grund gelegt haben. Da das Gefolge als der Kern des Kriegsheeres betrachtet worden, so suchten es die Fürsten auf alle Art zu vermehren. Es bestand aus den Dapfersten, aus dem Adel und den Freyen *). Kein Freygelassener und kein Knecht konnte in dasselbe aufgenommen werden; die Horden ausgenommen, welche andern unterthänig waren **). Die Fürsten suchten sich dieß Gefolge auf alle Art verbindlich zu machen, weil ihr Ansehn sowohl in Rücksicht auf ihr eignes Volk als auch auf die Fremden größtentheils darauf beruhte. Die sich im Dienst des Fürsten auszeichneten, bekamen ein kriegerisches Pferd, oder eine berühmte Rüstung zum Geschenke, womit irgend eine grosse That verrichtet worden ***); so wie späterhin, als die Landgüter einigen Werth in ihren Augen gewonnen, gewisse Bezirke von Feldern der Lohn auszeichneter Dienste war, die aber ein freyer Mann zu bauen sich schämte, und also seinem Knecht überließ. Nebst diesen Geschenken machte die Ehre unter dem Gefolge die Eifersucht rege, der erste bey dem Fürsten zu seyn. Dieses Gefolge hatte also seine Grade ****). Mit der Zeit ward vom Fürsten bis zum Knecht herab, durch eine Menge Stufen, bey-

*) Tacit. de mor. Germ. c. 13. **) Ibid. c. 25.
) Ibid. c. 14. *) Ibid. c. 13.

nahe jeder ein Vasall des andern, so daß die Zahl der wahren freyen Leuthe sehr eingeschränkt war. Die Grundidee zu dieser unglücklichen Verfassung lag darin, daß in den frühsten Zeiten, wo man ausser dem Krieg beynahe keine öffentlichen Handlungen kannte, grosse Thaten als bloß der Person des Fürsten und nicht dem Staat geleistete Dienste angesehen wurden *). Später hin bedung sich jeder, der etwas höher stand als der andre, von diesem gegen ein gewisses Geschenke den Dienst, und so legte sich die Nazion ohne ihr Wissen nach und nach Fesseln an, welche die Fürsten, deren Liebe die erste Veranlassung dazu war, zu ihrem Vortheil, aber zum Unglück des Volks endlich vest genug zusammen zu knüpfen wußten.

Gesetze.

Bey einem Volk, das noch auf einer so tiefen Stufe zur Geselligkeit steht, als die Deutschen damals standen, finden wenige Gesetze statt. Sitten und Gebräuche vertretten die Stelle derselben. Die Kinder erbten die Eltern, und so kam das Haab einer Familie in gerader Linie von einem Glied zum andern. Man machte keine Testamente **); und wenn ein Streit über Eigenthum entstand, so schlichteten die Fürsten mit zwölf aus dem Volk gewählten Beysitzern die Sache. Man hatte keine vestgesetzten Gerichte ***).

Strafgesetze.

In Rücksicht auf persönliche Beleidigungen stand jede Familie für alle ihre Glieder, und rächte sich an dem Angreifer. Man fand sich für einen Todtschlag vertragweise ab. Der Mörder mußte seine That mit einer gewissen Zahl Viehes büssen, und diese Busse kam der ganzen Familie des Getödeten zu gut ****).

*) Tacit. de mor. Germ. c. 13. 14. **) Ibid. c. 20. ***) Jul. Cæsar de bello Gall. L. 6. c. 23. ****) Tacit. de mor. Germ. c. 21.

Hauptverbrechen konnten aber doch auch bey den Nazionalversammlungen angeklagt werden, und hier waren für verschiedne Verbrechen gewisse Strafen vestgesetzt. Verräther und Ueberläufer wurden an Bäumen aufgeknüpft. Feige Taugenichtse und durch Unzucht Geschändete warf man in Sümpfe und in den Koth, und streute Kalk auf sie. Geringere Verbrechen wurden mit einer Anzahl Pferde und Vieh gebüßt. Die einte Hälfte der Busse bekam der Fürst oder die Gemeinde, die andre der Beleidigte oder dessen Verwandten *).

Die Verwaltung der Gerechtigkeit ward als eine gottesdienstliche Verrichtung behandelt. Nur die Priester dorften Uebertretter binden und schlagen. Sie hielten es für ungereimt, daß ein freyer Mann auf eine andre Art, als auf einen Befehl Gottes, am Körper gestraft werden sollte **).

Ehebrüche.

Am strengsten waren unsre Väter gegen die Ehebrüche, deren Anklage man zu unsern verfeinerten Zeiten für sehr unanständig hält. Der Mann schor der Ehebrecherin in Gegenwart der Anverwandten die Haare, jagte sie zum Haus hinaus, und peitschte sie durch die ganze Gemeinde — Ein geschändetes Mädchen fand keinen Mann, wenn es auch noch so schön, jung und reich war ***).

Handlung.

Die Handlung mußte bey einem so rohen Volk sehr unbedeutend seyn. Es hatte wenig wegzugeben, und brauchte wenig. Der Börnstein, Menschenhaar, Vieh, Häute, Sklaven, waren nebst einigen unbeträchtlichen Artickeln die auszuführenden Waaren der Deutschen. Dagegen wurden Waffen- und Kleidungsstücke eingetauscht. Das meiste Geld bekamen die Deutschen in den spä-

*) Tac. de mor Germ. c. 12. **) Ibid. c. 7. ***) Ibid. c. 19.

tern Zeiten der Römer von denselben auf die Art, wie es in unsern Zeiten die Staaten der Barbarey von den europäischen Mächten bekommen ꝛc. ꝛc. *).

Religion.

Die Religion der Deutschen war ungleich einfacher und vernünftiger, als jene der südlichern Völker. Sie hatten nicht natürlichen Witz und Phantasie genug, um so abentheuerliche Religionsromanen zu machen, als die Aegypter, Griechen, Römer und andere Stammvölker; aber desto mehr gesunden Menschenverstand. Ihr Begriff von einem höchsten Wesen war philosophischer, als man von ihnen erwarten sollte. Sie glaubten es könne weder zwischen Wänden eingeschlossen, noch durch eine menschliche Figur abgebildet werden **). Nebst ihrem Hauptgott Othin oder Wodan, von dem man seit einiger Zeit so viel wissen will, betheten sie die Sonne, den Mond, das Feuer und die Erde an ***), die gewiß auch die natürlichsten und wohlthätigsten Abgötter sind. Wer ihr Mars, ihr Herkules, ihr Merkurius, ihre Isis waren, die Tazitus bey ihnen zu finden glaubte ****), können wir nicht bestimmen.

Hayne waren ihre Tempel, und das Unerklärliche, was sie hier mit Schauer und Ehrforcht erfüllte, war ihr Allerheiligstes *****). Niemand dorft sich unterstehen, einen Baum dieser Hayne umzuhauen. Diese Ehrforcht für die Wälder behielten die Deutschen auch noch, als sie Kristen geworden, und die Wallfahrten heissen ohne Zweifel so viel, als Fahrten in den Wald. In der Gegend von Frankfurt, auf der Südseite des Maynes, können wir

*) Tac. de mor. Germ. c. 15. **) Ibid. c. 9. ***) Jul. Cæs. de bello Gall. L. 6. c. 21. Tacit. de mor. Germ. ****) Ibid. c. 9. *****) Ibid.

auch mit Gewißheit bestimmen, wo ehedem einige solcher heiligen Hayne waren.

Wir haben oben gehört, daß die Strafgerechtigkeit ein Theil des Gottesdienstes der Deutschen war. Nur von den Semnonen *) einer schwäbischen Horde, sagt Tazitus, daß sie Menschen opferten. Allein vielleicht war es nur ein Mißverstand der Fremden, die eine so feyerliche, gerichtliche Handlung für ein Menschenopfer hielten. Wie schief beurtheilen wir die Religion fremder Völker?

Orakel.

Das Wahrsagen war eine der wichtigsten Religionshandlungen der Deutschen; und hierin that sich vorzüglich das Frauenzimmer hervor, dem sie überhaupt viel Wunderkraft zutrauten **). Wahrsagerinnen waren die Ursache, daß Ariovist zur gelegenen Zeit mit Cäsarn nicht schlagen wollte ***). Sie wahrsagten auch aus zerschnittenen Aestchen fruchtbarer Bäume, aus dem Geschrey und dem Flug der Vögel, und besonders aus dem Wiehern heiliger Pferde ****). Sie hatten nebst dem noch eine besondre Art, den Ausgang eines Kriegs zu prophezeyen. Ein Gefangner des Volkes, mit dem sie in Krieg verwickelt waren, mußte mit einem aus ihrem Mittel, jeder mit seinen eignen Waffen kämpfen; und der Ausgang dieses Zweykampfs war das Orakel für den Ausgang des Krieges *****).

Leichengepränge.

Ihr Leichengepränge war sehr einfach. Berühmte Männer wurden mit gewissem Holz verbrennt. Ihre Waffen und oft auch ein Pferd wurden neben den Leichnam auf den Scheiterhaufen gesetzt. Alle Barbaren pflegen

*) Tac. de mor. Germ. c. 39. **) Ibid. c. 8. ***) Jul. Cæsar de bello Gall. L. 1. c. 50. ****) Tac. de mor. Germ. c. 10. *****) Ibid.

den Todten das mitzugeben, was ihnen am liebsten war, und was sie ihnen in der andern Welt, die sie sich wie die ihrige denken, nützlich zu seyn glauben. Tazitus lobt an den Deutschen, daß sie bey solchen Anlässen mehr wahre als scheinbare Trauer äusserten *). — In der Folge waren grosse Steine die Denkmale berühmter Männer, wovon man einige in unsern Zeiten entdeckt haben will.

Von den Druiden und Barden, so wie von den Göttern der alten Deutschen, hat man viel mehr geschrieben, als man weiß.

*) Tacit. de mor. Germ. c. 27.

Geschichte der Deutschen.

Zweytes Buch.

Von ihrer ersten Erscheinung an bis zur Erlöschung des karolingischen Mannesstammes.

Roms Zustand.

Rom war beynahe auf dem Gipfel seiner Grösse. Ganz Italien, ein Theil von Gallien, ganz Spanien und Griechenland, und ein grosser Theil von Nordafrika waren erobert. Es war kein Nebenbuler mehr da, ihm die Herrschaft über die ganze damals bekannte Welt streitig zu machen; als aus einem noch unentdeckten Land ein Feind auftrat, welcher diesem mächtigen Reiche, nach dem Ausdruck seiner eignen Geschichtschreiber, den Untergang androhte.

Niederlage der Teutonen.

Aus dem heutigen Dänemark waren die Zimbrer und Teutonen von andern Barbaren oder von der Raubgierde bis an die Rhone getrieben worden. Sieger und Besiegte aus den unzähligen Horden, wodurch sie sich durchschlagen mußten, hatten den förchterlichen Zug verstärkt. Ihr Anführer *) Bol schlug den Bür-

*) Livius Epit. 67.

germeister L. Kaßius, auf den er in Gallien stieß, und nahm den Legaten desselben, M. A. Skaurus gefangen, den er vor seinen Augen niederhauen ließ, weil er ihm gesagt hatte, die Römer seyen unüberwindlich. Hierauf wurden der Konsul Manlius und der Prokonsul Zäpio so derbe geschlagen, daß man den Tag dieser Schlacht in den Kalendern unter die unglücklichen zählte. Nun beruhte noch alle Hofnung der Römer auf ihrem Marius, der kurz zuvor durch einen herrlichen Sieg über den mauritanischen König Jugurta ihr größter Held geworden war. Marius lagerte sich in der Provinz an der Rhone dem Feind beynahe grade gegenüber, und wich dem Treffen aus, welches ihm dieser anbot. Er suchte erst die gute Ordnung und Zucht in seinem Heer wieder herzustellen, und es an den schrecklichen Anblick des Feindes zu gewöhnen. Die heftigen Deutschen verachteten diese vorsichtige Art Krieg zu führen. Die Zimbrer giengen wieder aus Gallien zurück, und die Teutonen zogen neben dem römischen Feldherrn vorbey, um einen Vorsprung über ihn zu nehmen; und in der Zuversicht, man könne ihnen den Weg nach Rom nicht streitig machen, fragten sie ihre Feinde, ob sie nichts an ihre Weiber zu Rom zu bestellen hätten *)? Manlius holt sie bey dem heutigen Aix ein, schlägt erst die Ambronen, die 30000. Mann stark gewesen seyn sollen, und des andern Tages die Teutonen, und machte eine unglaubliche Menge Gefangene. Teutobach der Anführer der Teutonen, der sonst sieben Pferde überspringen konnte, ward gefangen genommen. Bey dem Triumph des Marius, den er schmücken mußte, staunte man ihn an, wie hoch er über die Trophäen emporragte.

Die Nachrichten von dieser Niederlage sind abentheuer-

*) Plutarch.

theuerlich. Nach dem Pater Kulus sollen 150000, nach dem Livius gar 200000. und nach dem Plutarch 100000. Deutsche auf dem Platz geblieben seyn. Die Anzahl der Gefangenen giebt Livius auf 90000. an. Die Felder um Aix waren nach Plutarchs Bericht von den Erschlagenen so gedüngt, daß sie folgendes Jahr doppelte Erndte trugen.

Zimbrer. Das Jauchzen der Römer über diesen Sieg ward plötzlich von einem neuen Schrecken unterbrochen. Die Zimbrer waren aus der Provinz zurück über den Rhein gezogen, um sich einen gemächlichern Weg nach Italien zu suchen. Sie erstiegen die Alpen von der Seite des Norikums mitten im Winter, trieben den Konsul über die Etsche, giengen ohne Widerstand über den Fluß, und nahmen Besitz von einer Schanze, die jenseits zur Bedeckung der Brücke angelegt war. Nun bebte man zu Rom wie zu Hannibals Zeiten. Seine Rettung waren der Wein, die Früchte und das Klima Italiens, und der grosse Marius. Als dieser über den Po gegen die Feinde anrückte, schickten sie ihm eine Gesandtschaft entgegen, die bey ihm für sie und ihre Brüder um ein Stück des Landes, das so viele aber so verderbliche Reitze für sie hatte, zur stäten Wohnung anhielten. Marius fragte, was sie für Brüder meinten? Sie antworteten: Die Teutonen. Die Römer brachen in ein Gelächter aus, und Marius erwiederte: Man habe schon den Teutonen eine Wohnstätte angewiesen, aus welcher sie nicht mehr zurückkommen würden. Man führte ihnen hierauf die vornehmsten ihrer Brüder in Ketten vor. Der zimbrische König Bojorich foderte sodann selbst den Marius zum Treffen auf, und ließ ihm die Wahl der Zeit und des Orts zur Schlacht. Dieser sorgte dafür, daß die Deutschen Sonne, Staub

und Wind im Gesicht hatten. Sie hatten ein vollkommenes Viereck gebildet, dessen jede Seite nach Plutarchs Bericht, der ohne Zweifel etwas übertrieben ist, 75000. Schritte lang war. Die vordersten Glieder waren mit grossen eisernen Ketten zusammengeschlossen. Dessen ungeachtet siegte Marius durch seine schlaue Anordnung *). Die deutschen Weiber vertheidigten noch einige Zeit die Wagenburg gegen die siegenden Römer. Sie tödeten selbst ihre fliehenden Männer, Väter und Brüder. Als sie nicht länger widerstehn konnten, begehrten sie unter die Vestalinnen aufgenommen zu werden, um der Schande der Gefangenschaft und dem Muthwillen siegender Feinde zu entgehn. Man schlug ihnen ihr Gesuche ab; und nun erwürgten sie ihre Kinder, warfen sie unter die Räder der Wagen und die Füsse des Zugviehes, und brachten sich sodann selbst um. Man fand eine an einem Wagen hangend, die an jedem Fuß eins ihrer Kinder aufgeknüpft hatte.

Den Römern war besonders der Anblick der deutschen Reuterey schrecklich. Sie führte auf ihren Hauben Köpfe wilder und zum Theil unbekannter Thiere, und über denselben hoch empor ragende Federbüsche, und ungeheure Schwerdter **).

Rom suchte die Siege des Marius über diese unerwarteten Feinde durch Triumphe, Inschriften, feyerliche Spiele und Statuen zu verewigen. Er selbst glaubte einen Theil seiner Beute den Göttern schuldig zu seyn. Allein das Volk verewigte auch die Forcht, welche ihm diese Feinde eingejagt hatten. Ein zimbrischer Schrecken ward zum Ausdruck einer Bestürzung ein Sprüchwort unter ihm, welches wir auch in seinen Schriftstellern finden. Eben so nannte es vom Feldgeschrey dieser Feinde ein star-

*) Plutarch. **) Idem in vita Marii.

kes Geheul ein zimbrisches, und eine ausserordentliche Beute eine zimbrische.

Von nun wurden die Römer aufmerksam auf das zuvor ihnen unbekannte Deutschland. Ohngefähr 50. Jahre nach dem Einfall der Zimbrer fand schon Zäsar einen deutschen König in Gallien, der ein Bundesgenosse der Römer war.

Kriege mit Zäsar.

Zäsar war eben mit der Eroberung von Gallien beschäftigt, und hatte den Helvetiern, zu denen sich auch einige deutsche Horden geschlagen, eine grosse Niederlage beygebracht und sie nach Haus geschickt. Sie hatten in ihrem rauhen Vaterlande alle ihre Häuser verbrennt, und sich mit gewaffneter Hand Wohnplätze in dem mildern Gallien gesucht. Nun bekam er aber an einem deutschen König einen schrecklichern Feind, als die Helvetier und ganz Gallien waren.

Ariovist.

Seit langer Zeit stritten die Aeduer und Sequaner, zwey gallische Völker, um die Herrschaft über ihr gemeinschaftliches Vaterland. Die überwundenen Sequaner riefen den schwäbischen König Ariovist (Ehrenvest) zu Hülfe. Dieser überwand zwar die Aeduer, ihre Feinde; wollte nun aber nicht mehr in sein wildes Vaterland zurückkehren; sondern eignete sich für seine Mühe den beßten Theil des Landes der Aeduer und Sequaner zu, und theilte ihn unter seine Landsleuthe aus, die er über den Rhein rief. Die Sequaner waren von dem deutschen Fürsten so niedergebeugt, daß sie sich nicht einmal getrauten, gegen ihn beym Zäsar zu klagen, der an der Spitze einer Armee an ihren Gränzen stand. Zäsar suchte seinen Nebenbuler aus Gallien zu entfernen, der ihm eine Eroberung streitig machen könnte; worauf er so stolz war. Er befürchtete zugleich, die Schwaben möchten sich nach Art der Zimbrer und

Teutonen einen Weg durch die Provinz nach Italien suchen.

Zäsar schickte eine Gesandtschaft an den deutschen Helden, und ließ ihm antragen, er möchte einen Ort zur Unterredung mit ihm bestimmen. Ariovist antwortete: „Wenn Zäsar etwas von ihm haben wollte, so sollte er zu ihm kommen; so wie er zu demselben kommen würde, wenn er etwas von ihm verlangte. Uebrigens könnte er nicht begreifen, was Zäsar oder das römische Volk in seinem Gallien, das er erobert, zu thun hätte„. Zäsar erklärte sich hierauf durch eine zweyte Gesandtschaft deutlicher. Er erinnerte den Ariovist, daß er unter seinem Konsulat vom Senat König und Freund genennt worden, und versicherte ihn der ewigen Freundschaft des römischen Volkes, wenn er keine Deutschen mehr über den Rhein rufen, die Geisseln der Aeduer zurückgeben, dieselbe ungekränkt, und ganz Gallien überhaupt in Ruhe lassen würde. Ariovist antwortete im Ton eines Barbaren, der nur deswegen barbarisch heißt, weil er die Sachen bey ihrem rechten Namen nennet, und nichts von der Schminke der verfeinerten Politik hat. „Das Recht des Krieges ist (sagte er) daß die Sieger mit den Besiegten nach Belieben umgehn können. Ich schreibe den Römern nichts vor, und sie haben mir auch nichts vorzuschreiben. Die Aeduer haben das Kriegsglück gegen mich versucht, und den Kürzern gezogen; und sie sind mir also zinsbar geworden. Ich gebe die Geissele der Aeduer nicht zurück, und werde sie und ihre Freunde in Ruhe lassen, wenn sie mich nicht reitzen, und mir dem Vertrag gemäß die jährlichen Steuern einliefern. Was die Drohungen betrift, die Zäsar in seinen Vortrag hat einfliessen lassen; so dient ihm zur Nachricht, daß sich noch niemand, ohne sein Verderben,

mit mir gemessen hat. Wenn es ihm beliebt, so wollen wir uns schlagen. Er wird erfahren, was die unüberwindlichen Deutschen, die seit 14. Jahren unter kein Dach gekommen, durch ihre Dapferkeit vermögen?„

Zäsar sah wohl, daß mit einem Manne dieser Art der Degen die beßte Unterhandlung wäre. Er rückte ihm mit Eilmärschen entgegen, und kam ihm in der Besitznehmung von Bisanz zuvor, an welchem Ort sehr viel gelegen war, und gegen welchen Ariovist heranzog.

Unterdessen both das römische Lager ein seltsames Schauspiel dar. Die Gallier hatten den Römern so förchterlichere Beschreibungen von der Grösse, Stärke, Dapferkeit und Kriegszucht der Deutschen gemacht, daß auch die ältesten Krieger ihren Muth verloren. Viele Offiziers suchten unter irgend einem Vorwand von der Armee zu kommen. Die, welche aus Scham blieben, waren immer todtblaß und konnten die Thränen nicht zurückhalten. Sie verkrochen sich in die Zelten, und winselten. Im ganzen Lager wurden Testamente gemacht. Man brauchte das unwegsame Land, die Sümpfe und Wälder, die Beschwerlichkeit die Wagen mit den Lebensmitteln fortzubringen, kurz alles mögliche zum Vorwand, um Zäsarn von einem Treffen mit den Deutschen zurückzuhalten. Der Schrecken gieng so weit und war so allgemein, daß man dem römischen Feldherrn rund heraus sagte, wenn er weiter marschieren wollte, so würde ihm niemand folgen.

Zäsar faßte sich mit seinem gewöhnlichen kalten Blut und der ihm eignen Beharrlichkeit. Er stellte seinen Leuthen die Thaten ihrer Väter vor. Er erinnerte sie an ihre Siege über die Zimbrer und Teutonen. Er fragte sie, ob er je an sich was blicken

lassen, das sie berechtigte, kein Vertrauen auf seine Kenntnisse und seine Thätigkeit zu setzen. Er zeigte ihnen, wie sehr ein geübter Krieger durch die Kunst dem förchterlichsten Barbaren überlegen wäre; und endlich erklärte er, wenn ihn auch die ganze übrige Armee verliesse, so würde er an der Spitze der einzigen zehnten Legion, an deren guten Willen er gar nicht zweifelte, gegen den Feind anrücken.

Diese Rede that ihre Wirkung. Die zehnte Legion dankte ihm für die gute Meinung die er von ihr geäussert; und die Eifersucht brachte es endlich auch bey den andern Legionen dahin, daß sie sich bey ihm entschuldigen liessen, sie hätten sich nie geförchtet, noch auf seine gute Anführung einiges Mißtrauen gesetzt.

Zäsar rückte also gegen den Ariovist an. Als er noch einige Meilen von ihm entfernt war, bekam er eine Gesandtschaft von dem deutschen König, die ihm die zuvor ausgeschlagene Unterredung anboth, weil sie nun einander näher wären, und Ariovist sich itzt den Römern ohne Gefahr anvertrauen zu können glaubte. Man kam überein, mit einer kleinen Bedeckung auf einer in der Mitte zwischen beyden Heeren auf einer weiten Ebene gelegenen Anhöhe zusammenzukommen, und sich zu besprechen. Zäsar wiederholte hier seinen ersten Antrag, und stellte dem deutschen Fürsten vor, wie es die Ehre und Freundschaft des römischen Volks erfoderte, die Aeduer mit Nachdruck zu schützen. Dieser antwortete ihm: *)

„Er wäre nicht anders als auf Ansuchen der Gallier über den Rhein gegangen. Er habe sein Haus und seine Verwandten nicht ohne Hofnung einer

*) Reden dieser Art zeigen, mehr als die weitschweifigte Beschreibung, die Denkart und den Karakter eines Volks; und deswegen sollte man sie nicht so sehr vernachläßigen.

grossen Belohnung verlassen. Freywillig habe man ihm Wohnplätze in Gallien eingeräumt. Steuern nähme er zu Folge des Kriegsrechtes von überwundenen Feinden. Die Gallier wären der angreifende Theil, und ganz Gallien hätte sich gegen ihn vereinigt. Die Freundschaft der Römer müßte ihm der Natur nach ersprießlich und nicht nachtheilig seyn. Er hätte vor den Römern Fuß in Gallien gesetzt. Kein römischer Feldherr wäre noch über die Gränzen der Provinz gekommen; was also Zäsar hier wollte? Warum er in sein Gebiethe käme? Wie man es zu Rom aufnehmen würde, wenn er in die Provinz einfiele, die Kraft des Eroberungsrechtes den Römern zugehörte; so wie Kraft des nämlichen Rechtes Gallien sein Eigenthum wäre. Er wäre nicht so unwissend und so Barbar, daß er das Verhältniß der Gallier unter ihnen selbst und gegen die Römer nicht einsehn sollte. Er habe Grund zu vermuthen, Zäsar habe unter dem Vorwand der Freundschaft eine Armee in Gallien geführt, um ihn zu unterdrücken. Wenn er nicht sogleich wegzöge, so würde er ihn nicht für einen Freund, sondern für einen Feind halten. Er wisse von guter Hand, daß er den Römern einen sehr grossen Gefallen thäte, wenn er ihn umbrächte. Zög' er ab, und ließ er ihn im freyen Besitz von Gallien, so wollte er ihm nicht nur eine grosse Belohnung geben, sondern auch durch alle Gefahren und Beschwerlichkeiten sein treuer Kriegsgefährte seyn.„ — Zäsar sprach hierauf von uralten Ansprüchen, welche Rom auf Gallien zu machen hätte, als die Unterredung durch einen Zufall unterbrochen ward.

Die Bedeckung der Feldherren war in einiger Entfernung zurückgeblieben. Ariovists Reuter konnten beym Anblick der Römer ihre Hitze nicht länger mehr

mäßigen, und fiengen an, auf dieselbe anzureuten, und Pfeile auf sie zu schiessen. Zäsar begab sich in Eile zu den Seinigen zurück, und verboth ihnen, keinen Pfeilschuß auf den Feind zu thun, um dem Vorwand auszuweichen, die Unterredung wäre durch Thätlichkeiten von ihrer Seite gestört worden.

Indessen schickte Zäsar noch eine Gesandtschaft an den Ariovist, die aber dieser als Spionen in Ketten werfen ließ.

Eine Schlacht war nun unvermeidlich. Als man einander nahe genug war, stellte Zäsar sein Heer in Schlachtordnung; allein Ariovist wollte nicht schlagen. Zäsar foderte ihn mehrere Tage hinter einander vergeblich zum Treffen auf, und erfuhr endlich, Ariovist habe sich von Weibern wahrsagen lassen: „Die Deutschen könnten nicht siegen, wenn sie sich vor dem Neumond in ein Gefechte einliessen„.

Vorsätzlich gieng nun Zäsar dem Feind so nahe auf den Leib, daß er sich gegen seinen Willen zum Schlagen bequemen mußte. Die Deutschen hielten sich dapfer, und brachten den rechten Flügel der Römer in Unordnung, während dessen der ihrige das nämliche Schicksal hatte. Die Römer thaten so brav, daß viele derselben auf die Schilde sprangen, womit die Deutschen vestgeschlossen ihre Köpfe bedeckten und also über einen ganzen Haufen einen zusammenhängenden Schild bildeten; die Schilde von einander rissen, und so die gebückten Deutschen von oben herab verwundeten. Das Treffen entschied sich endlich gänzlich zum Vortheil der Römer, weil die Kunst der wilden Natur weit überlegen ist. Die Deutschen wurden bis an den Rhein, ohngefähr 50000. Schritt weit verfolgt.

Hier schwammen viele durch den Fluß, und viele suchten sich in Kähnen zu retten. Die meisten wur-

den von der römischen Reuterey eingeholt und niedergemacht. Ariovist, der sich mit dem größten Mann, welcher die Geschichte kennt, mit Ehren gemessen, entkam kümmerlich auf einem Kahn. Seine zwo Gemahlinnen und eine seiner Töchter kamen um, und eine andre Tochter wurde gefangen genommen *).

Da wir im Verfolg der Geschichte unsers Vaterlandes hauptsächlich auf die Denkart und das Eigne der Nazion und auf das Verhältniß derselben gegen andre Völkerschaften sehn, so war es nicht unzweckmäßig, diesen Vorfall etwas umständlicher zu berichten. Nichts stellt die damalige Sinnes Art der Deutschen und ihr Verhältniß zu ihren Nachbarn gegen Westen in ein besseres Licht.

Die Gallier waren beynahe eben so unter sich zertheilt, wie die Germanier; da sie aber ihr Land schon besser angebaut hatten, und schon eine ausgebreitete Handlung zu treiben anfiengen, so waren sie bey ihrem innern Gezerre mehr zur Intrigue, zu heimlichen Verhetzungen, zur List und zur Verrätherey, und nicht so sehr zum offenbaren Kriege aufgelegt, als die Deutschen. Zäsar fand durch ganz Gallien geschlossene Städte, und an vielen Orten Brücken über die Flüsse, dahingegen Deutschland nicht eine hatte. Wie weit waren also schon die Gallier auf dem Weg zur Geselligkeit und Kultur vor den Deutschen voraus! Der kaufmännische Geist, der sie damals beherrschte, mußte ihre ehemals kriegerische Verfassung gänzlich getilgt und sie forchtsam und träge gemacht haben. Sie überliessen also ihr Schicksal den thätigern und kriegrischern Deutschen, die sie bey ihren innern Streitigkeiten durch grosse

*) Jul. Cæsar de bello Gall. L. I.

Versprechungen herzuriefen *). Nach dem Zeugniß des Tazitus waren die Trierer und Nervier stolz auf ihre Abstammung aus Deutschland, weil sie den feigen und trägen Galliern durchaus nicht ähnlich seyn wollten **).

Zäsars Einfall in Germanien.

So lange Zäsar mit der Eroberung Galliens beschäftigt war, fand er fast immerfort Deutsche im Weg, welche die Freyheit desselben gegen ihn vertheidigen, oder sie im Grunde, anstatt seiner, unterdrücken sollten. Es wäre überflüßig, alle diese Vorfälle umständlich zu erzählen. Sie hatten den nämlichen Ausgang, wie Ariovists Unternehmungen. Zäsars Geschicklichkeit und die römische Kriegszucht waren der Dapferkeit und Stärke der Deutschen immer überlegen.

Um die Deutschen auf einmal abzuschrecken, wieder über den Rhein zu gehn, und ihm in seinen Unternehmungen in Gallien hinderlich zu seyn, und gewiß nicht aus einem Hang nach Abentheuern, den man ihm unbilliger Weise angedichtet hat, schlug Zäsar in der Gegend von Köln eine Brücke über den Rhein, und wollte den Deutschen zeigen, was er gegen sie zu thun fähig sey. Er war der erste römische Feldherr, der es wagte, deutschen Boden zu betreten. Da er aber weder haltbare Plätze noch irgend einen Reitz zu Eroberungen fand, so wollte er sich durch undankbare Märsche durch Wälder und Sümpfe von seinen wichtigern Unternehmungen in Gallien, und seinen grossen Entwürfen auf die Eroberung Britaniens, nicht abhalten lassen.

*) Valer. Maxim. L 2. c. 6. Avara & fœneratoria Gallorum philosophia; alacris & fortis Germanorum.

**) Tacit. de mor. Germ. c. 28. Treviri & Nervii circa affectationem germanicæ originis ultro ambitiosi sunt, tanquam per hanc gloriam sanguinis a similitudine & inertia Gallorum separentur.

Da es die Deutschen, trotz seines Einfalles in ihr Land, dennoch wagten, den Trieren Hülfsvölkere zuzuschicken, so gieng er noch einmal über den Rhein; zog sich aber wieder zurück, weil sich jene in ihre Wälder geflüchtet hatten, und er Gefahr lief, Mangel an Lebensmitteln zu leiden.

Deutsche siegen für den Cäsar.

Cäsar bildete sich auf seinen gallischen Zügen ein Korps von Deutschen, welches ihm auf den pharsalischen Feldern den berühmten Sieg gewann, der das Schicksal des römischen Reiches, und der ganzen damals bekannten Welt entschied. Die Reuterey des Pompejus war dem Cäsar auf den Rücken gekommen, und es stand so mißlich um ihn, daß es Cäsar seyn mußte, um in diesen Umständen nicht aus der Fassung zu kommen. Er ließ die deutschen Kohorten, die er im Rückhalt hatte, auf die Reuterey des Pompejus einhauen; und diese thaten den Angriff so heftig, daß es schien, die Pompejaner wären im Vergleich mit den Deutschen bloß Fußvölker gewesen. Nachdem jene zur Flucht gebracht waren, fielen diese mit grossem Vortheil den Legionen des Pompejus in den Rücken, und bewirkten die gänzliche Niederlage desselben *).

Diese Thaten unserer Väter haben nichts Merkwürdiges für uns, als daß sie uns zeigen, wie die Nazion sich immer gleich geblieben ist. Schon das-

*) Florus de Gestis Rom. L. IV. c. 2. Cum diu æquo Marte contenderent, jussuque Pompeji fusus a toruu erupisset equitatus, repente hinc signo dato, Germanorum cohortes tantum in effusos equites fecere impetum; ut illi esse pedites, hi venire in equis viderentur. Hanc stragem fugientis equitatus, levis armaturæ ruinæ comitata est. Tunc terrore latius dato, turbantibus invicem copiis reliqua strages quasi una manu facta est. — Verglichen mit Cæsar de bell. Civ. L. III.

mals vergossen die Deutschen ihr Blut für fremde Freyheit, fremde Eroberungen und fremden Ruhm, wie sie nach so vielen Jahrhunderten im schwedischen, und zu unsern Zeiten im amerikanischen Krieg, wie sie in Italien, Ungarn, Polen und Holland thaten. Schon damals halfen sie um Sold den Bewohnern Galliens ihr eignes Vaterland verheeren, wie sie später hin zur Zeit der Ligue thaten. Schon damals fochten sie gegen ihre eignen Brüder.

Gallien war nun eine römische Provinz, und der Rhein die Gränzscheidung zwischen Germanien und dem römischen Reiche. So wie sich Gallien unter der Herrschaft der Römer immer mehr anbaute, gewann es auch um so mehr Reitz für die Raubsucht der benachbarten Deutschen, und die Römer mußten auch um so mehr auf die Vertheidigung desselben bedacht seyn. Ein Haufen Germanier, an dessen Spitze die Sikambrer standen, fiel unter August in das Gebiete der Römer ein, und schlug den M. Lollius aus seinen Verschanzungen heraus. August kam nun selbst nach Gallien, und gestattete den Deutschen gegen eine gewisse Anzahl Geisseln, den Frieden, warum sie bathen.

Drusus. Nebst der Wichtigkeit Galliens und Belgiens, und der Nothwendigkeit, diese Provinzen gegen die Einfälle der Germanier zu sichern, war der kriegersche Ruhm der Deutschen ein neuer Reitz für die römischen Feldherren, über den Rhein zu gehn. Der Beyname Germanikus war nun ihr stolzester Titel.

Hier fanden sie aber ganz unbekannte Hindernisse in ihrem Weg. Der Mangel an haltbaren Plätzen und stäten Wohnungen, das Zurückziehn des Feindes in seine dicken Waldungen; die Ausfälle desselben zur Zeit, wo ihn die weitläufige Vertheilung der

römischen Truppen, die Ermüdung derselben durch Hunger, Märsche und Witterung und die überlegne Kenntniß des Bodens begünstigten; die unwegsamen Gebirge, Holzungen, Haiden und Sümpfe; die vielen Flüsse mit ungeheuern Morästen längst den Ufern hin: Kurz alles erforderte hier eine ganz eigne und neue Art Krieg zu führen.

Alle diese Schwierigkeiten schreckten den muthigen Jüngling Drusus nicht ab, den ersten Plan zur Eroberung des ganzen grossen Germaniens zu machen. Voll des feurigsten Eifers, seinen Namen zu verewigen, und das zu vollenden, was sein grosser Ahnherr Cäsar angefangen hatte, baute er eine Flotte auf dem Rhein, vereinigte unweit Arnheim durch einen Kanal, der noch seinen Namen hat, den Rhein mit der Yssel, segelte zuerst unter allen Römern in das deutsche Meer, lenkte in die Ems ein, und kam also den Brukterern ganz unerwartet über den Hals. Bey dieser kühnen Unternehmung hätte ihn die schnelle Ebbe zu Grunde gerichtet, wenn er nicht eine Menge Friesen bey sich gehabt hätte, die schon damals gute Seeleuthe waren, und sich, wie alle ihre Landsleuthe, zur Unterdrückung ihres eignen Vaterlands gebrauchen liessen.

Um diesen Weg in das Innre von Deutschland offen zu behalten, legte Drusus bey seinem Rückzug, wozu ihn der Winter nöthigte, an der Mündung der Ems ein Kastell an. Das folgende Frühjahr drang er bis an die Weser vor. Hier häuften sich Hindernisse auf Hindernisse, denen er mit seiner gewöhnlichen Unerschrockenheit trotzte. Was aber weder der Mangel an Lebensmitteln, noch die rauhe Witterung, noch der Muth der Deutschen vermochte, das vermochte der herrschende Volksglaube. Im römischen Lager ließ sich ein Bienenschwarm nieder,

und dieß ward für eine schlimme Vorbedeutung gehalten. Drusus zog sich dem zufolge zurück, und ward auf dem Rückweg von den Deutschen so eingeschlossen, daß diese schon die, allem Anschein nach, ganz sichere Beute unter sich theilten; die Cherusker sollten die Pferde, die Schwaben das Gold und Silber, und die Sikambrer die Gefangenen bekommen. Diese allen Barbaren eigne Zuversichtlichkeit, die alle nöthige Vorsicht hintansetzt, rettete das römische Heer. Die Deutschen fielen die Römer ohne alle Ordnung an; und diese hielten den verworrenen Angriff mit Kaltblütigkeit und Ordnung aus, und schlugen den zu verwegenen Feind zurück. Drusus baute sodann ein Kastell an dem Zusammenfluß der Lippe und Lise, und ein anderes zwischen dem Rhein und der Lahne auf der Höhe bey Idstein.

Nach vielen ähnlichen Feldzügen drang Drusus endlich gar bis an die Elbe vor, und errichtete am Ufer derselben ein Monument. Dieser Fluß war das Ziel seiner Unternehmungen in Deutschland. Auf dem Rückzug stürzte er vom Pferde, und starb einige Zeit darnach. Zu Rom erzählte man sich, eine deutsche Wahrsagerin von ungeheurer Grösse wäre ihm an der Elbe begegnet, und hätte ihm gesagt, die Götter verstatteten ihm nicht, über diesen Fluß zu setzen; und das Ende seiner Siege und seines Lebens wäre nahe. Alle grossen Leuthe mußten sich gefallen lassen, daß man Wunder und Fabeln unter ihre Thaten mischte, um sie noch abentheuerlicher zu machen. Der Hang zum Wunderbaren ist eine der allgemeinen menschlichen Neigungen.

Drusus fieng an, Deutschland aus seiner Barbarey zu reissen. Ihm hat man den Grund der ersten deutschen Städte zu danken. Sie entstanden aus den vielen Kastellen, die er bauen ließ, und

aus den stäten Lagern, welche er an bequemen Orten anlegte. Von Basel bis an den Ausfluß des Rheines zählte man gegen fünfzig Kastelle und Lager, deren Stifter er war. Die vornehmsten derselben waren Maynz, Bingen, Andernach, Wesel und einige andre. Hatten die Soldaten nichts im Felde zu thun, so mußten sie Hand an die Heerstrassen, Wasserleitungen und Bevestigungen legen. Bey Zahlbach unweit Maynz sieht man noch die Trümmer einer Wasserleitung, die über 100. Fuß hoch sind, und durchaus aus gehauenen Steinen bestehn. Die Rinnen derselben waren von gebrannter Erde, und ihre Inschriften, welche die Namen der Legion andeuten, die sie verfertigt, beweisen, daß die Römer schon einigen Begriff von Drucken hatten. Die Römer verschönerten alle ihre Eroberungen. Zu Bingen heißt ein Brunnen noch der Drususbrunnen, und eine Brücke über die Nahe, unweit dieser Stadt, noch die Drususbrücke. Zu Maynz und zu Bonn ließ er Brücken über den Rhein bauen, und er war der erste Verbesserer der deutschen Schiffahrt. Sein Stiefvater August ließ ihm bey Maynz ein prächtiges Monument bauen, dessen er würdig war, und wovon noch der größte Theil steht.

Tiber. Tiber, des Drusus Nachfolger, brachte, seinem Karakter gemäß, verschiedne deutsche Völkerschaften mehr durch Unterhandlungen und Bestechungen, als durch Siege unter die Herrschaft der Römer. Er verpflanzte gegen 40000. Deutsche, die sich ergeben hatten, nach Gallien, welches ihre Oberhäupter so sehr aufbrachte, daß sie sich selbst tödeten.

Markmänner. Unterdessen ward Marbod, Heerführer der Markmänner, ein Nebenbuhler der Zäsaren. Er eroberte Böhmen, und breitete seine

Herrschaft längst der Donau aus. Mit 80000. Mann, die er beständig auf den Beinen hatte, war er nach der Aussage Tibers selbst ein furchtbarerer Feind der Römer, als Pyrrhus und Antiochus gewesen waren *). Man gab dem Tiber 12. Legionen gegen diesen deutschen Feldherrn; ein Heer, wie die Römer noch keines zuvor ins Feld gestellt. Die vielen angränzenden Völkerschaften, denen der im Grund wohlthätige Druck der Römer unerträglich war, glaubten nun den rechten Zeitpunkt haschen zu können, das Joch derselben abzuschütteln. Tiber fand sich mit dem Marbod durch Unterhandlungen ab, und eilte zurück, um die aufrührischen Pannonier und Dalmazier zum Gehorsam zu bringen.

Varus. Während daß Tiber in Pannonien und Dalmazien beschäftigt war, hatte Varus das Kommando über die niederrheinische, römische Armee. Geizig, wohllüstig und despotisch, wie er war, machte er sich bey dem ganzen Heer verhaßt. Mit aller Gewalt wollte er die römische Prozeßform unter den damals ruhigen Deutschen einführen. Allein man weiß, wie hartnäckig ein barbarisches Volk auf seinen alten Gewohnheiten hält; und wie ungereimt es ist, einem rohen Volk Gesetze aufzudringen bloß für ein kultivirtes gemacht sind. Di then und Beile der Römer waren in den der Deutschen abscheulich, die bloß den Gött Recht einräumten, freye Leuthe am Körper zu

Hermann. Hermann, Fürst der Cherusker durch sein Wohlverhalten in rö Diensten das Bürgerrecht und die Ritterwü halten. Er kannte die Schwäche des Varus die Beschwerden seiner Landsleuthe. Er war Rächer seines Vaterlandes. Im Stillen machte ein

*) Tacit. Annal. L. II. c. 63.

ein Komplot gegen die fremden Unterdrücker. Verschiedne mit ihm einverständige Fürsten Deutschlands baten sich unter mancherley Vorwänden römische Bedeckungen aus. Man erregte in der Ferne Unruhe, um den Varus mit seiner ganzen Macht dahin zu locken; und dieß war der erste Plan, den viele deutsche Horden zur Vertheidigung des Vaterlandes gemeinschaftlich machten. Segest, dessen Tochter Hermann entführt hatte, entdeckt zwar dem Varus das Geheimniß; allein Varus traut den Deutschen nicht so viel List zu. Dieser will sich von jenem durchaus nicht bereden lassen, den Hermann samt den übrigen Verschwornen bey einem Gastmahl gefangen zu nehmen. Er bricht auf, und die Fürsten folgen ihm. Als diese zu Haus sind, beginnen sie die offenbaren Feindseligkeiten mit Ermordung der römischen Bedeckungen. Sie vereinigen sich, und schliessen den Varus in einer unwegsamen Gegend im Teutoburgerwald ein. Die Römer mußten das Gehölze umhauen, Brücken über Moräste und Flüsse schlagen, und Strassendämme machen, um in eine günstigere Gegend zu kommen. Sie ermüdeten sich durch diese Arbeit. Auf einmal stand das Heer rings um sie her. So eingeschlossen und unter immerwährenden Scharmützeln setzten die Römer mit ihrer gewöhnlichen Unerschrockenheit einige Tage lang ihren Marsch fort. Man verbrannte das überflüßige Gepäcke, um den Marsch zu erleichtern. Allein auch das Wetter stritt gegen sie, und für die Deutschen. Wir sahen, wie es zu unsern Zeiten einigen englischen Feldherren bey all dem guten Willen ihrer Heere und ihrer überlegnen Kriegskunst in Nordamerika ergieng, welches Land ihnen nicht so viele Beschwerlichkeiten in den Weg stellte, als Deutschland den Römern.

Varus sah, daß er verloren war, und stürzte sich in sein Schwerdt, um nicht ein Gefangener zu werden. Einige folgten seinem Beyspiel; andre warfen die Waffen weg, und liessen sich wie das Vieh zu Stücken hauen; so ward das schönste römische Heer vernichtet.

Auf die Nachricht von dieser Niederlage ließ August einige Monate lang Bart und Haare wachsen, und rief öfters aus: „Varus! Varus! Gieb mir die Legionen wieder„! Alle Deutschen mußten aus Rom, und der Zäsar dankte sogar seine deutsche Leibwache ab, die er errichtet hatte. Man stellte Wachen in Rom aus, um einem Aufruhr vorzubeugen *). Die Deutschen verherrlichten ihren Befreyer Hermann durch Gesänge und Altäre.

Am schlimmsten spielten die befreyten Germanier den römischen Advokaten mit, die ihnen Varus aufgedrungen hatte. Sie stachen ihnen die Augen aus, hauten ihnen die Hände ab, und rissen ihnen die Zungen aus dem Hals, mit dem Zuruf: „Zische nun, Natter„!

Diesem Sieg hat Deutschland seine Unabhängigkeit zu danken, und ohne ihn wäre wahrscheinlich so gar unsre Sprache vertilgt.

Nach dieser Niederlage zeigte sichs zum erstenmal, daß die Römer, überhaupt genommen, keine Römer mehr waren. Sie hatten so wenig Lust gegen die Deutschen zu fechten, daß August darum loosen lassen, wer gegen sie ins Felde ziehn, und den Zehnten, den das Loos traf, für ehrlos erklären mußte, wenn er nicht gehn wollte.

Tiber. Mit der auf diese Art durch Gewalt zusammen gebrachten Armee kam Tiber endlich wieder am Rhein an. Er begann sein

*) Sueton. in Augusto.

altes Spiel mit Unterhandlungen und Bestechungen, und erklärte, daß mit Gewalt der Waffen wenig gegen die Deutschen auszurichten sey.

Germanikus.

Sein Nachfolger, Germanikus, des Drusus Sohn, folgte dem Beyspiel seines Vaters. Geliebt, wie er von den Soldaten war, dorfte er mit ihnen alles wagen, was sein Vater gewagt hatte. Er siegte verschiednemal über deutsche Horden, und nahm in einem Gefechte Hermanns schwangre Gemahlin gefangen, deren Blicke ihn fühlen liessen, daß sie eine Deutsche und er ein Unterdrücker war. Sie mußte den Triumph ihres Feindes in Rom zieren, und ihr Verlust spornte ihren Gemahl noch mehr zur Rache gegen die Römer an.

Hermann.

Hermann suchte die Römer durch Vorstellung der Niederträchtigkeit, daß sie sich an unschuldigen Weibern zu rächen suchten, bey seinen Landsleuthen noch verächtlicher zu machen. Bis an seinen Tod war er ein geschworner Feind derselben und aller Anmasser. Er führte ein frisches Heer gegen sie an; und die Römer kamen auf ihrem Anmarsch gegen ihn auf die Gegend, wo Varus die berüchtigte Niederlage erlitten. Hier spornten sie die Denkmale, die sie von ihrer Schande zu finden glaubten, noch mehr zur Rache an; und sie lieferten dem Helden Germaniens ein Treffen, dessen Ausgang unentschieden blieb. Germanikus fuhr nun, nach dem Beyspiel seines Vaters, auf einer ungeheuren Flotte in das Herz von Niederdeutschland, und schlug den Hermann zweymal. Auf dem Rückweg hätte beynahe ein Sturm das ganze römische Heer vernichtet. Germanikus, welchem die Eifersucht seines Onkels Tibers auf seinen Ruhm nur zu bekannt war, wollte sich bey diesem Anlaß das Leben

nehmen. Zum Glück konnte sich der größte Theil der Flotte nach dem Sturm wieder sammeln; und Tiber berief den Germanikus nach Haus, im vesten Vorsatz, die Deutschen ihren innerlichen Zwistigkeiten zu überlassen.

Hierauf vertrieb Hermann den Markmann Marbod, der über die Deutschen tyrannisiren wollte. Dieser Unterdrücker flüchtete sich zu den Römern, von denen er von jeher bestochen war. Hermann selbst ward endlich in den Augen seiner Anverwandten gefährlich, und von ihnen umgebracht.

Zäsar Klaudius, ein Weichling von der ersten Klasse, wollte mit den Deutschen platterdings nichts zu thun haben. Er zog die Besatzungen aus den römischen Kastellen am Rhein zurück. Trajan hingegen erweiterte wieder die Gränzen des römischen Reiches bis über den Rhein.

Der batavische Krieg und des Zivilis Bewegungen sind für uns weiter nicht merkwürdig, als daß die römischen Feldherren damals lernten, sich mit Hülfe der Deutschen bey den Kaiserwahlen wichtig zu machen.

Mark Aurel.

Die Schwäche der römischen Regierung, welche nachher das gewaltige Reich den Barbaren Preiß gab, fieng allgemach an sich zu äussern. Die Römer erkauften nun den Frieden von den Deutschen, die sie so oft besiegt hatten. Diese Herablassung feuerte die Germanier zu grössern Unternehmungen an; und es mußte nun schon ein Regent, wie Trajan seyn, wenn er sie in Ehrforcht erhalten wollte. In dem berühmten markmännischen Krieg nahmen die vorgeblichen Weltbeherrscher sogar zu den elendsten Marktschreyern ihre Zuflucht, um sich der Deutschen zu erwehren. Der Betrüger Alexander, den uns Luzian so schön

geschildert, machte einen römischen Patrizier glauben, wenn man zween mit Spezereyen und kostbaren Kräutern beladne Löwen über die Donau in des Feindes Land jagte, so würde ein herrlicher Sieg erfolgen. Die Deutschen schlugen aber die herübergeschwommenen Löwen, nebst 20000. Römern todt. Eine Pest verdünnerte nun die römischen Unterthanen, und zwang den römischen Kaiser, sogar eine Rotte Strassenräuber gegen die Deutschen in Sold zu nehmen. M. Aurel verkaufte den ganzen Schatz der Zäsarn, um die Kosten des Krieges gegen die Germanier bestreiten zu können. Dieser Kaiser zog gegen die Quaden, ein berühmtes deutsches Volk, heran. Sein Heer wäre beynahe vom Durst aufgerieben worden, als ein Ungewitter mit starkem Regen kam, und es erfrischte. Alle alten Schriftsteller finden hierin ein Wunder; und einige schreiben es der Macht eines ägyptischen Zauberers, andre aber dem Gebet einer gewissen kristlichen Legion zu, die bey Aurels Armee gewesen seyn, und deswegen den Namen der donnernden Legion bekommen haben soll.

Nach M. Aurels Sieg über die Markmänner wurde ein Theil derselben nach Italien versetzt. Diese Verpflanzungen besiegter Völker waren nun ein Hauptgrundsatz der römischer Staatskunst geworden, und ein Beweis, daß sich das Reich durch seine Grösse zur Last war.

Kommodus. Aurels Sohn und Thronfolger Kommodus pralte zu Rom, er wollte den weiten Ozean zur Gränze des Reiches machen. Er machte sich aller Vorstellungen seiner Freunde ungeachtet auf den Weg nach Deutschland, das man ihm zu Rom abgemahlt hatte, wie man uns Sibirien vormahlt. Durch Bestechungen brachte er

einige deutsche Völkerschaften zum Gehorsam, und kehrte nun mit seinem Heer, das so weichlich als sein Anführer war, als anmaßlicher Sieger nach Rom zurück.

Einige der folgenden Kaiser hätten vielleicht die Herrschaft der Römer über einen grossen Theil Germaniens behauptet, wenn sie nicht der aufrührische Geist ihrer eignen Soldaten daran verhindert hätte. Diese fanden ihre gute Rechnung bey einer neuen Kaiserwahl, auf die sie immer den meisten Einfluß hatten, und die ihnen deswegen viele Geschenke eintrug. Sie ermordeten daher den Regenten, der ihnen zu lang lebte, und setzten gegen eine ansehnliche Belohnung einen andern auf den Thron. Das Verderben hatte die Stadt an der Wurzel angegriffen.

Franken. In Deutschland thaten sich nun mehrere Horden in ein Volk zusammen. Hermanns und Marbods Beyspiel, und die Schwäche des römischen Reiches, munterten sie dazu auf. Die erste und berühmteste der grossen deutschen Völkerschaften waren die Franken, oder Freyen, die aus all den germanischen Horden bestanden, die vom Ufer des Niederrheins an, bis an das deutsche Meer und die Elbe hin wohnten.

Allemannen. Nach den Franken traten die Allemannen als ein besonderes, auf die erstern eifersüchtiges und den Römern förchterliches, germanisches Volk auf. Ohne Zweifel hatten sie ihren Namen daher, daß sie aus allerley Stammhorden bestanden.

Gothen. Die hochberühmten Gothen stammten wahrscheinlicher Weise aus der Gegend des heutigen Preussens ab. Sie bekamen einige Zeitlang Geschenke von Rom, um es in Ruhe

zu lassen; allein sie fühlten ihre Ueberlegenheit zu sehr, als daß sie ihre Raubgierde hätten bändigen können. Sie giengen ungeachtet der Geschenke über die Donau und verheerten Thrazien. Dezius schlug sie einigemale zurück; allein er griff sie auf ihrem Rückzug zu hitzig an, ward von falschen Kundschaftern in einen Sumpf geführt, an den sie sich gestellt hatten, und mit seinem ganzen Korps von ihnen niedergesäbelt.

Gallus, der durch seine Betrügereyen viel Antheil an der Niederlage des Dezius hatte, ließ sich nach dem Tod desselben sogleich zum Kaiser ausrufen. Er fand sich mit den schrecklichen Gothen gütlich ab, und versprach von neuem, ihnen die gewöhnliche Summe Geldes, wie zuvor auszubezahlen, wenn sie sich ruhig halten würden.

Während daß die Gothen auf der Ostseite das römische Reich mit ihren Einfällen bedrohten, griffen es die Franken auf der Seite Galliens, und die Allemannen im Herzen selbst, nämlich in Italien an. Unter dem Kaiser Gallien hatten die Franken ganz Gallien und Spanien ausgeplündert, mit der Plünderung der letztern Provinz beynahe zwölf Jahre zugebracht, und waren schon von da nach Afrika gesegelt. Zu gleicher Zeit überströmten die Allemannen fast ganz Italien.

Vereinigt mit den Markmännern kamen die Allemannen unter dem Kaiser Aurelian zum zweytenmal dahin. Sie verwüsteten die ganze Gegend um Mayland. Man zitterte zu Rom, wie zu Hannibals, wie zu der Zimbrer Zeiten. Man schlug die sibyllischen Bücher auf, welches die letzte Nothhülfe war. Hier fand man, daß die Barbaren nicht den Ort überschreiten würden, wo man das Opfer verrichten würde. Man opferte mit aller

möglichen Feyerlichkeit. Dessen ungeachtet litten die Römer bey Piacenza eine schreckliche Niederlage. Man schrieb es dem Verhängnis der Götter zu, daß die Barbaren diesen Sieg nicht besser benutzt, und das schwankende Gebäude des römischen Reiches nicht umgestürzt haben.

Probus. Probus trieb die Franken und Allemannen, die das Reich mit einer neuen Ueberschwemmung bedrohten, über den Rhein und Neker zurück. Von den erstern versetzte er einen Theil nach Thrazien. Diese bemächtigten sich einiger Schiffe, fuhren durch den Hellespont, plünderten auf den griechischen und afrikanischen Küsten, landeten auf Sizilien und eroberten Syrakus, fuhren durch die Strasse und kamen größtentheils glücklich in Deutschland an, nachdem sie durch ihr kühnes Unternehmen die Welt in Erstaunen gesetzt. — Probus ließ sich beyfallen, die ganze Nazion der Franken und Allemannen zu entwaffnen; allein er hätte sie erst unter seine Gewalt bringen müssen.

Dioklezian. Die Kaiser begannen endlich zu fühlen, daß sie der Verwaltung des ungeheuern Reiches nicht gewachsen waren. Dioklezian nahm sich verschiedne Regierungsgehilfen, und jedem wurden gewisse Provinzen zu verwalten angewiesen. Anstatt daß die Regierung dadurch mehr Stärke bekommen hätte, wurde sie nun durch die Eifersucht der verschiednen Mitregenten noch mehr geschwächt. Jeder strengte die Kräfte der unter seiner Aufsicht stehenden Provinzen an, um sich über seine Mitregenten zu erheben. Konstantin bediente sich des allemannischen Königs Eroch gegen seinen Nebenbuler Maxenz; und Bonit, ein Frank, war sein beßter General in seinen bürgerlichen Kriegen. So ward den Barbaren der Weg bis zu den höchsten Ehrenstellen im Reiche gebahnt.

Sachsen und Franken zur See.

Um eben diese Zeit, nämlich gegen das Ende des dritten kristlichen Jahrhunderts erscheinen die Sachsen als förchterliche Seeräuber zum erstenmal in der Geschichte. In Gesellschaft der Franken plünderten sie auf den belgischen und gallischen Küsten. Man bediente sich eines Belgiers, Namens Karausius, gegen sie, der vom niedrigsten Stand und als ein Fremdling bis zur Würde eines römischen Admirals stieg *). Dieser nahm seinen Stand im Kanal bey Boulogne. Für ihn plünderten die Deutschen einen grossen Theil Galliens aus. Ungestört ließ er sie den Kanal paßieren, nahm ihnen aber auf dem Rückweg ihre Beute ab, und behielt sie für sich. Alle Statsbedienten, vom höchsten bis zum niedrigsten, arbeiteten damals nicht für das gemeine Beßte, sondern ihren eignen Vortheil. Zu Rom stellte man einen Befehl aus, den Karausius umzubringen. Allein er segelte mit seiner Flotte nach dem nahen Brittanien hinüber, und warf sich daselbst zum König auf **).

Konstantin.

Unter Konstantin ward das Reich wenig von den Barbaren beunruhigt. Es ist aber schwer zu entscheiden, ob man es der Stärke seiner Regierung, oder auswärtigen Zufällen welche die Barbaren beschäftigten, zu verdanken hatte. Er gieng zwar über den Rhein, und schlug einige deutsche Horden, woraus man zu Rom, der herrschenden, sklavischen Schmeicheley gemäß, die ganze Nazion der Germanier machte; allein die Art, wie er mit den gefangenen Deutschen verfuhr, bewies höchstens, daß er den Feinden auf einen Augenblick Schrecken einjagen, aber nicht, daß er dem Reich durch gute Ordnung eine dauerhafte Sicherheit verschaffen konnte. Er ließ die gefangenen

*) Aurel. Vict. in Cæs. c. 39. **) Eutrop. L. 9. c. 13.

Deutschen und ihre Fürsten in den öffentlichen Schauspielen mit wilden Thieren kämpfen, und unter dem Geklatsche der sich so gesittet dünkenden Römer zerreissen.

Konstanzius.

Wie wenig Konstantin die Ruhe des Reiches bevestigt hatte, ergab sich nach seinem Tod aus der Geschichte seines Sohns Konstanzius. Ein Deutscher, Namens Magnenzius, konnte diesem sogar die Herrschaft über Gallien streitig machen, und auch einige Zeit sein Nebenbuler in Behauptung des kaiserlichen Titels seyn. Kaum hatte Konstanzius diesen kühnen Barbaren besiegt, so eilte er in die Arme der Wohllust zurück, und hielt die Augenblicke, die er ferner zur Vertheidigung des Reiches verwenden sollte, für verloren. Unter ihm stieg das Verderben des Hofes aufs höchste. Verschnittene und Huren beherrschten damals das berühmte römische Reich. Die wenigen redlichen Diener des Staates, die noch übrig waren, wurden der Verläumdung, der Schmeicheley, dem Ehrgeitz und Eigennutz der verderbten Höflinge Preis gegeben. Silvan des Franken Bonits Sohn, hatte dem Reich gegen die Barbaren vortrefliche Dienste gethan; wurde aber durch die Ränke der auf seinen Ruhm eifersüchtigen Höflinge so sehr zur Verzweiflung gebracht, daß er endlich den Aufruhr wirklich erregte, dessen man ihn ohne Grund beschuldigt hatte um ihn zu stürzen. Er warf sich in Köln zum Kaiser auf, und ward von Banditen auf dem Weg nach der Kirche umgebracht. So schwach war die Regierung geworden, daß sie, um sich zu rächen, zum Meuchelmord ihre Zuflucht nehmen mußte.

Julian.

Der Hof kam endlich so ins Gedränge, daß sich Konstanzius gegen seinen Willen entschliessen mußte, den an Verstand und Ent-

schlossenheit ihm so sehr überlegnen Julian zum Gehilfen in der Regierung anzunehmen. Julian that in Gallien Wunder gegen die Deutschen, die sich damals schon im ruhigen Besitz dieser Provinz glaubten; und er würde noch mehr gethan haben, wenn mehr Eifer für die gute Sache und mehr Vaterlandsliebe, als Neid und Geitz unter seinen Officieren geherrscht hätte. Nach dem Tod dieses grossen Mannes, der seit langer Zeit der einzige würdige Zäsar war, ward das römische Reich von den Barbaren nach und nach zertrümmert.

Verfall des römischen Reiches.

Die Geschichte des Verfalls des römischen Reichs ist zwar die Geschichte jedes grossen States, der auf dem Weg zur Kultur und zum Reichthum die so schwer zu treffende Mittellinie überschreitet. Der Strom des Luxus, wenn er einmal gewisse Schranken durchbrochen hat, kann durch keine Gesetze mehr aufgehalten werden. Er reißt ein Volk ins Verderben hin, das mitten im Ueberfluß zu schwimmen glaubt, und endlich auf einmal aus der Täuschung erwacht, wenn es ein Raub des Elendes ist. Allein es wird immer doch gut seyn, die Ursachen, welche diese merkwürdige Katastrophe bewirkten, ein wenig zu zergliedern. Sie hatte zu viel Einfluß auf unser Vaterland, und auf die ganze damals bekannte Welt, als daß wir sie nicht um etwas genauer beleuchten sollten.

Bis zum Sturz von Karthago hin, waren Einfalt der Sitten, Mäßigkeit im Genuß sinnlicher Vergnügungen, eine gewisse wilde Entschlossenheit verbunden mit einer klugen Gesetzgebung, und Wärme für den Staat und die vaterländische Religion, die nach der vortreflichen Verfassung der Regierung durch alle mögliche Reitze in ihrer Stärke erhalten ward, die

Waffen, womit die Römer allen andern Völkern ihrer Zeit überlegen waren. Selbst die Härte des Bodens, wo sich die Stifter dieses so berühmten Volkes anfangs anbauten, trug ohne Zweifel viel zur Gründung seiner Macht bey. Die ersten wichtigen Eroberungen desselben wurden von Leuthen gemacht, deren Anführer so gar nichts als Habermuß assen. Weder die Eroberung des weichlichern Hetruriens, noch des wohllüstigen Unteritaliens oder Großgriechenlandes konnte diesen Karakter schwächen. Alle Kriege, welche die Römer bis zu dieser Epoche führten, hatten entweder die Vertheidigung ihrer eignen Unabhängigkeit, oder der unterdrückten fremden Unschuld zum Endzweck. Sie zogen das Nützliche dem bloß Belustigenden so weit vor, und hatten so wenig Geschmack an den sogenannten schönen Künsten, daß sie bey der Einnahme von Korinth und Athen die beßten Gemählde mit Füssen traten, und eine ganze Bibliothek in einer eroberten Stadt auf einen Rathsbefehl verbrennt wurde *), nur die vom Feldbau handelnden Bücher ausgenommen. Ihr Eifer für die Reinheit ihrer Sitten ward so strenge, daß eine Nothzüchtigung der Anlaß zu einer grossen Staatsveränderung ward. Gesundes Blut und Stärke des Körpers und der Seele waren die Wirkung dieser einfachen und rohen Lebensart.

Nach dem Sturz von Karthago ward die Konvenienz das Statssystem eines Volkes, das bis hieher bloß für die gerechte Sache, seine Freyheit und seinen Ruhm gekämpft hatte. Man begann nun, auf den Reichthum einen Werth zu setzen, und der Eigennutz mischte sich ins Spiel. Das Geld fieng an, aus den eroberten weit entlegnen Provinzen nach der Hauptstadt zu strömen, und die Familien

*) S. Scriptor. rei rust.

berechneten nun, was bey einer Feldherrn- oder Statthalterstelle zu gewinnen sey, und nicht, was die Gerechtigkeit oder das wahre Wohl des Vaterlandes bey einer neuen Eroberung zu verlieren habe. Nun erlaubte man sich Verhetzungen der nächsten Blutsverwandten, Meuchelmorde, Vergiftung der Brunnen eines ganzen Landes, kurz alles, um die Eroberungen ins Unendliche zu treiben, und Rom mit dem Raub der ganzen Welt zu bereichern. Man lebte nun mehr für sich, als für den Staat, und arbeitete meistens für diesen nur in so weit, als die Privatleidenschaften ihre Rechnung dabey fanden. Die grossen Beyspiele ihrer Ahnen von Aufopferung der größten republikanischen Tugend, erzählten sich nun die Enkel als Thaten der ehemaligen rohen Zeiten.

Indessen daß mit dem Anwachs des Reichthums das Privatinteresse über die Vaterlandsliebe die Oberhand gewann, geschah zugleich in der Sinnesart und den Sitten des Römers eine Veränderung, die seinen Körper und seinen Geist nach und nach entkräftete. Das eroberte Griechenland flößte seinen rohen Ueberwindern Geschmack an den Wissenschaften und Künsten ein. Die Erziehung des Volkes, die zuvor bloß zur bürgerlichen und politischen Thätigkeit angelegt war, lief nun mehr auf eitle Verzierungen, als auf das Nützliche, mehr auf blendenden Witz, als auf Wahrheit, und mehr auf unnützes Vernünfteln, als auf Anstrengung der Leibes- und Seelenkräfte zum Thun hinaus. Umsonst erklärten sich die Alten gegen diese verderbliche Neuerung. Umsonst verbot man den Jünglingen die Schulen der griechischen Philosophen zu besuchen, wo sie, anstatt zu nützlichen Bürgern, zu müßigen Schwätzern und Sophisten gebildet wurden. Umsonst jagte man

die griechischen Redner und Sprachmeister zur Stadt hinaus. Der Damm war einmal gebrochen und die Seuche der Schöngeisterey breitete sich trotz aller Wachsamkeit der Polizey immer weiter aus. Im ersten Anlauf übertrafen die römischen Schöngeister ihre Lehrmeister, die Griechen. Sie verbanden mit dem zarten Gefühl des Schönen, welches den letztern eigen war, noch eine gewisse Stärke und Kühnheit des Ausdrucks und eine gewisse männliche Darstellungskraft, welche dem Ueberbleibsel von der wilden Entschlossenheit, die ehemals ihre Landsleuthe auszeichnete, entsprachen, und welche die zu sanften und weichen Griechen nicht kannten. Sie verhielten sich damals hierin zu diesen, wie die heutigen Engländer zu den Franzosen. Allein dieses sogenannte goldne Zeitalter der Literatur war bald vorüber. Der Ruhm und das Glück der grossen Genien, welchen es seinen Glanz zu verdanken hatte, erweckte einen Schwarm von Nachäffern, deren affektierter schaler Witz den Verfall der wahren nützlichen und mühsamen Gelehrsamkeit ankündigte; wie bey allen sich verfeinernden Völkern in einer gewissen Epoche zu geschehen pflegt. Man gewöhnte sich, die Belustigung der Belehrung vorzuziehen. Das Volk, welches ehedem unabläßig mit der Aufrechthaltung seiner Gesetze, mit der Vertheidigung seiner Freyheit und mit der Eroberung der Welt beschäftigt war, hatte nun nichts mehr von seiner Regierung zu fodern, als Brod und Schauspiele. Selbst diese Regierung setzte das Belustigende dem Nöthigen und Nützlichen so weit nach, daß August den Kriegern, die ihm den Thron errungen, den verdienten Sold schuldig blieb, und unterdessen einen Schwarm Dichter mit Schätzen überhäufte. Zizeros Karakter ist das auffallendste Beyspiel, wie sehr sich der Geist

der Männer, die das Volk leiten sollten, seit der Epoche der Verfeinerung geändert hatte. Blendende Beredsamkeit, Intrigue, Schmeicheley, verlarvte Verläumdung und künstliche Unterhandlungen vertraten bey ihm die Stelle des Muthes, des lebhaften Gefühles für Freyheit, und des grade hinzuschreitenden, unwiderstehlichen Unternehmungsgeistes, welche die glänzendsten Züge im Karakter der ehemaligen Römer waren.

Die Eroberung von Aegypten und Vorderasien war noch verderblicher für den Geist der Römer, als die Unterjochung Griechenlandes. Hier wurden sie mit der orientalischen Pracht, Wohllust und Schwelgerey bekannt. Ehedem war das Essen aller Bürger beynahe das nämliche; aber nun verzehrte mancher Wohllüstling bey einem Mahl so viel, als manche ganze Familien seiner Mitbürger zu ihrem jährlichen Unterhalt nöthig gehabt hätten. Wer kann das berüchtigte Gemählde eines römischen Schwelgers im Petron ohne Staunen lesen?

Die unermeßliche Ungleichheit in den Sitten der römischen Bürger, nach der Eroberung Asiens und des nördlichen Afrika, war mehr als irgend etwas anders ein Beweis, daß die römische Freyheit damals nur noch dem Namen nach existirte. Diese Ungleichheit war eine natürliche Folge des grossen Abstandes zwischen dem Vermögen derselben. Wenn dieser Abstand so unendlich groß ist, als er damals war, so muß nothwendig ein Theil des Volkes aus feilen Sklaven und der andre aus Tyrannen bestehn. Die, welche im Dienst des Staates in den entlegnen Welttheilen ihr Glück gemacht, suchten sich mit Hülfe der gesammelten Schätze in der Vaterstadt über ihre Mitbürger empor zu schwingen. Welche schreckliche Auftritte von Aristokraten- und Demago-

genwuth stellt uns nicht die römische Geschichte unter Marius und Sylla dar? Wie fühllos gegen seine Freyheit war nicht der römische Pöbel bey diesen Auftritten? Zu welcher Niederträchtigkeit ließ er sich nicht von seinen Aristokraten gebrauchen?

Da nun einmal das Gefühl für die alte Verfassung und für die Freyheit bey dem Volke so stumpf, und die Gährung zwischen Armuth und Reichthum, zwischen Sklaverey und Despotisme so heftig war, so hatte das Volk überhaupt genommen bey der Revoluzion, die Zäsar bewirkte, gewiß sehr viel zu gewinnen. Der Staat war ohnehin so weitläufig, daß er eine nachdrücklichere Verwaltung und Vertheidigung erfoderte, als eine republikanische Verfassung leisten kann. Nur einem Alleinherrscher war es möglich, den Ausschweifungen und Bedrückungen, der Aristokrazie Schranken zu setzen, und das Gleichgewicht unter den Volksständen wieder herzustellen. Allein dieser Mann mußte im strengsten Verstand gerecht, nüchtern, klug, thätig, Menschenfreund, kurz er mußte Zäsar seyn. Er mußte das, was ehedem die Freyheits- und Vaterlandsliebe that, durch gute Ordnung, durch nachdrückliche Verwaltung der Gerechtigkeit, durch Subordinazion und Wachsamkeit ersetzen. Das Glück und die Ruhe, welche der Staat, nach so schrecklichen Stürmen, unter Zäsars Regierung genoß, rechtfertigte seine Unternehmungen in vollem Maaß. Der schlechte Erfolg der Unternehmungen des Brutus bewies, trotz allen Einwürfen, welche die demokratische Schwärmerey dagegen machen kann, daß die monarchische Regierung für den ausgearteten Staat nothwendig geworden war.

Allein was waren das für Leuthe, die nach Zäsars Beyspiel das ungeheure Reich beherrschen sollten?

Gewiß

Gewiß kann kein gesitteter Mensch die Gemählde derselben, die uns Sueton hinterlassen, ohne Eckel anschaun. Verschlossen in ihre Kabinete, verübten sie alle ersinnlichen Bubenstücke, und kannten keine wichtigere Beschäftigung, als die Befriedigung ihrer Leidenschaften, und den Kitzel ihrer Sinnen. Sie begiengen Laster und Schandthaten, für die wir zu unsrer Ehre nicht einmal Namen haben. Die Regierungsgeschäfte überliessen sie Weibern, die bloß ihre Grillen und ihr Vergnügen zur Richtschnur hatten; Freygelassenen, die noch wie feile Sklaven dachten und handelten, nnd endlich Verschnittenen, die keine männliche Thatkraft hatten, die sanften Gefühle der Liebe nicht kannten, und sich durch Befriedigung des Geitzes, der diesen Halbmenschen eigen ist, für die andere Lüste, die sie nicht geniessen konnten, schadlos zu halten suchten. Der wurde Minister, weil er ein niederträchtiger Kuppler war, und jener General, weil er sich zum scheußlichsten Meuchelmord gebrauchen ließ. Das Serrail des heutigen Konstantinopels ist nur ein Schattenriß von der Abscheulichkeit des damaligen römischen Hofes.

Und was mußte das für ein Volk seyn, welches sich geduldig von diesen Buben beherrschen ließ, und nicht Einen Anschlag faßte, sich von der Tyranney zu befreyen!

Es hatte seit der grossen Sittenänderung alle Schnellkraft, alle Liebe zur Arbeit, alles Gefühl für Ruhm und Freyheit so gänzlich verloren, daß es lieber jeden Feind bis vor seine Thore anrücken ließ, als zu den Waffen griff. So entnervt war es durch Weichlichkeit und Wollust, daß ihm die Waffen wirklich unerträglich waren. Es verstümmelte sich, um bey den Rekrutirungen nicht zum Dienst gezwungen zu werden. Schon unter August

sträubte es sich gegen die Beschwerden und Gefahren eines Feldzuges so sehr, daß man die, welche das Loos traf, durch Einziehung ihrer Güter, Beraubung ihrer Ehre, und sogar durch Beyspiele von Todesstrafen, zum Dienst zwingen mußte.

Die Stärke der alten römischen Heere beruhte hauptsächlich auf abgehärtetem und wohlgeübtem Fußvolk. Die anhaltenden Eilmärsche desselben, die Bürden die es dabey tragen mußte, und die Leichtigkeit seiner Unterhaltung sind noch für unsre heutigen Kunstverständigen Gegenstände der Verwunderung. Zäsar hatte es mit dem Fußvolk in Zucht-Uebung und dem glücklichen Gebrauch desselben am weitesten gebracht. Nicht lange nach ihm erlitt aber die alte Kriegszucht eine grosse Veränderung. Aus Liebe zur Gemächlichkeit fieng man an den Dienst zu Pferde dem zu Fuß vorzuziehn, in Friedenszeiten die Kriegsübungen zu unterlassen, und endlich auch die Schutzwaffen, den Küraß und die Sturmhaube abzulegen, die den römischen Soldaten doch gegen die fast ganz unbedeckten Deutschen so grosse Vortheile brachten *). Die Unterhaltung der Heere wurde durch den eingeführten Luxus und die Menge der Pferde kostbarer, und für die ohnehin so schlechte Finanzverwaltung beschwerlicher. Der Sold blieb öfters aus, und die Subordinazion, die Seele der guten Kriegszucht, litt viel darunter.

Durch die gehäuften Bedürfnisse des hohen Luxus ward bloß das Geld der Maaßstab der Ehre. Man schätzte ein Amt bloß nach seinem Ertrag; und da man nun bey der Zivilbedienung leichter sein Glück machen konnte, als im Kriegsdienst, so ward dieser im Vergleich mit jenem verächtlich, besonders als endlich der größte Theil der Armee aus Barba-

*) Veget. L. 1. c. 20.

ren bestand. Gallienus entehrte den Kriegsdienst sogar durch ein öffentliches Gesetz, indem er verboth, kein Rathsherr sollte bey der Armee sich blicken lassen *).

Die Bürger Roms, welche sich durch Verwandtschaften, und durch alle Hofkünste geltend machen konnten, rissen die erträglichsten Aemter in den Provinzen an sich. Bey der allgemeinen Verderbtheit war es ihnen nicht so sehr um Gerechtigkeit und den Wohlstand der Länder, als vielmehr um eine reiche Beute zu thun. Die Provinzen wurden durch die Räubereyen derselben ausgesogen, und bey der allgemeinen drückenden Armuth hatten die Unterthanen bey einem feindlichen Einfall nichts mehr zu verlieren. Die meisten der damaligen Schriftsteller wissen die Bedrückungen der römischen Beamten nicht lebhaft genug zu schildern. Nach Mamertins **) Zeugniß wünschten sehr viele, lieber Gefangne der Barbaren, als einem römischen Vogt unterthänig zu seyn. Die Einwohner von Autun liefen aus ihrer Stadt und ihrem Gebiete in die Wälder und zu den Barbaren, weil sie mit aller Arbeit nicht so viel gewinnen konnten, um die öffentlichen Abgaben zu entrichten, und den Geitz der Vögte zu befriedigen.

Die unzäligen Beamten schleppten ihren Raub in die Hauptstadt oder in die grössern Provinzialstädte, die ihnen alles sinnliche Vergnügen darboten. Aus diesen floß er durch den Luxus nach Asien, ohne wieder zurückzukommen. Das Land ward von der Hauptstadt, und diese vom Luxus aufgezehrt. Nur ein geringer Theil der Nazion, nämlich der, welcher durch verschiedne Wege der Tyrann des grossen Haufens werden konnte, war im Besitz des Nazio-

*) Aurel. Vict. in Gallien. **) Lobrede Julians.

nalvermögens, und schwächte dasselbe immer mehr durch den gränzenlosen Aufwand.

Endlich stand von dem ungeheuern römischen Reiche nur noch das Gerippe da, ohne Fleisch, ohne Nerven und ohne Seele. Alle obbemeldten Ursachen wirken zum Verderben jedes Staates zusammen, wenn er in der sogenannten Verfeinerung der Sitten und im Luxus gewisse Schranken überschreitet. Wir könnten hieraus nützliche Lehren ziehn, wenn es unser Schicksal wäre, mehr durch richtige Schlüsse aus Erfahrungen, als durch Zufälle und nach augenblicklicher Behaglichkeit beherrscht zu werden.

Es beförderten aber noch einige ganz besondre Ursachen den Umsturz dieses gewaltigen Reiches. Nach Erlöschung des ersten Kaiserstammes stiegen Glücksritter und endlich sogar auch Ausländer auf den Thron der Zäsarn. Diese hiengen von der Laune der Soldaten ab, und wurden von denselben eben so leicht gestürzt, als erhöht. Dem zufolge war es ihnen mehr um den augenblicklichen Genuß, als um den Wohlstand des Reiches zu thun. Einige, die ihre Schwäche fühlten, wurden sogar gezwungen, die Krone anzunehmen, und blieben, so lange sie auf dem Thron sassen, der Spott der Leute, denen sie ihre Erhöhung zu danken hatten. Bey den schnellen Revoluzionen, welchen der Thron ausgesetzt war, konnte nie ein vester grosser Plan zur Verwaltung des Reiches entworfen und ausgeführt werden, wenn auch die Kaiser unendlich mehr Muth und Fähigkeit gehabt hätten, als die meisten wirklich hatten.

Abhängig von dem launigten Glück, war Mißtrauen der Hauptbeweggrund ihrer Handlungen. Jeder Mann, den seine Verdieuste von dem Pöbel auszeichneten, war der Gegenstand desselben. Glän-

zende Thaten und Verdienste begannen wirklich Verbrechen zu werden. Jeder grosse Mann ward ein Nebenbuhler des Regenten, und meistens auch ein Opfer der Hofintrigue. Die Kaiser versteckten sich hinter einen Schwarm Leute, die sie nicht für gefährlich hielten, hinter Freygelassene und Verschnittene, und suchten, wenn sie sich sehen liessen, durch eitle Pracht und ein lächerliches Gepränge das zu ersetzen, was ihnen an wirklicher Macht gebrach.

Aus diesem Mißtrauen stellten die Kaiser lieber Barbaren, die nie gute Patrioten wurden, als ihre Landsleute an die Spitze der Rathsgeschäfte. Seit langer Zeit bestanden auch die römischen Armeen nicht mehr aus den alten Peignern, Marsen und Apulern, sondern größtentheils aus erkauften Fremdlingen, aus gefangenen Sklaven und dem elendsten Gesindel, das man auf den Strassen und in den Gefängnissen auffinden konnte. Die Trägheit und Unthätigkeit, die eine Folge der allgemein herrschenden Weichlichkeit und Wollust waren, und mit der Fortpflanzung der Menschen immer mehr zunahmen, machten zwar den Gebrauch der Barbaren nothwendig. Sie hatten wenigstens körperliche Kräfte zur Arbeit genug. Allein man hätte nicht aus einem übelangebrachten und lächerlichen Stolz diesen Fremden verbieten sollen, sich mit den alten Einwohnern zu begatten und zu vermischen *). Sie wären bessere Bürger gewesen, als diese, und hätten in eine verderbte Menschenart neues Blut und neue Kräfte gebracht, wenn man ihnen das Bürgerrecht gestattet hätte.

Um vollends alles zu tilgen, was von der Sinnesart der alten Römer noch übrig war, machte Konstantin die kristliche Religion zur herrschenden

*) S. Cod. Theod. L. 3. T. 14.

im Reiche. Diese hatte ihren Ursprung unter einem friedlichen, kleinen und armen Volk genommen, und entsprach vollkommen dem Karakter und den Bedürfnissen desselben. Sie war die vortreflichste Lehre zur Bildung des Menschen überhaupt; machte aber keinen Anspruch auf die politische Begeisterung, auf die Ansporung zu grossen Thaten, auf die Aufrechthaltung der individuellen Staatsverfassung, und kurz, auf die Ausbildung des Bürgers, welche Dinge die Religion des alten Roms so sehr auszeichneten, und so viel Einfluß auf den politischen Wachsthum desselben hatten. Diese Religion hatte zwar damals gleich den übrigen Attributen des römischen Karakters viel von ihrer ursprünglichen Stärke verloren; allein auch die kristliche Religion war schon durchaus verdorben, als sie herrschend ward. Schon theilten sich die Bürger des nämlichen Staates in Rechtgläubige und Ketzer; eine Trennung, wozu die ehemalige Religion nie Anlaß gegeben hatte. Schon verfolgte man sich aufs grausamste wegen Dingen, die man nicht verstand. Schon zerrissen sich, nach dem Zeugniß des Ammianus Marzellinus, die Kristen wie die wilden Thiere unter einander selbst. Schon waren die Kirchen so reich, daß Geitz die Seele ihres Dienstes war, und ein römischer Bürgermeister, um den man sich bewarb, bloß unter der Bedingung ein Krist werden wollte, wenn man ihn zum Bischof von Rom machen würde. Da es diesem Mann bloß um Geld zu thun war, so mußte ein römischer Bischof mehr Einkünfte haben, als die erste Magistratsperson. Schon war der Begriff, die Kirche vom Staat, das Weltliche vom Geistlichen zu trennen, allgemein; dahingegen die Religion der alten Römer mit ihrer Politik innigst

verwebt war. Schon lernte man von den Griechen und Nordafrikanern, unsinnige Sophistereyen und platonische Träume von Dingen über dem Mond, und die nach dem Untergang der Welt geschehen sollten, für die wahre Gotteslehre, und ein leeres Gepränge für den ächten Gottesdienst auszugeben *).

Hofschranzen, Wohllüstlinge, Pfaffen, Schreiber, Mäckler und Bettler machten nun das römische Volk aus, das auf die lächerlichste Art mit seinen berühmten Ahnen prahlte, und nicht mehr im Stand war, eine einzige der Thaten zu verrichten, welchen dieselbe ihren Ruhm zu verdanken hatten. Getheilt in Heiden, welche die Kristen als ihre Tyrannen betrachteten, und die Kristen, die sich wieder unter sich in Rechtgläubige und Ketzer theilten und verfolgten; erschlappt durch Wohllust, und verarmt durch Luxus, war es jedem unternehmenden Feind preisgegeben.

Dieser brach von allen Seiten ein. Wir haben schon verschiedne deutsche Horden bis in das Herz des Reiches eindringen gesehn; allein man brachte sie durch Geld und mit Hülfe einer den Barbaren bisher noch sehr überlegnen Kriegskunst immer

*) Im Punkt der Moral sind die ersten Kirchenväter des Namens nicht ganz unwürdig; allein im Punkt der sogenannten Spekulation geben sie einem Sanchez oder Molina nichts nach. Origines z. B. untersucht unter vielen andern Artickeln dieser Art ganz ernstlich: „Ob die Erde, als „Kloß betrachtet, am jüngsten Tag nicht gerichtet und „verurtheilt werden könne„? Wer diesen Schriftsteller nicht beyhanden hat, der schlage seinen Bayle nach — Man vergleiche das sinnlose Geschwätze dieser Art, das nun allgemein ward, weil die beßten Köpfe bey der Kirche ihre Unterhaltung suchten, mit Zizeros Reden und philosophischen Abhandlungen, und man wird sich dann einen Begriff machen können, wie sehr sich der Geist der Römer in 300. Jahren geändert.

wieder vom Hals. Nun aber wurden die Stösse von aussen so heftig, und das Reich war so ohnmächtig, daß keine Rettung mehr übrig war.

Hunnen.

Gegen das Ende des vierten kristlichen Jahrhunderts kam aus Steppen an der Wolga und dem kaspischen Meer ein bisher den Römern ganz unbekanntes Volk, unter dem Namen der Hunnen. Vermuthlich war es von einer andern Tatarenhorde auf diese Seite gestossen worden. Es gieng über die gefrorne mäotische See, und griff die Gothen an, die sich siegreich an den Mündungen des Niepers, Niesters und der Donau gelagert hatten. Hermanreich, König der Gothen, brachte sich selbst ums Leben, weil er an den Hunnen seine ersten Ueberwinder fand, und sein Nachfolger Vithimer blieb in der Schlacht mit dem neuen überlegnen Feind.

Die Hunnen waren den Deutschen an Lebensart und Sitten eben so ähnlich, als sie an körperlicher Bildung von denselben verschieden waren. Kein Ackerbau, keine Handlung, keine stäte Wohnungen banden sie an ihren vaterländischen Boden. Sie waren bloß zum Krieg und Raub erzogen, und eine starke Anhänglichkeit an ihre Anführer hatten sie besonders mit den Deutschen gemein. Sie nährten sich mit den rohen Früchten der Erde und ungekochtem Pferdefleisch. Ihr beßtes Gut waren ihre Pferde, auf denen sie beynahe Tag und Nacht zubrachten. Im Feld waren sie den Deutschen noch überlegen, weil sie vortrefliche Pfeilschützen waren. Ihr starker Knochenbau, mit etwas zu weit ausgeschweiften und kurzen Beinen, ihre viereckten Gesichter, mit tiefliegenden und sehr kleinen Augen und eingedrückter Nase, und ihre dunkelgelbe Farbe beweisen, daß sie zu den Stammvätern der Kalmücken gehör-

ten, die zu verschiednen Zeiten die Welt von den schinesischen Ufern an bis an die Gränzen Deutschlands erschüttert haben.

Kaiser Valens.

Nach vielen Niederlagen faßten die von den Hunnen bedrängten Gothen den Entschluß, über die Donau gehn, und sich jenseits, mit den Waffen in der Hand oder mit guten Worten, Wohnsitze zu suchen. Zu Konstantinopel hatte man bisher die Hunnen als Retter des Reiches angesehn, weil sie die mächtigen Gothen, die es so entsetzlich brandschatzten, aufzureiben drohten. Eine Gesandtschaft der letztern aber, die am Hof des Kaisers Valens um Wohnplätze in Thrazien ansuchte, weckte denselben aus dem Traume auf. Nach verschiednen Berathschlagungen beschloß der Staatsrath, den Gothen ihre Gesuche zu bewilligen, weil man wackre Rekruten an ihnen zu bekommen hoffte. Die Sache wurde mit dem größten Eifer und mit unsäglichem Aufwand bewerkstelligt. Alle Schiffe, die aufzufinden waren, wurden zu dieser Ueberfahrt herbeygeschafft. So sehr war man, nach der Bemerkung des Ammianus Marzellinus, beschäftigt, den Untergang des Reiches zu befördern.

Die Gothen, welche die Hunnen auf dem Rücken hatten, eilten so sehr über den Strom, den sie als eine Vormauer gegen ihre Feinde betrachteten, daß sie das Ueberschiffen, der Reihe nach, nicht abwarten konnten, sondern häufig hinüberschwammen. Die ersten, die herübergekommen waren, betrugen sich, dem Vertrag gemäß, ruhig. Allein der Geitz der römischen Feldherren und Kommissärs erregte gar bald gefährliche Gährungen. Jeder suchte von der Noth der armen Gothen zu gewinnen. Entblößt von allen Lebensmitteln mußten sie, um nicht Hun-

gers zu sterben, gegen ihre Weiber, Töchter und Knaben, das einzige Gut, das ihnen noch übrig war, Hunde von den geilen Römern eintauschen, welche den schändlichsten Unfug mit diesen unglücklichen Schlachtopfern des Elendes trieben.

Die Besorgung dieses ganzen Geschäftes war dem römischen Feldherrn Lupizin aufgetragen. Als dieser die bereits herübergekommenen Gothen mit seiner Mannschaft nach Trazien begleiten wollte, kam Viderich, König der Greutunger, eines andern gothischen Astes, und wollte ebenfalls übergesetzt seyn. Man schlug ihm sein Gesuche ab. Lupizin hatte von den Ufern des Stromes alle Vorposten zusammengezogen, weil er im Bewußtseyn seiner Niederträchtigkeit sich auf dem Marsch gegen die Rache der Gothen sicher setzen wollte. Viderich setzte also, Trotz der abschlägigen Antwort der Römer, über die Donau, und Fridiger, König der Thervingischen Gothen, den Lupizin begleitete, marschirte absichtlich langsam, um seinen Landsleuten den Uebergang zu erleichtern, und allenfalls sich mit ihnen zu vereinigen.

Zu Marzianopel lud Lupizin Fridigern zu sich in die Stadt, mit dem Beding, niemand von seinen Leuten mit sich zu nehmen. Den Gothen ahndete nichts gutes, und sie drangen mit Gewalt in die Stadt ein. Lupizin ließ die von Fridigern mitgebrachte Wache tödten, und der Gothe hatte Gegenwart des Geistes genug, den römischen Feldherrn zu bereden, ihn hinaus in sein Lager gehn zu lassen, um den schlimmen Folgen vorzubeugen, welche dieser Vorfall haben könnte. Fridiger wird von den Seinigen mit einem Jubelgeschrey empfangen, und dachte nun an nichts mehr, als an Rache. Der Anfang der Feindseligkeiten wird durch Morden und

Plündern gemacht. Lupizin wird in die Flucht geschlagen, und nun waren die Gothen Meister von allem Lande bis an das Hämusgebirge. Alle Gothen, Sklaven und Freye, die sich im römischen Gebiete fanden, schlugen sich nun zum Sieger, und erleichterten ihm durch ihre Kundschaften eine allgemeine Plünderung. Nun mußten sich auch die römischen Unterthanen gefallen lassen, als Sklaven von den Barbaren verkauft zu werden.

Valens schickte von Antiochia aus einige Truppen gegen die Gothen voraus, die aber geschlagen wurden. Er selbst rückte mit dem Hauptheer nach, nachdem er seinen Bruder, den abendländischen Kaiser Grazian, um Beystand ersucht hatte. Grazian schlug im Vorbeygehn die Lentienser, eine mächtige allemannische Horde, welche, auf die Nachricht von den Unruhen in Osten und der Abreise des Kaisers, einen Einfall in das römische Gebiete gethan hatte. Gegen Grazians Warnung, nichts ohne ihn zu unternehmen, läßt sich Valens, entweder aus Eifersucht auf seinen dapfern Bruder, oder aus Religionshaß, weil dieser ein arianischer Ketzer war, in ein Treffen mit den Gothen ein, ohne die Ankunft desselben abzuwarten. Seit der Niederlage bey Kannä war diese Schlacht die unglücklichste für die Römer, nach dem Zeugniß ihrer eignen Geschichtschreiber. Sie wurden so in die Flucht zerstreut, daß sie sich nicht wieder zusammen finden konnten; und Valens blieb entweder durch einen Pfeilschuß auf dem Schlachtfelde, oder ward in einem von den Gothen angezündeten Haus verbrennt, in das er sich geflüchtet.

Umsonst belagerten nun die Gothen Adrianopel und Konstantinopel. Sie verstanden sich nicht auf Belagerungen, weil ihr Vaterland keine Städte hatte.

Aber eben so vergeblich war der vorhergegangne Versuch der römischen Feldherren, die Gothen dadurch zu vertreiben, daß sie alle Lebensmittel vom platten Land in die vesten Städte bringen liessen. Auf dem freyen Feld waren die Barbaren immer Herren.

Nur der planlose Leichtsinn der Gothen, der allen wilden und halbwilden Menschen eigen ist, konnte das Reich retten. Vorübergehende Rache oder die Befriedigung eines augenblicklichen Bedürfnisses bestimmt gemeiniglich ihre Unternehmungen. Ohne einen Entwurf auf die Eroberung dieses weiten Reiches zu machen, die ihnen nun so leicht gewesen wäre, zertheilten sie sich in verschiedne Haufen, die theils von den Römern geschlagen, theils als Verbundene in Sold genommen wurden, und ihren Bundsgenossen bey einigen Angelegenheiten vortreffliche Dienste thaten.

Kaiser Theodosius.

Diese im römischen Sold stehenden Gothen lernten die Römer nach und nach kennen und verachten. Synesius sagt, sie hätten nur der Römer gespottet. Bisher dankte man die Barbaren, die man in Sold genommen hatte, nach Beendigung eines Krieges, allzeit wieder ab. Nun bildeten sie aber eine stehende Armee, die bald ihre Ueberlegenheit über die Eingebohrnen fühlte. Doch hielten sie sich ziemlich ruhig, so lange Theodosius lebte, der sie zuerst in Sold nahm. Allein seine Nachfolger empfanden gar bald die schlimmen Folgen dieser Einrichtung.

Theodosius blieb in einem Treffen gegen seinen Nebenbuhler Eugenius, und die Gothen hatten das meiste zu dem Sieg beygetragen, den die Parthey des erstern über jene des letztern erfochten. In seinem letzten Willen hatte Theodosius seinen Sohn Arkadius zum Erben des morgenländischen, und

seinen jüngern Sohn Honorius zum Erben des abendländischen Thrones eingesetzt. Der berüchtigte Stilicho, Minister des letztern, schickte einen Theil der Gothen nach dem Osten, ohne ihnen den versprochenen Sold zu zahlen. Arkadius, Kaiser im Morgenland, war ein Sklave seiner Minister. Gaines, Anführer dieser Gothen, ermordete den Minister Rufinus im Angesicht seines Herrn; und den Nachfolger desselben, einen Verschnittenen, Namens Eutropius, mußte der schwache Kaiser auch der Rache des aufgebrachten Barbaren überlassen. Angefrischt durch diese Nachgiebigkeit faßte Gaines sogar den Entschluß, sich des morgenländischen Thrones zu bemächtigen; allein sein Vorhaben ward zu frühe entdeckt. Man ermordete alle in der Hauptstadt befindlichen Gothen, und ein Theil derselben, der sich in eine Kirche geflüchtet, ward sammt derselben verbrannt. Der Kaiser stellte einen andern Gothen, Namens Frajut, gegen den Gaines, welcher die Gegend um die Stadt verheerte; und jener siegte. Gaines wollte sich sodann mit dem Rest seiner Truppen über die Donau, in die alten Wohnungen der Gothen zurückziehn; allein die Hunnen machten ihm den Uebergang streitig, und in einem hierüber entstandnen Gefechte blieb der unternehmende Gothe. Sein Kopf ward als ein Freundschaftszeichen von den Hunnen nach Konstantinopel geschickt, uud daselbst im Triumph herumgetragen.

Alarich, Anführer eines andern Theils dieser abgedankten Gothen, faßte den nämlichen Entschluß, sich mit den Waffen in der Hand selbst bezahlt zu machen. Er rückte in Mazedonien und Griechenland ein, und fand überall so wenig Widerstand, daß man auf den Minister des konstantinischen Hofes, Rufinus, den Verdacht warf, er begünstigte heim-

lich die Unternehmungen der Gothen, aus Rache gegen seinen Herrn, weil dieser seine Tochter nicht geheyrathet. Stilicho, erster Minister und Feldherr des abendländischen Kaisers, setzte mit einigen Truppen aus Italien nach dem Peloponnes über, weil er jenes Land in Gefahr glaubte. Er war ein geschworner Feind des Rufinus, weil er der letzten Verordnung des Theodosius zufolge über beede Kaiser glaubte herrschen zu dörfen. Der konstantinopolitanische Minister that also den Barbaren allen Vorschub, um von Stilicho, wenn er siegen würde, keine Gesetze annehmen zu müssen. Man sah sich demnach genöthigt, mit Alarich einen Vergleich einzugehn, und ihm, zur Belohnung für die ungeheure Verwüstung, die Statthalterschaft des morgenländischen Illyriens zu überlassen.

Stilicho mußte von da nach einer andern Seite eilen, wo ein neues Ungewitter über das Reich heranzog. Verschiedne deutsche Völkerschaften waren in Rhäzien eingefallen; und Alarich glaubte nun den rechten Zeitpunkt ersehn zu haben, dem ganzen Abendland eine neue Gestalt zu geben. Als Statthalter über Illyrien hatte er die beßte Gelegenheit, seine Leuthe mit Waffen und allem erfoderlichen Geräthe zu versehen; und, bekannt wie er im Dienst des Theodosius mit den Päßen, Straßen und haltbaren Plätzen Italiens geworden war, wagte er es an der Spitze von nicht mehr als 40000. Mann (gegen das Jahr 400.) auf Rom anzurücken. Schon machte der Hof Anstalt zur Flucht, als Stilicho, nachdem er sich mit den Deutschen, so gut er konnte, gesetzt, hereilte, und den kühnen Barbar zum Rückzug nöthigte.

Radagais. Honorius feyerte zwar diesen Rückzug mit einem Triumph, wobey sein Mi-

nister zu seiner Seite im Wagen sitzen mußte; allein es zeigte sich bald, daß der Triumph übel angebracht war. Um sich der Gothen zu erwehren, hatte man alle Grenztruppen vom Rhein und der Donau her zusammengezogen. Verschiedne deutsche Horden vereinigten sich unter einem gewissen Radagais, und giengen ohne Widerstand über die entblößten Vormauern des Reiches. Sie erstiegen (im Jahr 405.) die Alpen, und verbreiteten noch mehr Schrecken über Italien, als Alarich verbreitet hatte, weil dieser ein Krist, und jener ein Heide war und seinen Göttern alles Blut der Römer, die in seine Hände fallen würden, gelobt haben sollte. Florenz, welches die Barbaren wegen ihrer Unerfahrenheit mit der Belagerungskunst nicht erobern konnten, rettete Rom und das Reich. Indessen man sich zu Rom die bittersten Religionsvorwürfe machte, und die noch übrigen sehr zahlreichen Heiden behaupteten: Die alten vom Hof verachteten Götter hätten dieß Schicksal über das Reich verhängt, und die Kristen erwiederten, ihr Gott räche durch die Zuchtruthe der Barbaren den noch übrigen Greuel der Abgötterey, vereinigte sich Stilicho mit Kristen und Heiden, um den Feind aus dem Herzen des Reichs zu vertreiben. Mit Hilfe der Hunnen und Gothen schloß er den Radagais im apenninischen Gebirge ein. Ein Theil der eingesperrten Deutschen starb Hungers, und der andre mußte sich zu Gefangnen ergeben. Die Anzahl der letztern war so groß, daß man sie in Haufen, den Kopf für eine Krone, verkaufte. Sie waren aber so entkräftet, daß sie starben, ehe man sie zur Arbeit brauchen konnte.

Vandalen, Alanen und Schwaben.

Nördlichere Völker rückten in die Wohnplätze dieser ausgewanderten Deutschen ein; und da sie auf der

Gränze des römischen Gebietes eben die Leichtigkeit fanden, die benachbarten Provinzen zu plündern, und vielleicht von andern Horden aus dem tiefern Norden fortgestossen, fielen sie unter dem Namen der Vandalen, Alanen und Schwaben, in Gallien ein. Die Franken nahmen das über sich, was die Römer hätten thun sollen, und schlugen den ersten Schwarm zurück. Es kam aber eine frische Unterstützung von Alanen; die Franken wichen, und der Strom dieser Barbaren überzog ganz Gallien bis an die Pyrennäen hin. Angespornt von dem Glück ihrer Nachbarn kam ein Schwall von Quaden, Gepiden, Sachsen, Herulern, Burgundern, Franken, Allemannen, Vandalen und Alanen nach, und wetteiferte mit den erstern in Verwüstung dieser schönen Provinz.

Der Anmasser Konstantin.

In Brittanien fand sich ein unternehmender Mann, Namens Konstantin, der die Schwäche des Reichs, und die vielen zusammentreffenden günstigen Umstände benutzen wollte. Dieser ließ sich in besagtem Eilande zum Kaiser ausrufen, und setzte in Gallien über, um auch diese Provinz dem römischen Hof zu entreissen. Es war ihm leicht, unter den so zertheilten Barbaren einigermassen den Herrn zu spielen. Er hatte einen Plan, diese aber nicht. Da er seine Sache, so weit als möglich, treiben wollte und mußte, so schickte er seinen Sohn und seinen General mit einem Haufen vermischter Truppen nach Spanien voraus, um sich auch dieses Land zu unterwerfen. Auf diese Art ward den Barbaren der Weg durch die Pyrennäen gebahnt, die bisher die Schranken ihrer Verwüstungen waren. Die Deutschen, die bey Konstantins Armee waren, kümmerten sich nach der Niederlage der

Römer

Römer so wenig um den Konstantin und den Kaiser Honorius, von dem sie doch den Namen trugen, daß sie die Spanier als ihre eignen Unterthanen und Sklaven behandelten.

Spaniens Verwüstung.

Gallien war nun ganz ausgesogen, und Spanien die nächste Provinz, wo die gierigen Barbaren ihren Hunger stillen konnten. Ohne einen vesten Eroberungsplan, und ungewohnt das Land zu bauen, waren sie gleich einem Schwarm Heuschrecken, den der erste beßte Wind in irgend eine Gegend treibt, um die Früchten der Erde bis auf die tiefsten Wurzeln zu vertilgen. Nichts gleicht dem Gemählde der Zerstörung, welche die Barbaren in dem schönen Spanien, (im Jahr 410. u. 411.) angerichtet. Hunger und Pest folgten ihnen auf dem Fuß nach. Die Bewohner ehemals blühender Städte wurden gezwungen, sich vom Fleisch ihrer todten Mitbürger zu nähren. Die wilden Thiere fielen aus den Wäldern auf das entvölkerte platte Land, und fraßen die unzähligen Leichen, und endlich auch die dünne zerstreuten lebenden Menschen auf. Aufgezehrt vom Hunger und Pest, mußten nun auch die vesten Städte, die bisher der einzige Damm gegen die Ueberschwemmungen der Barbaren gewesen, denselben die Thore öffnen. Einige thaten es mit Frohlocken, weil ihnen die Grausamkeit des Feindes erträglicher schien, als die Raubsucht der römischen Beamten. Hier nahmen die verschiednen deutschen Horden zum erstenmal eine förmliche Theilung unter sich vor. Gallizien fiel den Vandalen und Schwaben, Lusitanien und die Gegend um Karthagena den Alanen, und Bätika einem besondern Ast der Vandalen zu Theil.

Stilicho.

Da das Reich auf dieser Seite im Gedränge war, so fiel der muthige

STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Alarich wieder auf den Gedanken, es im Herzen selbst zu beunruhigen. Der Minister Stilicho fand sich mit ihm ab, und versprach ihm 4000. Pfund Gold, wenn er von fernern Unternehmungen abstehn würde. Er zog sich dadurch den Verdacht zu, als stühnde er mit den Barbaren in einem heimlichen Einverständniß, welcher Verdacht durch einige andre Umstände noch mehr Gewicht bekam. Seine Abkunft selbst schien diesen Argwohn zu rechtfertigen; denn er war der Sohn eines Vandalen, der im römischen Dienst sein Glück gemacht. Honorius ließ ihn deswegen zu Ravenna hinrichten, nachdem seine Soldaten zum Beweis ihrer Ergebenheit alle Anhänger desselben im Lager bey Pavia umgebracht hatten. Die Freunde und Bekannten der vielen Ermordeten, an Zahl gegen 30000. standen bereit, sich mit dem Alarich gegen die Römer zu vereinigen.

Honorius triumphirte über den Sturz seines Ministers wie über einen geschlagnen fürchterlichen Feind. Unterdessen bewies der Erfolg gar bald, daß er an ihm eine starke Stütze verloren hatte. Stilichos eigentlicher Karakter bleibt zwar für uns ein ewiges Problem. Wir können den damaligen Hofintriguen unmöglich auf den Grund sehn, und auch die größten Männer mußten in einem gewissen Grad Schurken seyn, weil alles verdorben war. Und seit dem Tazitus gab es keinen ganz unbefangnen Geschichtschreiber mehr. Alle waren bestochene Lobredner, oder erhitzte Mißvergnügte. Allein aus den Umständen und Folgen läßt sich mit Gewißheit schliessen, daß Stilicho in der damaligen Lage ein sehr brauchbarer Mann war.

Alarich vor Rom.

Gleich nach dem Tod dieses unglücklichen Ministers führte Alarich den

schon längst gefaßten Entschluß aus, vor die Thoren Roms selbst vorzurücken. Diese, wie sie sich selbst nennte, ewige Hauptstadt der Welt, hatte seit Hannibals Zeiten keinen Feind vor ihren Mauern gesehn. Man schickte dem Barbaren eine Gesandtschaft entgegen, die erst von Friedensbedingnissen, und hierauf viel von der ungeheuern Zahl, dem Muth und der Stärke der Einwohner, den Krieg nöthigen Falls fortzusetzen, zu sprechen hatte. Alarich, welcher sich schon der Tiber bemächtigt, und der Stadt alle Zufuhr abgeschnitten hatte, lachte den Gesandten bey den letzten Worten hellauf ins Gesicht, und erwiederte: „Dickes Heu wäre leichter „zu mähen, als dünnes„. Endlich schränkten die Gesandten ihren Antrag bloß auf die Friedensbedingungen ein. Der Gothe foderte alles Gold, Silber, kostbares Geräthe, und alle Sklaven barbarischer Abkunft, die in der Stadt wären. Man fragte ihn, was er den Einwohnern denn lassen wollte: „Nichts als den Athem„, erwiederte er.

Welche Demüthigung für das stolze Rom, als die Gesandten diese Antwort vor den Rath brachten, mitten unter den Denkmälern der vielen Siege, welche diese Stadt zur Gebieterin über die ganze damals bekannte Welt gemacht hatten! — Trotz allem Sträuben, mußte man sich endlich gefallen lassen, den Gothen 5000. Pfund Gold, 30000. Pfund Silber, 4000. seidne Gewänder, 3000. saffianene Hüte, und gegen 3000. Pfund indianisches Gewürz zu versprechen. Man schmelzte sogar einige Bilder der alten Götter, und unter andern auch das Bild der Dapferkeit, und, wie ein damaliger Geschichtschreiber sagt, auch wirklich alle noch übriggebliebne Dapferkeit ein, um dieß Versprechen halten zu können.

Alarich macht Kaiser.

Der Hof trat mit dem stolzen Gothen in Unterhandlung. Dieser foderte ein jährliches Gehalt, und die Provinzen Norikum, Dalmazien und Venezien zu Wohnplätzen für seine Landsleute. Man glaubte es recht gut zu machen, wenn man ihm die oberste Befehlshaberstelle über alle römische Truppen antragen würde. Alarich verwarf diesen Antrag; und da er aus den Reden des unbedachtsamen Botschafters schliessen konnte, daß man ihm nichts von seinen Foderungen einzuräumen Willens wäre, nahm er wieder gerade den Weg nach Rom. Förchterlicher als bey seiner ersten Erscheinung, weil die Einwohner nun so lange vergebens auf einen Entsatz gehofft hatten, schrieb er denselben nun noch traurigere Gesetze vor. Er zwang sie, ihrem rechtmäßigen Herrn den Gehorsam aufzukünden, und ihren Stadtvogt Attalus, der in grossem Ruf stand, zum Kaiser anzunehmen.

Roms Schicksal schien nun etwas erleichtert. Attalus war der Liebling des Volks, und Alarich, den er zum obersten Feldherrn ernennt, sein Freund. Nun sprach man mit aller Zuverläßigkeit von Wiederherstellung des ehemaligen römischen Reiches, von Erneuerung des erloschenen Ruhmes, und von der Herrschaft über die Welt. Allein diese Fieberhitze war bald vorüber, und Roms Geist schon längst entflohn. Alarich rieth seiner Kreatur, sich vor allem von Afrika, als der Vorrathskammer Italiens, Meister zu machen, und erbot sich einen Theil seiner eignen Leute zu dieser Unternehmung herzugeben. Aus Mißtrauen gegen die Gothen, verwarf man diesen Antrag. Ueberhaupt konnte Alarich deutlich genug merken, daß sich die Gesinnungen des Attalus sehr geändert, und man die

Fremden, so weit als möglich, hinwegwünschte. Er zog also dem neuen Kaiser den Purpur wieder aus, den er ihm angelegt hatte, und trat sogar mit dem Honorius in Unterhandlungen. Da dieser aber einigen Schein von Rettung zu sehn glaubte, so wollte er keinem Vergleich Gehör geben.

Alarich gieng zum drittenmal vor Rom, und eroberte nun diese Hauptstadt mit Sturm. Alle gleichzeitigen Schriftsteller, Kristen wie Heiden, reden von dieser Begebenheit mit Entsetzen, und mit der Umständlichkeit die man bey der Beschreibung eines grossen Wunders zu beobachten pflegt. Mit den gewöhnlichen Uebertreibungen verbreitete das Gerücht durch diesen Vorfall Bestürzung über die ganze weite Welt. In der Ferne redete man von Rom, als einer ganz vernichteten Stadt. In weit entlegnen Provinzen grub man das Datum dieser Begebenheit, als die merkwürdigste Epoche, in steinerne Denkmäler. Man beschrieb den ungeheuern Steinhaufen, in den diese mächtige Stadt wäre verwandelt worden, und man nahm es für ausgemacht an, alle Römer wären bis auf den letzten vertilgt worden.

Indessen betrugen sich die Gothen menschlicher, als man von ihnen erwarten konnte. Alles, was sich in die vielen Kirchen geflüchtet hatte, wurde verschont. Sie führten selbst Leute dahin, um sie der Wuth ihrer Kameraden zu entreissen. Alarich ließ sogar einige aus der Peterskirche geraubte, kostbare Gefässe zurückgeben. Allein wer wollte behaupten, daß gar keine Ausschweifungen begangen wurden?

Alarich zog nach Kampanien, um aus Sizilien nach Afrika überzusetzen, starb aber auf dem Marsch. Sein Nachfolger Atulph heyrathete eine Schwester

des Kaisers Honorius, zog über die Alpen zurück, und wollte sich ruhig in Gallien niederlassen. Allein ein Nebenbuler von ihm, Namens Konstanzius, der den so förchterlichen Gegenkaiser Konstantin geschlagen, und mehr Ansprüche auf die Schwester des Kaisers zu haben glaubte, brachte es bey dem Honorius dahin, daß er seinen Schwager mit Krieg überzog. Atulph wurde mit seinen Gothen aus Gallien nach Spanien vertrieben, wo er sich setzte. Man verlohr also auf einer Seite immer wieder das, was man auf der andern gewann.

Burgunder. Aus den Gegenden des Mayns kamen nun die Burgunder, ein mächtiges germanisches Volk, das von den Ufern der Ostsee bis nahe an den Rhein vorgerückt war, und nun auch in den römischen Provinzen sein Glück suchte. Man räumte ihnen (im Jahr 406.) das heutige Lothringen und Burgund ein, wo sie ein ständiges Reich stifteten, und sich dadurch von ihren übrigen ausgewanderten Landsleuten stark auszeichneten.

Ursprung des westgothischen Reiches. Wallia, König der Gothen in Spanien, führte nach Atulphs Tod seine Leute über die Pyrennäen zurück. Man räumte ihm um so williger einen Theil von Gallien ein, da er den Römern gegen die Vandalen und Alanen wichtige Dienste geleistet, und Atulphs Gemahlin, des Kaisers Schwester, nach dem Tod seines Vorfahrers freywillig ausgeliefert hat. Hier stiftete Wallia das sogenannte westgothische Reich, wozu der größte Theil von Aquitanien gehörte, und wovon Toulouse die Hauptstadt war. Auch jenseits der Pyrenäen behielten die Gothen noch einen Theil ihrer Besitzungen.

Vandalisches Reich in Afrika.

Nach dem Tod des Honorius war der junge Valentinian, ein Enkel besagten Kaisers, Erbe des Reiches. Zween Nebenbuler, Aetius und Bonifazius, zankten sich um die Herrschaft über den jungen Monarchen, und opferten das Wohl des Staates ihrer Eifersucht auf. Um den Bonifazius wegzuschaffen, beredete Aetius die Mutter des Kaisers, jener hätte gefährliche Anschläge gegen den Hof; man sollte die Probe damit machen, daß man ihn aus Afrika, wo er Statthalter war, nach Hof berief, worauf er sicher nicht erscheinen würde. Dem Bonifazius schrieb Aetius zugleich, man habe bey Hofe seinen Untergang beschlossen, und würde ihn zurückberufen, um ihn der Politik zu schlachten. Die gleich darauf eingelaufene Zurückberufung schien die Nachricht des Aetius zu bestätigen, und Bonifazius weigerte sich daher, dieselbe zu befolgen. Der Hof ward durch diese Weigerung in dem falschen Verdacht bestärkt, und behandelte nun den Bonifazius als einen offenbaren Rebellen. Dieser rief die Vandalen aus Spanien zu Hilfe, die um so geneigter waren, diesem Ruf zu folgen, da Spanien aufgezehrt war, und sie mit den andern deutschen Völkern, die sich in diesem Reich befanden, immerfort zu streiten hatten. Die Vandalen kamen, unter Anführung ihres Königs Genserich, und eroberten und verheerten das ganze blühende Nordafrika, welches damals der vornehmste Sitz der Wissenschaften war. Das Reich, welches sie auf diesen Ruinen gestiftet, hatte nicht lange Bestand, und ihre folgenden Regenten sind nicht werth genennt zu werden.

Attila.

Die Hunnen thaten nun von Osten her einen neuen Stoß auf das zerrüttete Reich. Attila, einer der berühmtesten Men-

schen in der Weltgeschichte, vereinigte tatarische Dapferkeit und Wuth mit den Empfindungen und Sitten eines Altrömers. Nüchtern und einfach für seine Person, war er nur für andre prächtig. Seine Tafel war mit goldnen und silbernen Gefässen besetzt, allein er selbst speiste auf Holz. Sein Hof war schon so verfeinert, daß er Dichter und Sänger bey der Tafel hatte, die aber mit keinen Empfindungen der Weichlichkeit die Gäste zu schmelzen suchten, sondern durch feurige Kriegeslieder den jungen Helden Thränen aus den funkelnden Augen lockten. Er erlaubte seinen Gästen sich bey Tische mit angenehmen Gesprächen zu unterhalten und zu lachen; er selbst lachte aber nie. Auf seine Tafel kamen verschiedne leckerhafte Gerichte; er selbst aß wenig und rauhe Speisen. Uebrigens war er von Gestalt ein ächter Kalmüke, und ein Beweis, daß in einem häßlichen Leib eine schöne Seele wohnen könne.

Lange vor seinen Kriegsunternehmungen stand dieser Mann mit den Römern in Unterhandlung. Seine Gesandtschaften waren eine Art Brandschatzungen, welche die Römer endlich müde machten. Als man ihm nicht gutwillig mehr geben wollte, was er foderte, fand er das Schwerdt des Mars, welches nachher zu den Deutschen kam, zog die um ihn her zerstreuten deutschen Horden an sich, und zwang den Hof von Rom, ihm zwischen den Sau- und Donauströmen ein Strich Landes einzuräumen, so daß er mitten zwischen beyden Reichen saß, und sich hinwenden konnte, wohin er wollte. Den Hof von Konstantinopel zwang er noch zu einem schändlichern Vertrag. Die Römer mußten ihm alle Hunnen ausliefern, die zu ihnen übergelaufen, oder noch überlaufen würden; das Lösegeld für die gefangnen Rö-

mer bezahlen, die ihm heimlich entwischten; ihm jährlich 700. Pfund Gold überschicken, und geloben, keinem Volk beyzustehn, mit welchem die Hunnen Krieg führten. Man kann aus diesem für die Römer so schändlichen Vertrag den Geist dieses Eroberers erkennen. Kaiser Marzian, der im Jahr 451. den morgenländischen Thron bestieg, hatte zwar das Herz, den Gesandten des Attila, welche die bedungnen jährlichen Subsidien foderten, zu sagen: „Gold „habe er für seine Freunde, aber Eisen für seine „Feinde „. Allein Marzian hätte dieses Kompliment gewiß theuer gebüßt, wenn nicht ein besondrer Vorfall die Aufmerksamkeit des Hunnen auf eine andre Seite gewendet hätte.

Des abendländischen Kaisers Valentinian III. Schwester, Honoria, schändete ihre hohe Abkunft mit allen Ausschweifungen des niedrigsten Pöbels. Der Hof brauchte Gewalt gegen sie, um seine Ehre zu retten. Aus Rache trug sie ihre Hand, und das abendländische Reich als ein Heyrathgut, dem Attila an, zu dessen Bekräftigung sie ihm zugleich einen kostbaren Ring schickte. Attila bedachte, daß es mit dem Morgenland ohnehin geschehen wäre, wenn er einmal Herr vom Abendland seyn würde, und unglücklicherweise zogen ihn noch einige andre Nebenumstände gegen diese Seite. Der Vandale Genserich ersuchte ihn um Hilfe gegen den westgothischen König Theodorich, und ein fränkischer Fürst bat ihn um Schutz gegen seinen eignen Bruder, der sich zu den Römern geflüchtet.

Attila zog durch Deutschland, um in diesem Lande zu rekrutiren. Zu ihm stieß ein Theil der Thüringer, Brukterer, Franken, Markmänner, Schwaben, Quaden und Heruler. Er eroberte und plünderte Tongern, Trier, Maynz, Worms, Speyer

und Straßburg, ob er schon den Hof von Rom wissen lassen, seine Absicht wäre bloß gegen die Westgothen gerichtet. Aus allen seinen Zügen ergiebt sich, daß er sich besser auf die Belagerungen der Städte verstanden, als irgend ein andrer Anführer von Barbaren. Der römische Feldherr Aetius zog einige Truppen zusammen, und vereinigte sich mit den Westgothen und einem Theil der Franken, Burgunder und Alanen, denen es allen so sehr, als den Römern, daran gelegen war, die Hunnen aus Gallien zu vertreiben. In der Ebene bey Chalons für Marne kam es, zwischen beyden Heeren, zu einem der blutigsten Gefechte, welche die Geschichte kennt. Man focht von Morgen bis in die dunkle Nacht mit gleichem Muth. Allein der Erfolg zeigte, daß der Vortheil nicht auf Seiten des Attila war. Er gieng über den Rhein zurück.

Attila ersetzte seinen Verlust wieder in Deutschland, und überstieg das folgende Jahr die Alpen, um das in Italien selbst auszuführen, was ihm in Gallien mißlungen war. Er eroberte und zerstörte Aquila, Trevigio, Verona, Mantua, Kremona, Brescia und Bergamo. Pabst Leo wurde von den Römern als Gesandter an ihn geschickt, um mit ihm Friede zu machen. Die Pest, welche in seinem Lager wütete, machte ihn geneigt, dieser Gesandtschaft Gehör zu geben. Er gieng einen Stillstand ein, und drohte, das nächste Jahr mit doppelter Wuth wieder nach Italien zu kommen, wenn man ihm nicht die Honoria, nebst ihrem Brautschatz, ausliefern würde. Sein kurz darauf (im Jahr 453.) erfolgter Tod befreyte Europa von weitern Verwüstungen. Sein Heer bestand zuletzt größtentheils aus Deutschen, die sich, nach seinem Tod, hordenweise verliefen.

Genserich in Rom.

Nun erfolgte ein greulicher Auftritt von innerlichen Unruhen, der einem beynahe eben so schrecklichen Feind, als Attila war, aus der Ferne herbeyrief. Kaiser Valentinian ermordete mit eigner Hand den Aetius, die einzige Stütze des Reiches und Hofes, weil der Verschnittene, Heraklius, einigen Verdacht auf denselben geworfen hatte. Valentinian ward sodann, auf Betreiben des Petronius Maximus (im Jahr 455.) ermordet. Dieser warf sich hierauf zum Kaiser auf, und nahm, nach dem Absterben seiner Gemahlin, Valentinians Wittwe, Eudoxia, mit Gewalt zur Frau. Aus Rache, daß sie das Ehebett mit dem Mörder ihres ersten Gemahls theilen mußte, rief Eudoxia den vandalischen König Alarich aus Afrika zu Hilfe. Bey seiner Annäherung ergriff Maximus die Flucht. Der Pöbel verfolgte ihn mit Steinen, und ein Soldat stieß ihn mit dem Dolch nieder. Genserich zog (im Jahr 455.) ohne Widerstand in die Stadt ein, und plünderte sie in vierzehn Tagen rein aus. Triumphbögen, Statuen, kurz alles, sogar das halbe Dach des Tempels des Jupiter Kapitolinus wurde abgerissen, und zur Wiedervergeltung von Scipios Verwüstung nach Neukarthago weggeführt.

Nun schwankte der römische Thron, wie ein vom Wind bewegtes Schilfrohr. Man wählte und dankte einen Kaiser nach dem andern ab, bis endlich Odoaker, König der Heruler (im Jahr 476.) dem abendländischen Kaiserthum vollends den Garaus machte. Dieser hatte sich als Anführer eines der ansehnlichsten Korps Deutschen im römischen Dienst zu einem wahren Eroberer gebildet. Er nahm den letzten abendländischen Kaiser Romulus gefangen, und ließ sich zum König von Italien ausrufen,

welches Reich er lange Zeit ruhig und sanft beherrschte, und in Süden durch Sizilien, und in Norden bis an die Donau erweiterte. Endlich ward er von Theodorich, der auf Befehl des Kaisers Zeno die Ansprüche des konstantinopolitanischen Hofes auf das abendländische Kaiserthum geltend machen sollte, gegen einem im Jahr 493. mit ihm geschlossenen Vertrag zu Ravenna ermordet.

Betrachtungen über das Betragen, die Sitten ꝛc. der Deutschen, welche das römische Reich zu Grunde richteten.

Ehe wir den Franken nachgehn, die unterdessen in Gallien ein neues Reich stifteten, worauf die Geschichte unsers Vaterlands zusammenhängender wird, müssen wir einen Blick auf unsre Landsleute zurückwerfen, welche das mächtigste Reich der Erde zerstörten. Ihr Glück hatten sie ihren rohen Sitten, ihrer Leibesstärke, ihrem Muth, im Abstich mit der Verzärtelung, Schwäche und Feigheit der Römer zu danken, die jedoch noch in Betracht ihrer Aufklärung und der bessern Kriegskunst den Barbaren überlegen gewesen wären, wenn nicht zuletzt das Privatinteresse alle Rücksicht und allen Eifer für die gute Sache und das Wohl des Staates beseitigt hätte. Alle Schriftsteller der damaligen Zeiten sind voll Strafpredigten auf die Weichlichkeit und Unsittlichkeit der Römer im Kontrast mit den reinern Sitten der Deutschen. Diese von den Römern so verachtete Barbaren sahen ihre stolzen Verächter nur als Weiber an, und schämten sich sogar ihre Kleider zu tragen. Selbst ein einheimischer Schriftsteller nennt die Gothen die Männer und die Römer die Weiber im Reiche. Natürlich mußten ihre Sitten in den fremden Ländern nach und nach auch einige Veränderungen leiden. Nur die neuen Nahrungsmittel allein hatten

einen starken Einfluß darauf. Auch war die frische Blüthe der deutschen Mädchen und Jünglinge ein neuer Reitz für die geilen Römer und Römerinnen, das Verderben derselben zu beschleunigen; allein sie blieben immer doch noch viele Stufen hoch über den so tief in die Weichlichkeit gesunkenen Eingebohrnen.

Kein vester Eroberungsplan, sondern eine Art von Instinkt zum Rauben trieb sie über den Rhein und die Donau, in das römische Gebiete. Wir haben uns daher über ihre schrecklichen Verwüstungen so wenig, als über das unbeschreibliche Gewirre von Sprachen, Staatsverfassungen und Gesetzen zu wundern, welches aus dem Schutt dieser Verwüstungen nach und nach entstand. Alles war so natürlich und so bloß vom Zufall geleitet, daß es lächerlich ist, ihnen Vorwürfe darüber zu machen. Es war unmöglich, daß sie den Werth des geselligen und verfeinerten Lebens, der Künste und Wissenschaften kennen sollten.

Der Abstich, mitten unter dem verfeinertsten Volk ein halbwildes kolonienweise zerstreut zu sehn, mußte freylich sehr stark seyn; allein eben dieser starke Abstich mußte auch die einheimischen Schriftsteller verleiten, sehr zu übertreiben, wenn die Rede von den Fremden ist.

Ziemlich lange behielten sie in der Fremde ihre einheimischen Gesetze und Verfassungen bey. Das Volk bestand bloß aus Soldaten, und die Eroberungen wurde so unter vertheilt, wie es, zu Haus, erbeutete Pferde, Waffen und Geräthschaften ehedem unter sich zu theilen gewohnt war. Der König bekam seinen verhältnißmäßigen Theil, wie jeder einzle Soldat. Diese Einrichtung schmeichelte der Raubgierde und dem Privatinteresse so sehr,

daß sie die Knechtschaft hauptsächlich deswegen verabscheuten, weil sie vom Krieg ausschloß, und dieser sie auf eine gewisse Art adelte. Dieser ursprüngliche, und in dem deutschen Sinn ehedem so tief eingewurzelte Begriff hatte auf unser Vaterland bis in die spätesten Zeiten unsaglich viel Einfluß, wie wir im Verfolg dieser Geschichte sehen werden. Dieß war der Grundbegriff, aus dem alle ihre übrigen Begriffe flossen, und wornach sich ihr ganzes Thun und Lassen richtete. Da jeder nur für sich und seine Familie stritt, so war diese Einrichtung dem Ganzen eben so nachtheilig, als sie für das Privatinteresse schmeichelhaft war; und sie war ohne Zweifel eine der Hauptursachen, warum es so schwer hielt, bis die vielen so siegreichen deutschen Horden sich endlich an irgend einem Ort niederlieſſen, und einen neuen Staat in der Fremde bildeten. Sie plünderten die Gegend aus, in die sie fielen; und, ungewohnt das Land zu bauen, streiften sie dann wieder in einer andern herum, bis diese auch ausgesogen war. Sie verabscheuten, diesem Begriff gemäß, alles, was die Privatdapferkeit schwächen konnte, so sehr, daß der ostgothische König Theodorich seinen Leuten verbot, ihre Kinder in die Schule zu schicken, „weil die, welche von Jugend auf die Ruthe „geförchtet, nie den Spieß und das Schwerdt eines „Feindes unerschrocken ansehn würden „. Ihre Wildheit mußte bey ihnen um so eher systematisch werden, da es ihnen vor der damaligen Verfeinerung der Römer eckeln mußte, und sie die Ueberlegenheit, welche ihnen diese Wildheit über dieselben verschafte, zu lebhaft fühlten.

Als sie sich endlich, mehr aus Noth, als nach einem Plan, in verschiednen Ländern vest niedergelassen hatten, veränderte sich ihre Verfassung mit ih-

ren Sitten nach und nach. Sie begannen zu fühlen, daß man der Sicherheit etwas von seiner Privatfreyheit aufopfern müßte, und ihre Könige hatten wenig Politik dazu nöthig, dieß Gefühl zu ihrem Vortheil zu benutzen. Man führte einen Huldigungseid ein; die Fürsten suchten ihr Gefolge auf alle Art zu verstärken, und es durch einen noch stärkern Eid der Treue sich aufs äusserste ergeben zu machen. Dieß Gefolge war eine Art stehenden Heeres, das den Fürsten so wohl zur Behauptung ihrer innern Herrschaft, als auch gegen auswärtige Feinde, vortrefliche Dienste that. Da nach und nach die Landgüter einen Werth in ihren Augen gewinnen mußten, so ward nun der Lohn des Gefolges ein sogenanntes Beneficium oder Lehen, wie es ehedem ein erbeutetes Pferd oder Schwerd gewesen war. Nach dem Tod des Besitzers fiel das Lehngut dem Herrn wieder anheim; allein bald wußte man auch die Bedingung von den Fürsten zu erhalten, daß es ewig bey der Familie des Besitzers bleiben sollte; und so entstand das unselige Lehnsystem, welches auf die Sinnesart, den Karakter, das Wohl und Unglück der Europäer so viel Einfluß gehabt hat.

Nun ward alles Vasall, da zuvor alles frey war. Die Grossen wurden Lehnsträger der Fürsten, und die Kleinen Lehnsträger der Grossen. Das Interesse der Könige gerieth in Streit mit dem Interesse des Adels, und das Interesse des Adels mit jenem des Volks. Alles trennte sich vom Staat selbst, und jeder Theil arbeitete bloß für sich. Doch hatte dieß System vor der alten Verfassung das Voraus, daß es, bey der Trennung des Privatinteresses von dem Interesse des Ganzen, mehr Subordinazion und Unterwürfigkeit der verschiednen Volksklassen

unter sich einführte, und eine geschickte Hand die ganze Maschine mit allen ihren untergeordneten Rädern leichter in Bewegung setzen konnte. Dieser Vortheil ward aber dadurch wieder geschwächt, daß jeder seinen Lehnsherrn nach Belieben wählen konnte, da, dem ursprünglichen Begriff nach, das Lehn nur eine Belohnung geleisteter, oder zu leistender Dienste war, und jeder glaubte dienen zu können wenn er wollte. Wir werden in der Folge hören, welches Unheil diese Einrichtung in dem Staat angerichtet hat.

Ihre Polizey war ihrem Zustand angemessen, und veränderte sich mit den gehäuften Bedürfnissen und der Vervielfachung bürgerlicher Situazionen. Die natürlichsten Gesetze dieser Art sind negativ, um dem Schaden vorzubeugen, den Privatleidenschaften und Eigennutz der Gesellschaft zufügen können. Ihre Strafgesetze verboten alle körperliche Verletzungen, und bestimmten die Geldstrafe für eine Blutvergiessung, für eine abgehauene Nase, ein abgehauenes Ohr, ein ausgeschlagenes Auge, u. s. w. mit einer Umständlichkeit, welche beweist daß diese Art von Verbrechen sehr häufig war. Doch geschahen sie sicher mehr aus Hitze augenblicklicher Leidenschaften, als aus Bosheit und Muthwillen. Sogar ein Todtschlag ward mit Geld gebüßt. Dem alten Begriff gemäß konnte ein freyer Deutscher nur auf einen unmittelbaren Befehl der Götter an Leib und Leben angegriffen werden; und da die Habsucht die Seele ihrer ganzen Verfassung war, so ist es eben nicht bewundernswürdig, daß er auch auf dem Richterstul herrschte. Doch hatte dieses auch seine Ausnahmen, und verschiedne Gesetze dieser unsrer Voreltern verrathen mehr Philosophie, als man bey ihnen hätte vermuthen sollen. Nach den

sächsi-

sächsischen Gesetzen wurde z. B. der kaltblütige Diebstal eines Pferdes mit dem Tod bestraft, dahingegen ein im Feuer des Zorns geschehener Todschlag mit Geld gebüßt werde; denn wenige Mordthaten geschahen bey ihnen aus Ueberlegung. Bey den Allemannen wurde für den Todschlag eines Frauenzimmers doppelt so viel, als für jenen einer Mannsperson, gezahlt; weil die Weibspersonen nicht wehrhaft waren, und durch ein grösseres Wehrgeld gesichert werden mußten.

Ehre machte es ihnen, daß sie das alte Gastrecht beybehielten. Wir haben noch Gesetze der Burgunder und Bayern, wornach es ein Hauptverbrechen war, einen fremden Gast von der Thüre abzuweisen.

Anfänglich war vor Gericht der Eid die Probe ihrer Schuld oder Unschuld, welcher desto kräftiger war, je mehr Eidhelfer oder Konsakramentalen der Schwörende hatte. Dieser legte bey dem Eid seine Hand auf ein Kästchen mit Reliquien von Heiligen, und die Eidhelfer legten ihre Hände auf die seinige. Als die Meineide durch den zu häufigen Gebrauch beynahe allgemein geworden, führte man die sogenannten Urtheile Gottes ein. Der schwache Verstand und der starke Glauben dieser rohen Völker wähnte, Gott müßte bey der Handhabung der Justitz Wunder thun. Der, welcher seine Aussage bestätigen, oder sich reinigen wollte, steckte seine Hand in siedendes Wasser, welche sogleich in einen Sack gesteckt und versiegelt ward. Fand man nach einigen Tagen die Hand verletzt, so war der Geprüfte schuldig, und unschuldig, wenn sie unbeschädigt war. Eine andre Art dieser Urtheil Gottes war der Zweykampf, der sich lange erhielt.

Das Richteramt versahen Grafen, die einen gewissen Gau unter sich, und ihre Beysitzer hatten.

Die Gerichte, oder Mahlstätten waren meistens auf offenem Felde; und wir haben noch Vorschriften, wie ein Richterstul stufenweis, mit wenig Verdecke und so gebaut seyn sollte, daß der Richter und die Beysitzer von der ganzen Versammlung — denn alle Gerichte waren öffentlich — gesehn werden konnten.

So bald sich diese Eroberer an einem vesten Ort niedergelassen hatten, betrachteten sie die Eingebohrnen nicht mehr als ihre Feinde, wie sie zu thun gewohnt waren, so lange sie noch als Räuber herumstreiften. „Die Barbaren„, sagt Orosius, „haben „gleich nach ihren Eroberungen ihre Schwerder in „Ruhe gelegt, und behandeln nun die Römer als „Freunde und Bundsverwandte, so daß einige Römer die arme Freyheit unter den Barbaren der „Polizey unter den Römern, die man so theuer „bezahlen mußte, weit vorziehn„. Auch Isidorus Hispalensis sagt, die Spanier hätten die Herrschaft der Gothen jener der Römer vorgezogen. Ueberhaupt läßt sich aus dem Begriffe vom Gastrecht der Deutschen schliessen, daß die Fremden unter ihnen kein hartes Schicksal hatten, sobald sie dieselben nicht mehr als Feinde betrachteten, ob sie schon der natürlichen Eigenliebe gemäß z. B. den Todschlag eines von den ihrigen bey Gerichte höher anschlugen, als den eines Römers.

Einige Schriftsteller wissen nicht genug davon zu sagen, was die ausgewanderten Deutschen für Unheil in Europa angerichtet. Die Alten, welche davon reden, betrachteten die Deutschen als Feinde; und so sehr sie auch natürlicher Weise die Gemählde von ihren Verwüstungen übertreiben mußten, so konnten doch die ansehnlichsten derselben der Reinheit der Sitten, der Verträglichkeit, sanften Regie-

rung und Nüchternheit dieser Barbaren die gebührende Gerechtigkeit nicht versagen. Verschiedne neuere Schriftsteller affektiren eine gewisse Liebe zu den feinen Künsten und Wissenschaften, und legen den Zerstörern des römischen Reiches die ungereimtesten Dinge zur Last. Aeusserste Verfeinerung gränzt an sich schon ganz nahe an Barbarey, wie alle Extremen nahe zusammengränzen; und wer sich mit dem damaligen Karakter und Zustand der Römer bekannt macht, überzeugt sich leicht, daß die Römer selbst damals mehr Barbaren waren, als die Deutschen. Und was konnten denn diese sogenannten Barbaren an Künsten und Wissenschaften verderben? Im ganzen weiten römischen Reiche gab es keinen wahren Geschmack an den Künsten, keine wahre Gelehrsamkeit mehr, wenn man nicht die metaphysische Scholastik, welche in Nordafrika und Vorderasien damals in Aufnahme war, mit diesem Namen beehren will. Von Rom, dem Mittelpunkt der Künste und des Geschmacks, sagt Ammian Marzellin: „Die Einwohner dieser Stadt scheuen die Gelehrten, als „Leuthe von schlimmer Vorbedeutung, und die dem „Staat unnütz wären; hingegen den Spielern, „Journalisten, Kutschern, Taschenspielern, steht „der Zugang in die beßten Gesellschaften offen. In „den beßten Häusern, wo man ehedem die Wissen„schaften schützte, hört man nun nichts mehr als „ein Geklimper musikalischer Instrumente. Der „Sänger vertritt nun die Stelle des Philosophen, „und der Schauspieler jene des Redners. Die Bib„liotheken hat man, gleich den Gräbern der Todten, „verschlossen; und man ist nun mit nichts mehr, „als Wasserorgeln, ungeheuern Lauten, Flöten und „anderm pantomimischem Werkzeuge beschäftigt. Man „ist endlich so weit zur Niederträchtigkeit herabges-

„sunken, daß man vor kurzem, in der Besorgniß „einer Hungersnoth, die Lehrer der Wissenschaften „samt den übrigen Fremden aus der Stadt ver„wies; aber den Schauspielern, oder denen, die „sich nur dafür ausgaben, und gegen 6000. Tän„zer und Tänzerinnen, nebst allen Kören, freyen „Aufenthalt gestattete „. Mit den Künsten verhielt es sich eben so. Dioklezian und Konstantin waren die letzten, welche grosse und dauerhafte öffentliche Gebäude aufgeführt; allein der Geschmack derselben war im Vergleich mit den Alterthümern höchst barbarisch. Die Alten schätzten die Kunst; aber nun hatte man für nichts mehr Sinn und Geschmack, als für den Stof des Werkes. Nach des Ammian Marzellins Zeugniß überzog man zu seiner Zeit Statuen mit Goldblech, um ihnen einen Anstrich von Reichthum zu geben. Unter den vielen Ruinen der Werke der Alten findet man platterdings nichts Grosses und Schönes, das aus dem fünften Jahrhundert, oder nur aus der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts wäre. Das Genie der Römer war ganz erschöpft, und ihr Geist bis zur Stupidität frivol.

Wäre nur noch ein Fünkchen Genie, und wahre Philosophie unter den Römern übrig gewesen, so würden sie die Barbaren, ihre Ueberwinder, eben so leicht gesittet gemacht haben, als die Griechen sie, und die Schineser die Tataren. Allein wie sollten die Deutschen von den Römern gebessert werden, da die beßten Köpfe der letztern selbst die sogenannten Barbaren in vielen Hauptpunkten der Sittlichkeit ihren Landsleuthen zum Muster darstellten?

Im Grund gewannen also die Italiäner, Griechen, Spanier und Gallier durch diesen Einfall der Bar-

baren. Er war eine Art Infusion frischen Blutes in einen ausgezehrten Körper mit faulen Säften. Mit ganzen Nazionen verhält es sich wie mit einzeln Menschen. Zuviel Genuß stumpft die Sinnen ab, und verdirbt die Lebenssäfte. Das Kind trägt das Gepräge des erschöpften, kränklichen Vaters, und propagirt eine eben so elende Menschenart, als es selbst ist. Die Südvölker hätten in spätern Zeiten nicht so viel Stärke des Karakters äussern können, wenn der körperliche Zustand ihrer Voreltern nicht durch die Vermischung mit den Deutschen wäre gebessert worden. Durch Revoluzionen dieser Art erhält sich die Menschheit. Wenn ein von der übrigen Welt ganz abgesondertes Volk der uneingeschränkten Verfeinerung und dem gränzenlosen Luxus überlassen würde, so müßte es sich nothwendigerweise endlich durch sich selbst ganz aufreiben.

Nach dem allgemeinen Gesetz der Natur hat jede Zerstörung den Saamen neuen Lebens in sich, und jedes neue Leben ist eine Folge vorhergegangner Zerstörung. In den Schutt des römischen Reiches warfen die Barbaren den Saamen der vielen und so verschiednen Staaten, aus welchem, nachdem er einige Zeit in der nöthigen Fermentazion gelegen, unsre gegenwärtige europäische Republik nach und nach heranwuchs. Gewiß ist unser jetzige Zustand besser, und für die Menschheit überhaupt vortheilhafter, als er damals war, wo das ganze bekannte Europa bloß unter den Römern stand. Eine Menge neue Begriffe haben sich durch unsre Verfassung in uns entwickelt. Die Sicherheit des Ganzen ist unerschütterlicher, und das Leben der vielen Staaten, die ehedem römische Provinzen waren, durch die Zertheilung frischer und munterer geworden.

Franken. Während, daß so verschiedne deutsche Horden in Europa herumstreiften, setzte sich eine Nazion in Belgien vest, die eine Sammlung unzähliger deutschen Horden war. Sie nennte sich selbst Franken, oder freye Leuthe. Die erste Geschichte dieser Franken liegt, wie jede Geschichte eines Volks in seiner Kindheit, in Finsterniß begraben. In Deutschland selbst hatten sie den ungeheuern Strich Landes zwischen dem Rhein dem Mayn und der Weser, und auch einen Theil der Lande zwischen der Weser und Elbe bewohnt. In ihren ersten Gesetzen nennten sie sich selbst: „Die vor„trefliche Nazion der Franken, die Gott selbst zum „Stifter hat; dapfer im Feld, und durch Friede zu „Haus gesichert, tief in ihren Rathschlägen, edel „und gesund am Leib, wohlgebildet, kühn, schnell „und abgehärtet ist„. Von einer Nazion, die sich selbst so ankündigt, wenn sie noch in ihrer kindlichen Einfalt ist, läßt sich alles erwarten. Einen einzigen Flecken aber bemerken einstimmig alle Geschichtschreiber der damaligen Zeit an dem Karakter der Franken. Sie waren über alle Beschreibung treulos, und spielten mit den Eidschwüren. Ihre Geschichte selbst ist ein ununterbrochenes Gewebe von Meineid und Treulosigkeit.

Sie waren in verschiedne kleine Horden zertheilt, die sich unabläßig in den Haaren lagen, und zum Theil den Römern, Gothen und andern Völkern als Soldmilitz dienten — als ein grosser Mann unter ihnen aufstand, der die Häupter der vielen einzeln Horden sich unterwürfig machte und ein planmäßiger Eroberer ward. Dieser Mann nannte sich Klodwig, oder Ludwig.

Gallien war unter die Gothen, Burgunder und Römer getheilt. Doch waren die Franken unter ih-

rem Anführer Klodio schon im Jahr 445. bis an die Somme vorgerückt. Daß sie den vesten Besitz des Landes zwischen diesem Fluß und der Maaß behauptet, beweist das 1655. zu Tournai gefundne Grab Childerichs, Vaters des Klodwigs.

Klodwig. Als Klodwig sich zu fühlen begann, wagte er sich zuerst an den römischen General Syagrius, und schlug ihn im Jahr 486. in einem Haupttreffen bey Soissons. Nun hatten die Römer keinen vesten Fuß mehr in Gallien. Syagrius flüchtete sich zu dem westgothischen König Alarich; allein Klodwig zwang diesen, ihm den römischen Feldherrn auszuliefern, den er hinrichten ließ.

Klodwig beschäftigte sich hierauf mit der Einrichtung seiner eroberten Länder, und war bloß dadurch kein Barbar mehr. Er heyrathete sodann die burgundische Prinzeßin Klotild, die ihn zum Kristen machte, welches um so rathsamer war, da er mehr Kristen als Heiden zu Unterthanen hatte.

Sieg der Franken bey Zülphen. Die Westgothen und Allemannen waren als Nachbarn natürliche Feinde der sich immer mehr ausbreitenden Franken. Die letztern wagten es, die Franken anzugreifen und den zu Köln residirenden fränkischen König Sigebert mit Krieg zu überziehn. Bey Zülphen kam es (im Jahr 496.) zu einem blutigen Gefechte, worin die Franken anfangs sehr in die Enge getrieben wurden, aber endlich doch siegten, als der König der Allemannen geblieben, und dadurch Bestürzung und Unordnung durch sein Heer verbreitet war.

Klodwigs Tauf. Die Kristen ermangelten nicht, diesen Sieg dem Gelübde Klodwigs, sich taufen zu lassen, zuzuschreiben, welches er im

Gedränge des Gefechtes gethan haben soll. Man that noch mehrere Wunder hinzu, welches wenigstens so viel bewies, daß die Sache ungemein viel Aufsehens gemacht. Dieser Triumph der Religion war auch um so glänzender, da sich gegen 6000. Franken zugleich mit ihrem König taufen liessen, und Klodwig, nach den Begriffen der Katholiken, der einzige rechtgläubige Fürst im Abendland war, indem sich die Lehre der Arianer damals allgemein verbreitet hatte. Dieß war der erste Schritt zu der engen Verbindung zwischen dem römischen Bischof und dem fränkischen Monarchen, welchem das neue Rom seine Grösse ursprünglich zu verdanken hat.

In neuern Zeiten hat man über die Beweggründe Klodwigs, sich taufen zu lassen, verschiedne Untersuchungen angestellt. Die, welche aus dem Widerspruch einiger seiner Handlungen mit der Lehre seiner neuangenommenen Religion folgern wollen, er sey im Herzen nie ein Krist gewesen, bedenken nicht, wie wenig Menschen in ihren Handlungen den Grundsätzen, zu denen sie sich bekennen, immer getreu sind. Auf der andern Seite ist es aber auch wahr, daß grosse Eroberer, die ihrem Volk eine neue Religion gegeben, selten selbst Religion gehabt haben.

Siege über die Burgunder und Gothen.

Ueber Burgund herrschten zween mit Klodwigen verschwägerte Brüder, Godegisil und Gundobald. Der erstere versprach dem fränkischen Eroberer einen jährlichen Zins, wenn er ihm seinen Bruder unterdrücken helfe. Klodwig überzieht ihn mit Krieg, und der geängstigte Gundobald spricht seinen Bruder um Hülfe an. Dieser stößt mit seinen Truppen zu ihm, geht aber in dem Treffen bey Dijon zu den Franken über. Gundobald, der sich nun

überwältigt sahe, stürzte seinen Bruder in die Grube, die ihm dieser gegraben hatte. Er trat mit dem Franken in Unterhandlung, machte sich demselben zinsbar, überfiel unversehens seinen Bruder und ließ ihn ermorden.

Die Westgothen besassen den größten Theil von Südfrankreich. Ihr König Alarich veranstaltete eine persönliche Zusammenkunft zwischen ihm und dem fränkischen Eroberer. Bey ihren Bärten schwuren sie sich ewige Freundschaft. Allein die Religion mußte Klodwigen einen Vorwand leihen, seinen Schwur zu brechen. Er berief sich auf die Vorstellungen seiner Bischöffe, und sprach zu seinem Volk: „Es „kränkt mich in der Seele, daß die Ketzer, die Go„then, einen Theil von Gallien besitzen; laßt sie uns „mit Gottes Hülfe uns unterwürfig machen„. Unweit Poitiers grif er Alarichs Heer (im Jahr 507.) an, schlug es, erlegte selbst den König, dem er Freundschaft geschworen hatte, und drang in das Herz des westgothischen Reiches ein. Zu Toulouse fand er den größten Theil des königlichen Schatzes, den Rest des ungeheuern Raubes von Gallien, Spanien, Griechenland und Italien, den die Anführer der Gothen seit langer Zeit aufgehäuft hatten.

Theodorich, König der Ostgothen, war schon lange mit Entwürfen beschäftigt, den Eroberungen Klodwigs Schranken zu setzen, und die Nachbarn desselben, vermöge einer gegenseitigen Garantie ihrer Besitzungen sicher zu stellen. Allein Klodwigs rascher Unternehmungsgeist, und die Eifersucht der deutschen Fürsten unter ihnen selbst, vereitelten alle seine Entwürfe. Als nun die Gefahr zu nahe gegen ihn heranrückte, zog er den Westgothen mit seiner ganzen Macht zu Hülfe, und war glücklich genug, die von den Franken belagerte Stadt Arles zu entsetzen. Uebri-

gens erhielt sich Klodwig im Besitz aller seiner Eroberungen, und den Westgothen blieb nur noch das heutige Languedok übrig.

Mit seinem Glück wuchs immer Klodwigs Herrschsucht, und diese verleitete ihn endlich zu den greulichsten Schandthaten. Gegen seinen Vetter Sigebert, der über die Gegend von Köln am Rhein herrschte, und Theil an seinen Siegen hatte, verhetzte er dessen eignen Sohn, der seinen Vater auf der Jagd umbringen ließ. Klodwigs Gesandten, die den Vatermörder in sein Erbe einsetzen sollten, brachten ihn selbst, auf Befehl ihres Herrn, meuchelmörderisch um, nachdem er ihnen seine Schätze gezeigt hatte. Klodwig räumte nach und nach alle seine Verwandten und alle Fürsten der Franken auf die nämliche Art aus dem Weg; und Gregor von Tour, der all diesen Greul mit dem kältesten Blut erzählt, hält es für eine besondre Mitwirkung der Gnade Gottes, daß Klodwig ein so glücklicher Räuber und Meuchelmörder war.

Klodwigs Söhne.

Die Thronfolge war in so weit festgesetzt, daß die Söhne die Besitzungen des Vaters erbten, und man auf den letzten Willen desselben achtete. Doch mußte die Nazion zu allem ihre Einwilligung geben.

Klodwigs Reich ward nach seinem Tod unter seinen vier Söhnen vertheilt. Das, was der Vater in Deutschland besaß, fiel, nebst einem grossen Theil von Gallien, dem ältesten, Theodorich, zu.

Bezwingung der Thüringer.

Eine Familieneifersucht, die in der Geschichte aller Barbaren so blutige Auftritte verursacht, gab Theodorichen Anlaß, sich von ganz Thüringen Meister zu machen. Dieses Land ward damals von drey Brüdern, Hermanfriden, Baderichen und

Bertharn beherrscht. Der erstere hatte eine Nichte des ostgothischen Königs Theodorich zur Ehe, die allein Königin von Thüringen heissen wollte. Sie beredete ihren Gemahl, seine Brüder aus dem Weg zu räumen. Berthar, der schwächste, ward zuerst überfallen, und verlor Land und Leben. Gegen den mächtigern, Baderich, glaubte Hermanfrid des fränkischen Theodorichs Hülfe nöthig zu haben. Er trug ihm die Hälfte der Besitzungen seines Bruders an, wenn er ihm denselben würde unterdrücken helfen. Baderich ward von beyden Seiten angegriffen, besiegt und getödet. Gegen den Vertrag setzte sich Hermanfrid in den Besitz des ganzen Landes, und Theodorich mußte einen günstigern Zeitpunkt abwarten, um sich rächen zu können. Dieser bot sich bald dar, als die Franken von der Seite der Ostgothen, deren kluger und dapferer König Theodorich gestorben, sicherer waren, und des fränkischen Theodorichs Bruder, Klotar, sich mit demselben verband, die Thüringer zu bekriegen. An der Unstrut ward Hermanfrid von den vereinigten Franken auf das Haupt geschlagen. Seine Feinde konnten aber doch weder seine Person in ihre Gewalt bekommen, noch sich sogleich in seinem Lande festsetzen. Ein Meuchelmord, womit die Geschichte der Franken überhaupt angefüllt ist, mußte auch dieses Schauspiel beschliessen. Unter der Larve der Freundschaft lud Theodorich Hermanfriden zu sich nach Zülpich, und ließ ihn mitten im vertraulichen Gespräche von einem Umstehenden von der Stadtmauer herabstürzen, worauf den Franken niemand mehr den Besitz von Thüringen streitig machte.

Theodorich starb (im Jahr 534.) mitten in einem glücklichen Krieg gegen die Westgothen, die einen

Theil ihrer ehemaligen Besitzungen den Franken wieder abnehmen wollten.

Theodebert. Gegen die Ansprüche von Theodorichs Brüdern bestieg Theodebert den Thron seines Vaters, weil seine Vasallen seine Ansprüche gegründeter fanden.

Sein Reich, welches man, im Gegensatz mit den Besitzungen den Franken im Westen von Gallien, Austrasien oder das Ostland nennte, erstreckte sich in Deutschland bis an Bayern, welches, nebst einem Theil des heutigen Schwabenlandes, unter den Ostgothen stand, und bis an das Gebiete der Sachsen.

Theilnehmung der Franken an den italiänischen Angelegenheiten. Die Franken hatten sich nun von den Gegenden des Niederrheins weit genug ausgebreitet, um auf das Schicksal Italiens, welches man auch nach dem Verfall des römischen Reiches, immer noch als den Mittelpunkt von Europa betrachtete, Einfluß zu haben.

Dieses schöne Land stand größtentheils unter der Herrschaft der Ostgothen. Der Hof von Konstantinopel hatte verschiedne Ansprüche darauf. Um sie gelten zu machen, nahm Kaiser Justinian einen Vorwand, der einen Anstrich von Billigkeit und Edelmuth hatte, im Grunde aber nur die Larve seiner Herrschsucht und seiner schon lang gemachten Entwürfe war.

Des verstorbenen ostgothischen Königs Theodorichs Tochter, hatte ihren nächsten Anverwandten Theodat, unter der ausdrücklichen Bedingung, ihr auf Zeit ihres Lebens die freye Ausübung der Gewalt, die sie in Händen hatte, zu überlassen, zur Regierung berufen. Theodat überließ dieses unglückliche Frauenzimmer, welches wegen seines Verstan-

des und seiner Gerechtigkeitsliebe allgemein geliebt ward, und bey dem Kaiser Justinian in besonderer Achtung stand, der Rachsucht eines Komplots, das sich unter einigen gothischen Familien gegen sie angesponnen hatte. Amalasunta ward zum Aerger der Römer und Gothen ermordet, nachdem sie kurz zuvor, als sie Theodats Tücke bemerkt, sich unter den Schutz Justinians begeben, und diesem Kaiser Hoffnung zur Abtretung von Italien gemacht hatte.

Justinian schickte den berühmten Belisar nach Italien, der, so klein auch sein Heer war, dem feigen Theodat doch unendlich überlegen war.

Wie sehr dieser Gothe schon ausgeartet war, läßt sich aus seinem eignen Schreiben an den Kaiser Justinian schliessen. „Ich bin bey Hofe gebo„ren und erzogen worden „, schreibt er. „Krieg „ist meine Sache gar nicht. Ich hab mich ganz „den Künsten und Wissenschaften ergeben „— Das, was die ausgearteten Römer den Gothen unterwürfig gemacht, stürzte nun auch, und schon so frühe, die weichlich gemachten Gothen in den Abgrund.

Belisar nahm unglaublich schnell ganz Sizilien weg. Der feige Theodat erklärt sich ganz Italien an den Kaiser abzutretten, wenn ihm dieser ein Gnadengehalt von 1200. Pfund Gold geben würde. Justinian geht freudig die Bedingung ein; allein die Gothen gewinnen in Dalmazien einige Vortheile über die Kaiserlichen; und nun wird Theodat auf einmal so trotzig, als verzagt er zuvor war. Belisar eilt auf das feste Land von Italien, macht sich von den südlichen Provinzen dieses Reiches ohne Widerstand Meister, und erobert sogar Neapel. Die über Theodats Karakter aufgebrachten Gothen entsetzen ihn der Regierung, und wählen

an seiner Stelle den Vitiges zu ihrem König, der mit aller Macht gegen Belisarn heranzieht. Allein Justinian hatte die Franken durch Bestechung dahin gebracht, daß sie die Gothen mit einem Ueberfall bedrohten. Vitiges sah sich also genöthigt, die Franken durch das nämliche Mittel, wodurch sie seine Feinde geworden, sich zu Freunden zu machen. Er bot ihnen 2000. Pfund Gold und alle die Länder, welche die Ostgothen in Gallien besassen, unter der Bedingung an, wenn sie seine Parthey gegen den Kaiser nehmen würden. Der Vertrag ward geschlossen, und Vitiges eilte nun mit seinen Gothen nach Unteritalien, um Belisarn Einhalt zu thun; allein dieser grosse Feldherr war schon bis an die Thore der Hauptstadt Italiens vorgerückt, welche ihm die Römer sogleich öffneten. Dieses so tief gesunkene Volk, das nun jedem kühnen Heerführer preisgegeben war, konnte doch nie seine ehemaligen Vorzüge vergessen, und betrachtete die Gothen, seine Ueberwinder, immer noch als Barbaren, gegen welche alles erlaubt wäre. Auch trug der Religionshaß nicht wenig dazu bey, daß die alten Einwohner Italiens gegen die Gothen schwürig waren; denn diese waren Arianer, und also, in den Augen der erstern, Ketzer. Die gothische Besatzung der Stadt konnte weiter nichts thun, als sich einen freyen Abzug bedingen.

Belisar hielt sich mit nicht mehr als 5000. Mann gegen die ganze Macht der Gothen über ein Jahr lang in der Stadt. Mangel und Ermüdung zwangen die letztern, die Belagerung aufzuheben. Belisar rückte bis Rimini vor; und es schien um die Herrschaft der Gothen in Italien geschehen zu seyn, als der austrasische König Theodebert der Sache auf einmal eine ganz andre Gestalt gab.

Sowohl die Gothen als die Kaiserlichen standen mit diesem Franken wegen Hülfstruppen in Unterhandlung. Er faßte den Entschluß, beyde Theile zu betrügen, und Italien für sich selbst zu erobern. Er zog mit einem ungeheuern Heer (im Jahr 539.) über die Alpen. Die Gothen sahen ihn als ihren Retter an, und liessen ihn ungehindert den Po passiren. Sobald dieß geschehen war, zog er die Maske ab, und trieb sie vor sich her in die Flucht. Nun griff er auch die Kaiserlichen an, die sich nach Thuscien zurückziehn mußten. Allein Mangel an Lebensmitteln, und Krankheiten womit seine Leuthe in dem ungewohnten Klima befallen wurden, zwangen ihn, den Rückzug zu nehmen, ohne seine Eroberungen behaupten zu können. Man hat die richtige Bemerkung gemacht, daß dieser erste Feldzug der Franken in Italien gerade so, wie die folgenden, bis auf unsre Zeiten, ausgefallen ist — Nach Theodeberts Abzug rückte Belisar wieder vor, und nahm endlich Besitz von Ravenna. Bey seinem Einzug in diese Stadt spieen die Weiber der Gothen ihren Männern ins Gesicht, daß sie sich von so kleinen Leuthen, als die Römer waren, hätten überwinden lassen. Die Scham trieb die Gothen zur Verzweiflung, und diese gab ihnen den schon lang verlornen Muth wieder. Sie wählten den Ildebald zu ihrem Anführer, welcher den kaiserlichen General Vitalis schlug, der das Kommando übernommen hatte, nachdem Belisar nach Hof zurückberufen worden. Nach Ildebalds Tod ward der berühmte Totilas ihr König, der zwar das gothische Reich nicht retten, aber doch so viel bewirken konnte, daß es mit Ehren zu Grabe gegangen.

Nach einem doppelten Sieg über die Kaiserlichen, machte sich Totilas Meister von ganz Unteritalien,

und rückte sogar vor die Thore der Stadt Rom. Er schloß sie so enge ein, daß das Volk die Erlaubniß, die Stadt zu verlassen, mit dem letzten Heller von den kaiserlichen Befehlshabern erkaufte, die mit den noch vorräthigen Lebensmitteln den schändlichsten Wucher trieben, und Elend auf Elend häuften. Der Hof von Konstantinopel fand nöthig, Belisarn wieder nach Italien zu schicken, der es umsonst versuchte, auf der Tiber Proviant in Rom zu bringen. Eine Wache von Isaurern verrieth endlich die Stadt, und öffnete den Gothen ein Thor. Beym ersten Einfall ward alles niedergemacht. Die Plünderung war allgemein. Totilas ließ einen Theil der Stadtmauer niederreissen, damit sich kein Feind darinn halten könnte, und führte alle Einwohner mit sich fort. Das Volk, welches so viele Könige vor sich im Triumph hat aufführen gesehen, war nun ein verworfenes, herumstreifendes Gesindel.

Bey der Einnahme der Stadt riethen einige Gothen dem Totilas, dieselbe von Grund aus zu zerstören. Er that es aus Edelmuth nicht; hatte aber bald Ursache, es zu bereuen. Belisar besetzte eilends Rom, stellte die Mauern wieder her, und bevestigte es so gut er in der Eile konnte. Totilas that einen vergeblichen Angriff darauf, und fand rathsamer, den kaiserlichen General Johannes aus Kampanien zu vertreiben, als sich länger vor Rom zu verweilen. Auch that das Glück für ihn, was seine Klugheit und sein Muth nicht bewirken konnten. Belisar ward wieder nach Hof berufen, und nun zog Totilas ohne Widerstand zum zweytenmal als Sieger in Rom ein. Diese Hauptstadt der alten Welt war schon so öde geworden, daß ihre Ringmauern grosse Felder enthielten, welche die

Einwoh-

Einwohner zu ihrem Unterhalt besäeten. Totilas war so wenig Barbar, daß er, anstatt die noch übrigen Gebäude und Denkmäler zu Grunde zu richten, vielmehr das, was bey seiner ersten Einnahme der Stadt war zerstört worden, zum Theil wiederaufbauen ließ. Seine Absichten auf Sizilien wurden durch den Anmarsch eines neuen kaiserlichen Heeres und durch einen Einfall der Franken in Ligurien und Venezien hintertrieben.

Narses, der mit einem ganz frischen, sehr zahlreichen und wohlgerüsteten Heer aus dem Orient nach Italien kam, gab der Sache vollends eine ganz neue Gestalt. Dieser Mann, der zwar ein Verschnittener, aber doch einer der klügsten und beherztesten Feldherrn seiner Zeit war, gab dem gothischen Reich den letzten Stoß. Er schlug den Totilas, der bald darauf an den Wunden starb, die er in dem Treffen bekommen.

Die Franken waren nun noch die letzte Hofnung der unglücklichen Gothen. Ein Heer von 75000. Franken und Allemannen rückte in Italien ein, um dieses Land dem Hof von Konstantinopel streitig zu machen. Ein Theil desselben ward aber bald von Krankheiten aufgerieben, der andre aber von Narses so geschlagen, daß alles, was nicht umkam, gefangen wurde. Nach einem, beynahe zwanzigjährigen Krieg, wodurch Italien fast eine Wüste geworden, war also die Herrschaft der Gothen gänzlich vernichtet.

Longobarden. Der Hof von Konstantinopel konnte seine Herrschaft über Italien nicht lange behaupten. Ein anders deutsches Volk, die Longobarden, das sich seit langer Zeit in Pannonien vestgesetzt hat, rückte (im Jahr 568.) in Italien ein, und machte sich bald Meister vom ganzen Land.

Theodebert und sein Sohn Theobald, der ihm auf dem Thron nachgefolgt, waren während des gothischen Krieges gestorben, und Austrasien fiel nun Klotarn, Klodwigs Sohn zu, der, nach seines noch übrigen Bruders Childeberts Tod, Herr des ganzen fränkischen Reiches ward.

Klotars Söhne.

Nach Klotars Tod stellt die fränkische Geschichte nichts als ein ekelhaftes Gemählde von innerlichen Kriegen, Meineid, Verrätherey und Meuchelmod dar. Seine vier Söhne hatten der Gewohnheit gemäß das Reich unter sich getheilt, und lagen einander beständig in den Haaren, zu welcher Verwirrung zwey Weiber, die berüchtigten Brunehilde und Fredegunde, aus gegenseitiger Eifersucht das meiste beytrugen.

Austrasien war Sigeberten zugefallen, der bald mit seinen Brüdern zerfiel und bey der Belagerung von Dornik, von Meuchelmördern, die Fredegunde, seines Bruders Chilperichs Gemahlin erkauft hatte, umgebracht wurde. Er hatte die Avaren, ein tatarisches Volk, dessen Abkömmlinge jetzt noch in Hungarn wohnen, an der Elbe geschlagen, erlitt aber von denselben in Thüringen eine so grosse Niederlage, daß er den Frieden erkaufen mußte. Sein Sohn Childebert hatte sich noch lange mit seinen Oheimen herumzuschlagen; bis es endlich zu einem Vergleich kam, worauf er an den italiänischen Händeln Theil nahm. Der Kaiser Mauritz hatte ihn mit 50000. Goldgulden erkauft, um ihm die Longobarden aus Italien vertreiben zu helfen. Childebert unternahm einige Feldzüge dahin, die aber fruchtlos abliefen. Nach seines Bruders Guntrams Tod vereinigte er Burgund mit Austrasien.

Brunehild u. Fredegunde.

Seine Söhne Theodebert und Theoderich folgten ihm in der Regierung

nach. Dem erstern fiel Austrasien und dem letztern Burgund zu. Theoderich, der seinem Bruder an Kopf und Herz weit überlegen war, riß gleich im Anfang seiner Regierung Champagne, das Elsaß, Sundgau und Thurgau von Austrasien ab. Brunehild, die Großmutter dieser beyden Prinzen, suchte sich auf dieselben so viel Einfluß, als möglich, zu verschaffen, um ihrer Nebenbulerin, Fredegunde, die das Reich von Soissons beherrschte, die Spitze bieten zu können. Die Austrasier wollten ihr Schicksal nicht dem Eigensinn eines Weibes überlassen, und vertrieben sie. Sie flüchtete sich nach Burgund, und verhetzte aus Rache Theoderichen gegen seinen Bruder. Der Krieg endigte sich damit, daß der blödsinnige Theodebert einigemal geschlagen, bey Köln gefangen und seiner Länder beraubt ward. Man weiß nicht zuverläßig, ob er im Gefängniß verschmachtet, oder umgebracht worden ist.

Theoderich starb, als er eben im Begriff war, mit der vereinigten Macht von Austrasien und Burgund Klotarn, welcher den übrigen Theil des fränkischen Reichs besaß, anzugreiffen. Seine Großmutter hatte es immer verhindert, daß er sich nicht verehlichte, damit ihre Gewalt nicht von einer jungen Königin eingeschränkt würde. Von Beyschläferinnen hatte er vier Söhne hinterlassen, deren ältesten Brunehilde zum König ausrufen ließ; allein die gegen die Tyranney dieses Weibes aufgebrachten Grossen von Austrasien wandten sich an Klotarn, den Beherrscher des übrigen Theils der fränkischen Monarchie, und lieferten ihm verrätherischerweise drey Söhne Theoderichs aus. Der vierte entkam zu Pferde, ohne eine Spur seines Andenkens zurückzulassen Klotar ließ zwey der Prinzen umbringen, und schonte des dritten, weil er sein Taufpathe war. Brunehilde

ward nach der Form Rechtens drey Tage lang entsetzlich gemartert, auf einem Kameel dem Heer zum Schau vorgeführt, und dann mit den Haaren an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden, und zu tod geschleift. Ihre Nebenbulerin Fredegunde, die wenigstens eben so schlimm als sie war, starb eines ruhigen Todes.

Klotar der Zweyte.

Klotar hatte also wieder das ganze fränkische Reich vereinigt. Nicht lange nach seiner Thronbesteigung (im Jahr 615.) versammelte sich die Nazion zu Paris, und legte ihm eine Art von Wahlvertrag vor, den er unterschreiben mußte. Die öftern Theilungen des Reiches, die gegenseitigen Ansprüche der verschiednen Erben, die sie ohne die Hülfe ihrer Vasallen nicht behaupten konnten, das Lehnsystem, wodurch die Könige sich anfangs mächtig zu machen suchten, welches sie aber zum Mißbrauch ihrer Gewalt, und die Nazion endlich zur Einschränkung dieses Mißbrauches verleiten mußte, die Schwäche der meisten Könige seit Klodwig, und noch viele andre Ursachen trugen dazu bey, daß die Grossen nun das Uebergewicht über die Könige und das Volk gewannen. Die Geistlichkeit wußte sich hiebey vorzüglich geltend zu machen. Schon Klodwig berief sich bey seinem Zug gegen die Westgothen auf das Gutbefinden seiner Bischöfe. Wenn es auch bloß zum Schein geschah, so mußte dieser Grund doch in den Augen des Volks Gewicht haben. Der Friedensvertrag zwischen den Königen Childebert und Guntram ist, wie die Worte des Vertrages selbst sagen, durch Vermittelung der Bischöfe und Grossen, (mediantibus sacerdotibus & proceribus) zu Stande gekommen. Schon König Chilperich brach

nach dem Zeugniß Gregors von Tours *) öfters in die Worte aus: „Seht unsre Schatzkammer ist arm; „die Kirche hat alle unsre Schätze an sich gezogen; „die Bischöfe allein haben die Regierung in Hän„den. Unser Ansehn ist uns geraubt und den Bi„schöfen der Städte übergeben worden „. Da es nun einmal so weit gekommen war, so hätte Klotar eine Genie vom ersten Range seyn, es hätten nebstdem noch sehr günstige Umstände zusammentreffen müssen, wenn er das königliche Ansehn hätte retten können.

Man hat sich also nicht zu wundern, daß der merkwürdige Vertrag, den er unterschreiben mußte, (wenigstens in so weit es sich nach den Bruchstücken, die wir noch davon haben, urtheilen läßt) mehr auf das Interesse der Geistlichen und Grossen, als auf das wahre Beßte des ganzen Volks abgezweckt. Man suchte darin die Wahl der Bischöfe so viel als möglich vom Hofe unabhängig, und die gesammte Geistlichkeit von der weltlichen Gerichtsbarkeit frey zu machen. Der Begriff von Lehnsherrlichkeit ward so sehr übertrieben, daß man sich von den Königen sogar Weiber als eine Art Lehn ausbat. Keine reiche Wittwe, kein reiches Mädchen war sicher, daß ihm nicht von Hof der unbekannteste Mensch zum Gemahl aufgedrungen wurde. Man suchte also diesem Mißbrauch, wozu die Nazion selbst die Könige verleitet hatte, Schranken zu setzen; und es ward vertragen, der König sollte in Zukunft keinem eine Anweisung auf irgend ein Weib geben. Wir haben oben aus Childerichs Mund gehört, daß die königliche Schatzkammer durch Schenkungen an die Kirchen verarmt wäre. Den Königen blieb also kein anders Hülfsmittel übrig, als Auflagen zu machen.

*) L.6 c. 46. aufs Jahr 584.

Klotar mußte nun auch versprechen, alle neue, unbillige Auflagen wieder aufzuheben.

Noch merkwürdiger ist Klotars Betragen gegen seinen ersten Minister Warnakar. Dieser war Majordomus oder erster Minister am austrasischen Hof, und hatte Klotarn gegen die Ansprüche der unehelichen Kinder Theodorichs wichtige Dienste geleistet. Dagegen mußte ihm nun der König versprechen, daß er ihn Zeit Lebens seiner Stelle nicht entsetzen, oder, welches eben so viel war, ihn an seiner Statt König seyn lassen wollte. Von nun an waren die fränkischen Könige leere Namen, und die Minister hatten alle Gewalt in Händen. Die schlimmen Folgen dieser Einrichtung äusserten sich gar bald; Klotars Ministerium setzte das Beßte des Staats seinem Privatinteresse so weit nach, daß es den Longobarden, die es bestochen, den jährlichen Tribut erließ. Es schränkte den König so sehr ein, daß er sich mit nichts mehr, als seinen Beichtvätern, seiner Jagd und seinen Beyschläferinnen beschäftigen konnte, ausser daß er zu Zeiten einen Grossen meuchelmörderisch umbringen ließ, um sich der Schätze desselben zu bemächtigen, mit welchen er gegen Kirchen, Geistliche und Arme sehr freygebig gewesen seyn soll. Fast alle seine Nachfolger, bis auf mehr Zeiten, hatten das nämliche Schicksal.

Dagobert. Sein Sohn Dagobert äusserte mehr Muth und Verstand. Gleich beym Antritt seiner Regierung begab er sich nach Burgund, hörte selbst die Klage der Unterthanen an, ließ jedem die unpartheyischste Gerechtigkeit widerfahren, und dämpfte den Uebermuth der Grossen. Er unternahm es, die Fehler wieder gut zu machen, die der Blödsinn seiner Ahnen begangen, und den

Geistlichen einen Theil der Güter, die sie der Krone entrissen, wieder zu entziehn. Dafür ward er als ein Kirchenräuber verschrieen. Die Geschichtschreiber dieser Zeiten wissen an den Regenten nichts zu rühmen, als daß sie freygebig gegen die Kirchen und Armen waren, und finden nichts als die Härte derselben gegen die Geistlichen zu tadeln. Vermuthlich um sich einen bessern Namen zu machen, stiftete Dagobert die berühmte Abtey St. Denis bey Paris. Das Merkwürdigste seiner Regierung ist der Krieg, den er (im Jahr 631.) gegen die Sklaven unternommen, weil sie fränkische Kaufleuthe geplündert hatten, ohne einige Genugthuung dafür leisten zu wollen. Er verband sich gegen dieselben mit den Longobarden, die von Italien aus einen glücklichen Angriff auf sie thaten. Das eine fränkische Heer, welches aus Allemannen bestand, streifte tief in die Länder der Sklaven und kam siegreich und mit Beute beladen zurück; allein das andre, das aus verschiednen austrasischen Völkern bestand, ward in die Flucht geschlagen. Um sich des Beystands der Sachsen, der nächsten Nachbarn der Sklaven zu versichern, erließ ihnen Dagobert den Tribut von 500. Kühen, die sie bisher der königlichen Küche liefern mußten. Allein die Sachsen blieben ruhig. Eine viel bessere Vormauer gegen die Sklaven war Radulf, den Dagobert in dieser Absicht zum Herzogen von Thüringen ernennte, und der viele Siege über dieselben erfocht.

Siegebert. Nach Dagoberts Tod ward das Reich unter seinen zwey Söhnen, Siegebert und Klodwig, getheilt. Der erstere, neun Jahr alt, bekam Austrasien, und der jüngere, nur fünf Jahre alt, Neustrien und Burgund. Das geringe Alter dieser Prinzen trug nicht wenig dazu

bey, daß die Minister das königliche Ansehen vollends vernichteten, und alle Gewalt an sich rissen. Grimoald, des austrasischen Majordomus Pipins Sohn, betrachtete diese Würde schon als erblich; und da ihm nach seines Vaters Tod ein gewisser Otho diese Stelle streitig machte, ließ er denselben durch den allemannischen Herzog Leutaris aus dem Weg räumen. Die Grossen in den Provinzen folgten dem Beyspiel der Minister. Stolz auf seine Siege über die Staaten machte sich Radulph, Herzog von Thüringen, so gut als unabhängig, und die Bayern und Allemannen setzten sich bald darauf auf den nämlichen Fuß.

Der Majordomus Grimoald wollte nach Siegeberts Tod (im Jahr 656.) das schon ausführen, was Pipin fast hundert Jahre nach ihm that. Er ließ Siegeberts jungen Prinzen nach Irland bringen, und wollte seinen eignen Sohn auf den Thron setzen; allein Klodwig, König von Neustrien und Burgund, bekam ihn durch die Verrätherey der Austrasier in seine Hände, und ließ ihn hinrichten.

Nach Klodwigs bald darauf erfolgtem Tod ward sein ältester Sohn Klotar König von Neustrien und Burgund, und sein jüngerer Sohn Childerich König von Austrasien. Klotar starb bald, und Childerich vereinigte wieder das ganze fränkische Reich unter seinem Zepter; ward aber nicht lange darauf wegen verschiednen Grausamkeiten von Verschwornen, auf einem Lusthaus umgebracht. Die Neustrier machten sodann des Childerichs noch übrigen Bruder, Theoderichen, zu ihrem König; allein die Austrasier, die eine unauslöschliche Eifersucht gegen die Neustrier hatten, wählten den von Grimoald nach Irland geschickten Prinzen Dagobert zu ihrem Fürsten. Als dieser von einigen Mißvergnügten ermordet wur-

de, erklärten sie den Enkel des heiligen Arnulfs, Bischofs von Metz, der unter Dagobert dem Ersten in grossem Ansehn stand, unter dem Titel von Herzogen zu ihrem Regenten. Ebroin, Majordomus von Neustrien, wollte mit aller Gewalt auch über die Austrasier herrschen, und ihnen seinen Popanz von König Theodorich aufdringen. Er schlug sogar die austrasischen Herzoge Pipin und Martin, und ließ letztern meuchelmörderscher Weise umbringen; allein Pipin behauptete seine Würde, und als es unter dem Majordomus Bertar wieder zum Krieg kam, schlug er die Neustrier, bemächtigte sich (im Jahr 687.) der Stadt Paris, des königlichen Schatzes und der Person des Königes selbst, und zwang diesen, ihn zum Majordomus des ganzen fränkischen Reichs zu erklären. Pipin war nun so gut als Monarch von allem Frankenlande, und ward der Vater Karl Martels, der Großvater Pipins und der Urgroßvater Karls des Grossen, einer Reihe von Helden, die man noch nie so in einer Familie unmittelbar auf einander hat folgen gesehn.

Pipin regierte mit viel Ruhm und Glück, und brachte es durch seine Verbesserungen so weit, daß die Franken, die sich seit einiger Zeit gegen ihre Nachbarn beynahe ganz leidend verhielten, nun wieder die Friesen, Schwaben und Bayern mit gutem Erfolg angreifen konnten. Von den Königen, die er beherrscht, wissen wir kaum etwas mehr als die Namen.

Karl Martell.

Nach Pipins im Jahr 714. erfolgtem Tod errang Karl Martell mit Gewalt der Waffen die Stelle seines Vaters. Die Westfranken hatten sich offenbar gegen ihn erklärt, und auch seine Stiefmutter Plektrud hatte alles versucht, ihn zu unterdrücken. Nachdem er

sich mit Hilfe der Austrasier, die den Neustriern immer entgegen arbeiteten, in seiner Stelle vestgesetzt, bekriegte er mit vielem Glück die Schwaben, Bayern und Sachsen.

Sarazenen.

Sein herrlichster Sieg war der über die Araber. Dieses herumstreifende, zwischen Meere und ungeheure Wüsten eingeschlossene und zuvor ganz unbekannte Hirtenvolk war durch religiose Schwärmerey auf einmal zu Eroberern gebildet worden. Es hatte schon Syrien, Persien, ganz Nordafrika und Spanien erobert, belagerte nun Konstantinopel, und stieg zu gleicher Zeit über die Pyrenäen, um die Mitte von Europa von zwey Seiten ins Gedränge zu bringen. Abderam, der spanische Befehlshaber dieses Volkes, welches unter dem Namen der Sarazenen so lang der Schrecken der ganzen damals bekannten Welt war, nahm Guienne, Poitou und einen Theil von Languedok weg. Karl Martell rückt ihm mit seinen Franken, die unter ihm zu siegen gewohnt waren, entgegen und schlägt ihn (im J. 732.) zwischen Poitiers und Tours.

Durch diesen Sieg ward Karl Martell der berühmteste Held seines Zeitalters. Man konnte ihn mit Recht als den Retter des größten Theils von Europa ansehn. Nachdem er die Friesen gänzlich unterjocht und den Sarazenen noch starken Abbruch gethan, stieg sein Name so hoch, daß er zum Schiedsrichter der italiänischen Angelegenheiten aufgefodert ward. Italien war damals in drey Partheyen getheilt. Den größten Theil davon besassen die Longobarden; verschiedne Städte und Bezirke, die noch dem Hof von Konstantinopel zugehörten, wurden von sogenannten Exarchen beherrscht, und Rom, dessen Bischöfe schon seit langer Zeit viel Einfluß auf

seine Angelegenheiten hatte, suchte sich ganz unabhängig zu machen, ohne jedoch den Kaisern förmlich den Gehorsam aufzukündigen. Ein unbedeutender Religionsstreit setzte diese verschiedne Partheyen in die brausendste Gährung. Dem Kaiser Leo, der Isaurer genannt, fiel es ein, die Bilder der Heiligen aus den Kirchen wegschaffen zu lassen, und ihre Verehrung zu verbieten. Der Pabst erklärte das für Ketzerey; und als ihn der kaiserliche Statthalter von Rom deswegen gefangen aus der Stadt führen wollte, ergriffen die Longobarden die Parthey der Bilder und des Pabstes, um dem Hof von Konstantinopel das, was er noch in Italien besaß, unter einigem Vorwand vollends wegnehmen zu können. Als sie zu weit um sich griffen, schlugen die Römer und der Pabst einen Weg ein, dem sie bis auf unsre Zeiten allzeit gefolgt sind. Da sie immer zu schwach waren, sich selbst zu vertheidigen, so suchten sie unter denen, die sich in Italien vestgesetzt hatten, das Gleichgewicht zu erhalten, um durch die gegenseitige Eifersucht ihrer Nachbarn sicher zu seyn. Der Pabst sprach also den venezianischen Herzog Ursus an, den Griechen gegen die Longobarden beyzustehn, welches er auch mit gutem Erfolg that. Ein neuer Umstand erbitterte den König Luitprand noch mehr gegen Rom und den Pabst. Der longobardische Herzog von Spoleto suchte sich, so wie verschiedne andre, unabhängig zu machen; als er vor seinem heranrückenden König die Flucht ergreiffen mußte, suchte er Schutz in Rom, welches ihn auch Luitpranden durchaus nicht ausliefern wollte. Der Longobarde wendete also seine Waffen gegen Rom selbst, und nahm verschiedene Städte weg, die zum römischen Herzogthum gehörten. Als er sich aus Unteritalien entfernte,

setzte sich der Aufrührer, mit Hilfe der Römer, wieder in den Besitz von Spoleto. Luitprand kehrte nun mit doppelter Hitze gegen Rom zurück. Diese bedrängte Stadt hatte keine Rettung mehr zu hoffen, als von den Franken. Der Pabst flehte also Karl auf die dringendste Art um Hilfe an. In seinen Briefen an den Majordomus, die wir noch haben, ist es ihm nicht um die Rettung Roms und des Gebietes dieser Stadt, sondern um die Religion zu thun. Er mahlt Luitpranden nicht als einen Eroberer, der Roms Mauern mit einem Sturm bedroht, sondern als einen Ketzer, der sich erfrecht, die ausser der Stadt gelegene Peterskirche zu plündern. Nichts machte damals auf die Völker, die sich zum Kristenthum bekennten, mehr Eindruck, als das Andenken der Aposteln Peter und Paul. Die ganze Sicherheit des neuen Roms schien von der Verehrung abzuhängen, welche die kristliche Barbaren für das Grab des heiligen Peters hegten. Das war sein Palladium; das war ihm, was dem alten Rom seine Scipionen gewesen. Der Pabst schickte dem fränkischen Minister sogar die Schlüssel zu diesem Grabe. Mehr konnte er nicht thun. Dessen ungeachtet wollte sich Karl doch nicht gegen die Longobarden erklären, weil sie ihm gegen die Sarazenen wichtige Dienste geleistet, und er mit heimlichen Feinden in seinem Lande selbst so viel zu thun hatte, daß er sich in keine auswärtige Händel einlassen konnte. Der neuerwählte Pabst Zacharias wußte auch die Sache ohne Blutvergiessen zu schlichten. Er machte dem Longobarden zu Narni einen Besuch; durch welche Herablassung des höchsten Priesters der Kristenheit der Barbar so gerührt ward, daß er sogleich alles zurückgab, was er dem Herzogthum Rom und der römischen Kirche entrissen hatte.

Karl starb vor dem Ausgang dieser Sache im Jahr 741. Der Beyname Martell, welcher einen Hammer bedeutet, entsprach vollkommen seinem Karakter. Die Geschichte stellt uns wenig Helden der, die, wie er, ihre Feinde so mit einem Schlag zermalmt haben. Der König, den er beherrscht, verdient nicht hier genennt zu werden. Dieser war schon vor dem Tod seines Ministers gestorben, und Karl regierte fort, ohne der Nazion das Schattenbild eines neuen Königes aufzustellen.

Pipin.

Karls älteste Söhne, Pipin und Karlmann, theilten das fränkische Reich unter sich. Die deutschen Völker, welche nicht länger mehr von Ministern beherrscht werden wollten, erregten einige Unruhen, die aber bald gedämpft wurden. Karlmann begab sich bald darauf in ein Kloster; und als sich Pipin allein an der Spitze des Reiches sah, glaubte er den Plan, den schon sein Vater entworfen, ohne Bedenken und Gefahr, ausführen zu können. Um der Sache einen Anstrich von Rechtmäßigkeit zu geben, ließ er durch den Bischof Burkard von Würzburg und den Abt Fulrad von St. Denis dem Pabst Zacharias die Frage vorlegen: „Ob der, welcher die wirkliche Gewalt in Händen habe, und also den Staat und die Kirche vertheidigen könne, oder der, welcher den blossen Namen führe, König sey? „ Winfried, der uns unter den Namen des heiligen Bonifazius und des Apostels der Deutschen bekannt ist, hatte alle seine kirchlichen Einrichtungen und Verbesserungen auf das Ansehn des Pabsts gebaut. Er hatte die Franken daran gewöhnt, den Pabst in allen zweifelhaften Dingen von einigem Belang zum Schiedsrichter anzunehmen. Die falschen Dekretalien des Isidors, die der Grund der Höhe waren, worauf die Päbste

nachher gestiegen, sind aus diesen Zeiten, und Bonifaz hatte nicht wenig dazu beygetragen, sie in Aufnahme zu bringen. Hätte Pipin einen Nebenbuler gehabt, der im stand gewesen wäre, ihm die Spitze zu bieten, so würde der Pabst ohne Zweifel das Amt eines Schiedrichters ausgeschlagen haben; allein in diesen Umständen war es natürlich, daß er entschied. Er übte eine Handlung aus, die den Begriff, daß der Pabst der allgemeine, höchste Richter auf der Erde sey, den der Apostel der Deutschen mit so gutem Erfolg predigte, aufs stärkste bekräftigte, und die für alle Fürsten ein nachtheiliges Vorurtheil werden konnte. Es war auch natürlich, daß er diese Frage zu Pipins Gunst entschied. Von ihm allein hatte er sich nachdrückliche Hilfe gegen die so gefährlichen Nachbarn, die Longobarden, zu versprechen. Auch wird Pipin ohne Zweifel dafür gesorgt haben, daß die noch übrigen Prinzen aus Klodwigs Stamm, die in seinen Händen waren, sich zu Rom gegen seine Ansprüche nicht vertheidigen konnten.

Im Vertrauen auf den Ausspruch des Pabstes ließ es also die Nazion ruhig geschehen, daß Childerich, der nächste Erbe des Reichs nach der alten Ordnung der Tronfolge, sammt allem was noch von Klodwigs Stamm übrig war, ins Kloster versteckt wurde, und der Minister seines Herrn Thron bestieg. Im Grunde gewann auch die Nazion viel dabey. Fast alle bisherigen Könige waren bloß auf ihr Vergnügen bedacht, ohne sich um das Wohl des Staates im geringsten zu bekümmern. Ihre Wohllust und Verschwendung verzehrte nicht nur einen Theil der zu den Staatsbedürfnissen nöthigen Einkünfte, sondern hatte auch für die Sitten des ganzen Volkes sehr schädliche Folgen. Es ist be-

kannt genug, welchen Eindruck das Betragen der Fürsten auf die Lebensart der Unterthanen zu machen pflegt, wenn sie sich auch noch so wenig mit wirklichen Staatsgeschäften abgeben. Diese merkwürdige Veränderung, von welcher man in der Geschichte der Kalifen und des Kaiserthums Japan sehr ähnliche Beyspiele findet, ward durch die Trägheit und den Hang zur Wohllust der ersten Nachfolger Klodwigs veranlaßt. Die Minister mußten den Vortheil fühlen, den ihnen die Läßigkeit ihrer Fürsten gewährte. Sie begannen nach und nach einen Entwurf zu machen, sich dieses Vortheils auf immer zu versichern. Dieser Entwurf mußte sich natürlich auf die schlechte Erziehung der königlichen Prinzen gründen, die, wenn ihnen eine bessere Erziehung Verstand und Muth gegeben hätte, diesen Plan leicht hätten vereiteln können. Die letztern Könige waren also unschuldige Opfer der Trägheit ihrer Vorfahrer. Man machte vorsätzlich gedankenlose Puppen aus ihnen, die man zu Zeiten mit dem königlichen Schmuck zierte, und die für nichts als viehische Wohllust Gefühl hatten. Man entzog ihnen nach und nach ihre Domäne, und nahm ihnen dadurch sogar auch die physischen Kräfte, die Fesseln zu zerreissen, welche ihnen die Minister angelegt. Eginhard sagt im Leben Karls des Grossen, sie hätten nur noch einen einzigen Meyerhof besessen, auf dem sie sich immerfort wie Gefangne aufgehalten, und wären nur bey der jährlichen Volksversammlung erschienen, wo sie aber nichts anders hätten reden können, als was ihnen der Minister vorgesagt.

Pipin bekam gar bald Anlaß, dem Pabst für den wichtigen Dienst, den er ihm geleistet, seine Erkenntlichkeit zu zeigen Der longobardische König Aistulph nahm Ravenna weg, drohte der griech-

schen Herrschaft in Italien ein Ende zu machen, und gieng selbst auf Rom los. Pabst Stephan schickte ihm grosse Geschenke, die aber nichts verfangen wollten. Er stellte hierauf öffentliche Gebete und Umgänge an, wobey alles, was in Rom heilig war, mitgetragen wurde. Er und das Volk giengen mit entblößten Füssen und die Häupter mit Aschen bestreut einher. Den mit den Longobarden errichteten Friedensvertrag heftete man an ein Kreutz und foderte den Himmel zur Rache auf. Unterdessen wurde die Gefahr immer dringender. Von Konstantinopel hatte man keine Hilfe zu erwarten. Der griechische Kaiser selbst hatte dem Pabst gerathen, sich an Pipin *) zu wenden. Um seinem Gesuche allen möglichen Nachdruck zu geben, reiste er selbst nach Frankreich, so sehr es auch der longobardische König zu verhindern suchte. Er wurde von Pipin und dem Volk auf eine Art empfangen, die der Hochachtung entsprach, welche die Völker diesseits der Alpen, und besonders die Franken, für die römische Kirche hegten. Er brachte für den König und die Grossen ansehnliche Geschenke mit; hielt sich einen ganzen Winter zu St. Denis auf, wo er den König, den Bonifaz schon gesalbt hatte, noch einmal salbte, und machte denselben zum römischen Patrizius. Was dieser Titel damals bedeuten sollte, ist uns unbekannt. Umsonst schickte Aistulph Karlmannen, Pipins Bruder, der bisher auf dem Berg Kaßino als Mönch gelebt, nach Frankreich, um den Frieden zwischen den Longobarden und Franken zu erhalten. Pipin zog im folgenden Frühling (im J. 754.) über die Alpen, belagerte Aistulphen in seiner Hauptstadt Pavia, und zwang ihn zu versprechen,

*) S. in Pfeffinger Vitr. ill. T. I. p. 347. den Brief des Pabstes.

sprechen, daß er die römische Kirche schadlos halten wollte. Als Pipin wieder zurückgekehrt, griff Aistulph die Römer von neuem an. Pipin kömmt ihm mit fast unglaublicher Eile auf den Hals, belagert ihn zum zweytenmal in seiner Hauptstadt, und zwang ihn, nicht nur die Güter der römischen Kirche, sondern auch das Exarchat zurückzugeben, womit er dem heiligen Peter, oder der römischen Kirche ein Geschenk machte *). Die Gesandten von Konstantinopel machten ihm die Vorstellung, daß er nichts verschenken könnte, was nicht sein wäre, und drangen auf die Zurückgabe des Exarchats. Pipin antwortete ihnen, er habe nicht dem griechischen Kaiser, sondern dem heiligen Peter zu Gefallen diesen Feldzug unternommen, um Nachlaß seiner Sünden zu erhalten.

Pipin that einige glückliche Feldzüge gegen die Sarazenen und Sachsen, welche letztre er zinsbar machte. Die acht letztern Jahre hatte er mit dem aquitanischen Herzog Waifar zu kriegen, den er durch Meuchelmörder endlich (im J. 768.) aus dem Weg räumen ließ. Er selbst starb aber auch noch in dem nämlichen Jahr.

Karl der Große. Pipins Söhne, Karl und Karlmann theilten sich nach dem Tode ihres Vaters in Austrasien und Neustrien. Der leztre war gleich Anfangs über die Theilung misvergnügt, und verschiedne andre Vorfälle erregten zwischen beyden Brüdern eine Erbitterung, die nur der Tod des einen tilgen konnte. Karlmann starb im dritten Jahr seiner Regierung. Daß er von seinem Bruder heimlich aus dem Weg geräumt worden,

*) S. bey Cenni T. I. p. 322 Epist. Hadrian. I. ad Carol. Cod. Carol. 54. und T. I. p. 81. Epist. Steph. ad Pipin. & Carol. Cod. Carol. 9.

ist freylich nur eine Vermuthung, die aber in der Geschichte der Franken nur zu viele Beyspiele hat, und wenigstens dadurch einiges Gewicht erhält, daß sich Karlmanns Wittwe samt ihren Kindern und verschiednen Großen ihres Hofes vor Karln nach Italien flüchtete.

Noch vor seines Bruders Tod hatte er sich Aquitanien unterwürfig gemacht, welches sein Vater durch einen achtjährigen Krieg nicht hatte zu Stand bringen können. Karl sah sich also an der Spitze des mächtigsten Reiches in Europa und einer Nation, die unter den drey vorhergehenden Regierungen zu Kriegern war gebildet worden. Nie ist ein unternehmender Mann in günstigern Umständen aufgetreten. Alles bot ihm die Hand, ihn groß zu machen. Ringsum die Gränzen seines weiten Reiches her war kein Volk, das ihm mit Nachdruck hätte wiederstehen können. Weichlichkeit und Trennung hatten seine Nachbarn in Süden entkräftet, und denen in Osten und Norden waren die Franken durch Zucht, Uebung Rüstung und Kunst überlegen; und Karl hatte Muth und Verstand genug, diese Ueberlegenheit geltend zu machen.

Italien war immer noch, Griechenland ausgenommen, das blühendste Land in Europa, obschon der größte Theil seiner berühmten Städte und Denkmäler im Schutt lag, und auch von den alten Künsten und Wissenschaften nur elende Bruchstücke noch übrig waren. Diese Trümmer waren doch immer noch mehr, als das ganze übrige Europa aufweisen konnte. Sein Boden und seine glückliche Lage gaben ihm, so tief auch sein ehemaliger Anbau herabgekommen, einen Werth, den die Länder jenseits der Alpen nie gehabt hatten, und zum Theil auch nie haben können. Allein dieses schöne Land, das innere Kräfte

genug gehabt hätte, jedem fremden Eroberer die Spitze zu bieten, war getheilt, von verdorbenen Völkern bewohnt und elend regiert. Einen Theil davon besassen die Griechen. Meuchelmorde auf dem Thron, um den sich Taugenichtse aus dem Pöbel schlugen. Andächteley, leeres Ceremoniel, Wohllust, theologische und metaphysische Spitzfindigkeiten, und dann die Araber, Bulgaren und Avarer beschäftigten den Hof von Konstantinopel so sehr, daß er auf Europens Zustand platterdings keinen Einfluß haben konnte. Die Longobarden, welche den wichtigsten Theil von Italien besassen, waren ausgeartet und weichlich geworden. Die Römer waren ein verworfenes Gesindel, das seine Anarchie für Freyheit hielt und diesen herrnlosen Zustand bloß durch die schlauen Unterhandlungen seiner Bischöfe erhalten konnte. Diese drey verschiednen Völker betrachteten sich gegenseitig als Barbaren. Besonders herrschte zwischen den Longobarden und Römern eine Erbitterung, die bis ins Lächerliche ausschweifte. „Wenn wir Longobarden den niederträchtigsten, feigsten, geitzigsten, verlogensten, geilsten und überhaupt den lasterhaftesten Menschen schildern wollen, so nennen wir ihn einen Römer *),„ schrieb Luitprand Bischof von Kremona an den griechischen Kaiser. Dagegen schrieb Pabst Stephan an Karl und Karlmannen, als der erstere die Prinzeßin des Longobardischen Königs Desiderius heurathen wollte: „Da hat wahrhaftig der Teufel sein Spiel dabey. Das ist keine rechte Ehe, sondern bloß ein Umgang von der abscheulichsten Art. Wenn man sich nur unterstünde zu sagen, Ihr wolltet euer so vortreffliches, über alle andre Nationen erhabenes Geschlecht mit dem stinkenden Gezichte der Longobarden (denn eine Nation kann man sie nicht nennen),

*) Muratori Script. rerum Ital. Tom. 2. p. 481.

von dem ohne allen Zweifel die Aussätzigen abstammen, besudeln, so würde es die gröste Raserey seyn. Welcher Mann, der seinen Menschenverstand hat, könnte auf die Vermuthung kommen, die berühmtesten Könige wollten sich in eine so greuliche und verfluchte Vermischung einlassen? Was hat das Licht mit der Finsternis für Gemeinschaft, was der Gläubige mit dem Ungläubigen zu thun? Welcher aus euerm so edeln Geschlecht hat sich je mit der abscheulichen Longobardenbrut zu beflecken gewürdigt, daß Ihr jezt, welches der Himmel verhüte, euer Blut damit vergiften wollt!„ *) Man sieht zugleich hieraus, wie viel dem Pabst daran lag, zwischen den Franken und Longobarden keine Verbindung zu Stand kommen zu lassen. Dessen ungeachtet heurathete Karl die Longobardische Prinzeßin, die er aber nach einem Jahr wieder verstieß.

So leicht es also in dieser Lage der Sachen dem muthigen Franken war, Italien Gesetze vorzuschreiben, eben so wenig konnten die Saracenen in Spanien seiner Herrschsucht Schranken setzen. Der Religionseifer dieses Volkes, welcher die Haupttriebfeder seiner Unternehmungen war, fieng an zu erkalten, und der Eigennutz trat an dessen Stelle. Das Reich der Kalifen war zu ungeheuer, als daß sie die Statthalter in den entlegenern Provinzen hätten im Zaum halten können. Die Emirs in Spanien suchten sich unabhängig zu machen und einer sich auf Kosten des andern zu vergrößern. Sie zogen selbst Karln in ihr Spiel, und suchten durch dessen Beystand einander Abbruch zu thun. Auf diese Art untergruben sie selbst ihr Ansehn und bereiteten sich ih-

*) Epist. Steph. III. ad Car. & Carolom. Reg. apud Cenni Monum. Dominat. Pont. T. 1. p. 28.

ren gemeinschaftlichen Fall, welches sich bald nach Karls Tod offenbarte.

England war im Anfang der Regierung Karls noch getheilt, und so wie der ganze Norden dem übrigen Europa noch wenig bekannt. Die Normänner lernte unser Held erst nach der Bezwingung der Sachsen kennen. Die Sklaven, welche sich auf deutschem Boden vestgesetzt hatten, waren unter sich getrennt, und die Avaren, die sich in dem heutigen Oestreich und über ganz Ungarn ausgebreitet, waren des Fechtens müde, und begnügten sich damit, ihren gesammelten Raub zu bewachen.

Sachsenkrieg. Unter allen Nachbarn der Franken waren die Sachen die förchterlichsten. Ihr Gebiete erstreckte sich von der Elbe bis fast an den Rhein, und vom deutschen Meer bis an Thüringen hin. Schon frühe im dritten Jahrhundert waren sie als Seeräuber bekannt. Sie hatten sich auf der südöstlichen Küste Brittaniens niedergelassen, die man damals die sächsische hieß. Gegen das fünfte Jahrhundert wurden sie von den Britten gegen die Schotten zu Hilfe gerufen. Die Angeln, eine besondre sächsische Horde, benutzten vorzüglich diesen Anlas, um nach Art der Germanier in der Fremde ihr Glück zu machen. Sie trieben die Schotten zurück, und machten sich Meister von Brittanien, dem sie den Namen England gaben.

Diese Unternehmungen waren die Sache einzeler Gauen und Familien. In ihrem Heimath lebten sie immer noch, wie uns Tazitus die alten Deutschen beschrieben. Jagd, Raub und Viehzucht waren ihre einzigen Beschäftigungen. Noch hatte ihr Land nichts, was einen Eroberer reitzen konnte. Die reichen Bergwerke im Harz waren noch nicht entdeckt, und durch ihr ganzes Land fand man keinen Ort, der des Na-

mens einer Stadt würdig war. Jeder Gau bildete eine besondre unabhängige Republik; und nur wenn die Freyheit des Ganzen in Gefahr stand, wählten sie sich einen gemeinschaftlichen Anführer.

Die Art eines Volkes, einen Theil seines Unterhalts bey seinen Nachbarn durch Raub zu suchen, mußte eine Nation sehr aufbringen, die, wie die Franken, die Gemächlichkeiten eines gesitteten Lebens zu fühlen begann, und wegen des größern Reichthums strengere Begriffe vom Eigenthumsrecht hatte. Nebstdem waren die Gränzen zwischen beyden Völkern nicht genau bestimmt, obschon zwischen den Vorfahrern Karls und den Sachsen verschiedne Verträge geschlossen worden, an die sich aber die rohen und wilden Sachsen nie banden. Es fiel ihnen wieder ein, den Tribut von einigen hundert Pferden und Kühen zu verweigern, wegen dessen sie von den Franken schon einigemal waren mit Krieg überzogen worden.

So scheinbar auch diese Ursachen waren, so waren sie doch nicht der Hauptbeweggrund, warum der Krieg gegen die Sachsen mit so schneller Wuth losbrach. Nach Eginhards Bericht trug die Geistlichkeit das meiste dazu bey. Der eifrige Apostel Bonifaz gieng schon lange mit Entwürfen schwanger: Die Friesen, Thüringer und Sachsen zu Kristen zu machen. Für die Kirche war diese Eroberung auch in der That glänzender und wichtiger als für den Staat. Der Pabst selbst betrieb die Sache aufs eifrigste. In einem mit Pipin geschlossenen Friedensvertrag mußten sich die Sachsen dazu verstehn, Missionärs unter sich aufzunehmen und sie das Kristenthum ansbreiten zu lassen. Dieses Kristenthum bestand damals hauptsächlich darin, daß man getauft war und das Kreutzzeichen machen konnte. Ein mit so wenig Belehrung und Ueberzeugung verbundenes

Religionsgepränge konnte der Anhänglichkeit, womit ein rohes Volk an seinen alten Meinungen klebt, unmöglich das Gleichgewicht halten. Die Sachsen schlugen die Mißionärs todt, oder jagten sie aus dem Lande. Die gesammte fränkische Geistlichkeit ward dadurch aufgebracht. Man schilderte die Sachsen als ein teuflisches Volk, das man mit den Waffen in der Hand taufen oder gänzlich vertilgen müßte. Auf einem zu Worms gehaltenen Reichstag betrieben die Geistlichen die Sache so eifrig, und Abt Sturmio von Fuld stellte sie besonders so dringend vor *), daß Karl und seine Großen unverzüglich die Waffen zu ergreifen beschlossen.

Das Volk, welches unter andern Namen den Varus geschlagen, Brittanien unterjocht, und mit den Franken Einen Ursprung hatte, ward von Karln (im Jahr 772.) besiegt. Es war nicht mehr wie zu der Römer Zeiten, wo es hinter ungeheuern Wäldern dem Feind den Vortheil ablauern, und ihn durch Märsche ermüden konnte. Bis an seine Gränzen hin war nun alles angebaut und bewohnt. Seine Nachbarn kannten sein eignes Land besser, und es war nicht mehr so zahlreich als zu Augusts Zeiten. Ohne Zweifel zogen damals Horden mit ihm zu Feld, welche eines Theils die Gegenden bewohnten, die nun die Sklaven inne hatten, und andern Theils sich später hin von ihm getrennt, und zu den Franken, Friesen oder Thüringern geschlagen. Auch mußten die Franken den Sachsen an Zahl erstaunlich überlegen gewesen seyn. Noch in unsern Zeiten sind die Gegenden, welche die leztern bewohnten, sehr wenig bevölkert, und der Anbau derselben war damals mit jenem der fränkischen Länder gar nicht

*) S. Browerus in Annal. Fuld. — Papenbroch. in Act. Sanct. — Mabillon in Act. Benedict.

zu vergleichen. Auch hatten die Franken den Vortheil der bessern Rüstung. Wir haben noch das Gesetz von Karln, wodurch er seinen Unterthanen sehr strenge verbietet, den Sachsen Küraſſe zu verkaufen.

Die Grausamkeit, welche Kriege, worin sich die Religion einmischt, auszuzeichnen pflegt, begleitete Karls Siege. Nach einer dapfern Gegenwehr eroberte er Eresburg, jezt Stadtberg im Herzogthum Westphalen, den Hauptort der Sachsen, und ließ alle Einwohner niederhauen. Als seinen herrlichsten Triumph betrachtete man seine Zerstörung der Irminsäule, eines heiligen Denkmals der Sachsen, wovon uns die Geschichtschreiber keinen deutlichen Begriff geben. Die Druiden ließ er auf den Trümmern des Sachsengottes ermorden. Nachdem Karl bis an die Weser vorgerückt, giengen die Sachsen einen Vergleich ein, und übergaben dem Sieger 12 Geiseln. Italien, wohin Karl gerufen ward, rettete die Sachsen für dießmal von der gänzlichen Unterjochung.

Zug nach Italien.

Desiderius, König der Longobarden, war nach Karl der mächtigste Fürst in Europa. Er hatte Karlmanns Witwe und Kinder in Schutz genommen, und machte Miene, ihre gerechten Ansprüche auf einen Theil des fränkischen Reichs zu unterstützen. Karl hatte deswegen seine erste Gemahlin, eine Tochter des Desiderius, verstossen. Um sich zu rächen sparte Desiderius weder Versprechungen noch Drohungen, um den Pabst Hadrian dahin zu vermögen, daß er Karlmanns Söhne zu Königen von Frankreich salbte. So hoch war damals schon das Ansehn der römischen Bischöfe gestiegen, und so sehr bemühten sich die Fürsten selbst, eine Macht zu erheben, die ihnen in der Folge so schrecklich ward! Der staatskluge

Pabst schlug des Longobarden Gesuche standhaft ab; und als dieser Gewalt brauchte, sprach er Karln um Hilfe an. Karl eilte vom Ufer der Weser nach den Alpen, und wußte seine Edeln, die sich gegen diesen Zug sträubten, auf einem Reichstag zu Genf, durch Religionsgründe dahin zu bringen, daß sie sich mit ihm in die engen Pässe wagten, welche die Longobarden wohl besetzt hatten. *) Die berüchtigten Pässe des Bernardtsberg und des Cenis wurden bestürmt; die Franken drangen in 2 Kolonnen in Italien ein, und die von einem panischen Schrecken überfallnen Longobarden warfen sich in die bevestigten Städte. Pavia, die Hauptstadt, ergab sich im Jahr 774. nach einer sechsmonatlichen Belagerung. Desiderius wurde Karls Gefangener und von ihm als Mönch in das Kloster zu Korbie gesteckt; und so hatte das Reich der Longobarden ein Ende. Seines Bruders Familie hatte Karl schon zuvor in Verona gefangen bekommen. Umsonst suchte der flüchtige Sohn des unglücklichen Desiderius zu Konstantinopel Hilfe.

Siege über die Sachsen.

Die Sachsen ließen Karln nicht Zeit genug, die Angelegenheiten Italiens vollends in Ordnung zu bringen. Sie blieben immer bey ihrer alten Art. Sie gehorchten nie länger, als das Schwerdt des Feindes über ihrem Nacken gezückt war, und strebten sogleich wieder nach Freyheit, wenn er den Rücken gekehrt. Da sie die Franken jezt in Italien so beschäftigt sahen, fielen sie in das Gebiete derselben ein, und plünderten. Karl eilte an den Rhein zurück und schlug die Sachsen in verschiednen Treffen.

*) S. Beym Mabillon Auct. Vit. Adriani primi. Tom. 1. Musei Italic. Part. 2. P. 39.

Rodgaud Herzog von Friaul.

Nun that Italien wieder seinen weitern Fortschritten Einhalt. Rodgaud, Herzog von Friaul, der sein Herzogthum vom longobardischen Hof zu Lehen hatte, wollte sich die Bewegungen der Sachsen zu Nuze machen, und warf sich zum unumschränkten Herrn seines Landes auf. Mitten in den Unterhandlungen mit verschiednen Fürsten, die ihn unterstützen sollten, und noch ehe er wußte, daß die Sachsen bereits zur Ruhe gebracht waren, überfiel ihn Karl, schlug ihn und ließ ihn als einen Aufrührer hinrichten (im Jahr 776.). Als Karl nun damit beschäftigt war, die Staatsverwaltung Italiens auf einen vesten Fuß zu setzen *), rief ihn wieder ein Aufstand der Sachsen an die Weser zurück.

Fortgang des Sachsenkriegs.

Diese hatten ihren ehemaligen Hauptort Eresburg wieder eingenommen, und belagerten Siegburg, welches Karl als eine Gränzvestung gegen sie hatte erbauen lassen. Karl überfiel sie hinter ihren starken Verhauen wie ein gäher Sturm, und zwang sie von neuem sich zu ergeben. Ich zweifle, ob es damit seine Richtigkeit hat, daß Karl die Sachsen zu tausenden habe in den Fluß treiben und auf diese Art taufen lassen **). Allein gewiß ist, daß es eine Hauptbedingung jedes mit ihnen geschlossenen Vergleiches war, sie sollten Kristen werden, und daß er nichts angelegeners als dieses zu haben schien. Im folgenden Jahr (777.) hielt er zu Paderborn einen Reichstag, worauf sich alle die Angesehnsten der sächsischen Nation einfanden, den berühmten Wittikind ausgenommen, der die Brust voll Rache zu den Dänen

*) Eginhard. in vita Caroli C. 1. p. 6. — Monachus Egolismensis. C. 1. p. 72.

**) S. Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte.

geflüchtet war, um dieses Volk gegen die übermächtigen Franken aufzuhetzen. Auf diesem Reichstag erschienen auch zwey Emirs aus Spanien, die gegen ihren König Abderam bey Karln Hilfe suchten. Er zog im folgenden Jahr wirklich über die Pyrenäen, drang bis an den Ebro vor, und ließ sich von den Arabern dieses Striches huldigen. Allein auf den Rückzug ward seine Arrieregarde von den Bergbewohnern gänzlich niedergehauen. Bey diesem Vorfall blieb auch der berühmte Roland, Karls Schwestersohn, welcher den Stoff zu den bekannten Gedichten gegeben, die ein Mönch unter dem Namen des Erzbischofs Turpin im XI. Jahrhundert verfertigt, und Arioſtens Witz nachher verschönert hat.

Kaum sahen die Sachsen Karln sich so weit von ihnen entfernen, als sie unter Wittikinds Anführung die kristlichen Kirchen zerstörten, die Geistlichen verjagten, bis an den Rhein vordrangen, und alles verheerten. Karl eilte herbey von seinem gewöhnlichen Glück begleitet, und zwang sie nochmals sich zu unterwerfen. Die Vestungen, die er nun schon an der Elbe bauen ließ, machten ihn in Rücksicht auf die Sachsen so sicher, daß er (im Jahr 781) eine Reise nach Rom machte, und vom Pabst Hadrian seinen Sohn Pipin zum König von Italien, Ludwigen aber zum König von Aquitanien salben ließ. Er befahl den Sachsen sich mit den Franken gegen die Sklaven zu vereinigen; allein sie wollten ihr Blut für ihre eigne Freyheit vergießen. Sie überfielen Karls Unterfeldherren an der Weser, und schlugen sie. Karl sammelte seine ganze Macht, drang bis an die Aller vor, und ließ an diesem Fluß gegen 4500 Sachsen als Aufrührer hinrichten. Diese unerhörte Grausamkeit brachte das geängstete Volk

in die äußerste Wuth. Bey Detmold stießen sie auf die gesammte Macht der Franken, und fochten mit einem Muth, den nur die Verzweiflung eingiebt. Dieses blutige Gefechte blieb, so eine große Niederlage auch die fränkische Reuterey unter dem sächsischen Heer anrichtete, im Grunde unentscheidend, welches zum Erstaunen ist, wenn man bedenkt, wie sehr die Franken an Zahl, Rüstung und Kunst den Sachsen überlegen waren: Und doch war immer noch einiger Vortheil auf Seiten der letztern. Wenigstens mußte sich Karl bis nach Paderborn zurückziehn, um frische Truppen zu sammeln. An der Hase kam es wieder zum Treffen (im J 783.), und hier mußten die Sachsen das Feld räumen.

Karl setzte den Krieg einige Jahre lang mit unterbrochenem Glück fort, griff die Sachsen von allen Seiten an, baute mitten in ihrem Lande Vestungen, und brachte sie endlich wieder so weit, daß sie den Vergleich eingiengen, den er ihnen anbot. Ihre kühnen Anführer Wittikind und Albion mußten sich eidlich verbinden, gegen Geiseln nach Frankreich zu kommen, und wurden zu Attigny getauft.

Bayern, Sklaven und Avarer werden besiegt.

Sachsen schien nun ganz beruhigt zu seyn, und Karl reiste nach Italien, um gewisse Unterhandlungen mit dem Pabst und dem griechischen Hof zu betreiben, und einige Gährungen in Unter-Italien zu dämpfen. Der Herzog von Benevent hatte mit den Herzogen von Bayern und etlichen italiänischen Fürsten ein heimliches Bündtnis gegen Karln errichtet, welchem auch der Hof von Konstantinopel nicht abgeneigt war. Kaum hatte Karl einige Truppen nach Kapua vorrücken lassen, als sich der Herzog ergab, Geiseln auslieferte und den Eid der Lehntreue schwur. Thaßilo, Herzog der

Bayern, ward dadurch aus der Fassung gebracht. Er hatte, so wie der von Benevent, eine Tochter des letzten longobardischen Königs Desiderius zur Gemahlin, und suchte sogar die Avaren mit in das Bündnis gegen Karln zu ziehn, um den Sturz des longobardischen Thrones zu rächen, und der Uebermacht der Franken Gränzen zu setzen. Nun, da der Herzog von Benevent, welcher zu frühe aufgestanden, gedemüthigt war, schickte Thaßilo Gesandte nach Rom, um sich durch Fürsprache des Pabstes mit Karln auszusöhnen. Der Pabst nahm die Vermittelung auf sich, und ergrimmte sehr, als der Vergleich zur Reife gediehen war und die bayrischen Gesandten nun erklärten, sie hätten keinen Befehl, die Sache förmlich und endlich abzuschließen. Er drohte dem Thaßilo mit dem Bann, wenn er nicht Karls Oberherrschaft anerkennen und alle Bündtnisse gegen seinen Herrn aufgeben würde. Karl, nachdem er während seines Aufenthalts in Italien verschiedne die Staatsverwaltung dieses Landes betreffende Verordnungen gemacht, die Kirche auf Kosten des beneventischen Herzogthums reichlich beschenkt und die Mauern von Florenz wieder hatte aufbauen lassen, reiste nach Worms zurück, versammelte daselbst seine Großen, und mahlte ihnen den Uebermuth des Bayern, seine von demselben erlittene Kränkungen und des Pabstes Zorn mit den lebhaftesten Farben vor. Man beschloß, den Thaßilo durch Gesandte fragen zu lassen, ob er den Willen des Pabstes genau befolgen wollte. Der Herzog ließ es auf das Aeußerste ankommen, und sah sich bald auf allen Seiten von Karls Macht umringt. Aus Italien rückte Pipin mit einem Heer in Tyrol ein, von Norden kamen Sachsen und Thüringer, und ein drittes Heer führte Karl selbst bis an den Lech an. Thaßilo

mußte sich ergeben und für seine Treue Geiseln ausliefern. Das folgende Jahr (788) erschien er selbst auf dem Reichstag zu Ingelheim. Hier erwartete er seine völlige Begnadigung; fand aber, daß sein Untergang unabänderlich beschlossen war. Man legte ihm die alten Klagen wieder vor und that noch neue hinzu. Er sollte sein Bündtnis mit den Avaren erneuert und Drohungen gegen Karln ausgestossen haben. Man verdammte ihn zum Tod; allein Karl begnügte sich mit dem Besitz seiner Ländereyen, und ließ ihn, wie den König Desiderius, samt seinem Sohn in ein Kloster stecken. Die Wilzen, eine sklavische Horde jenseits der Elbe, scheinen auch Theil an dem großen Bündtnis gegen Karln gehabt zu haben. Sie wurden in einem Feldzug (im J. 789.) mit Hilfe der Sachsen und Friesen unterwürfig gemacht. Nun machte Karl Anstalten, sich auch an den Avaren zu rächen. Regensburg war der Hauptsammelplatz seiner Macht. Von hier zog er an der Spitze der Westfranken an dem südlichen Ufer der Donau hinab. Die Ostfranken, Sachsen, Friesen und Thüringer rückten ihm gegen über auf der Nordseite des Flusses vor, und zwischen beyden Heeren schwamm eine ungeheure Flotte mit Kriegsgeräthe und Lebensmitteln beladen, die nebstdem dazu diente, den Marsch der Truppen in unwegsamen Gegenden zu erleichtern. Ein panisches Schrecken ergriff die Avaren. Sie zogen sich aus dem heutigen Oestreich tief in Ungarn zurück. Karl drang bis an den Rabfluß vor und verheerte alles mit Feuer und Schwerdt. Die zwey folgenden Jahre (bis 793.) war er mit dem großen Plan beschäftigt, sich die ganze Nation der Avaren zu unterwerfen, und auf diese Art einen Weg nach Konstantinopel zu öffnen. Er ließ über die Donau Brücken schlagen, und an ei-

nem Kanal graben, der die Altmühl mit der Regnitz, vermittelst dieser Flüsse die Donau mit dem Mayn und Rhein, und also das deutsche Meer mit dem schwarzen verbinden sollte, von welcher mislungenen Unternehmung man bey der Reichsstadt Weissenburg in Franken noch Spuren sehen will. *)

Neuer Sachsenkrieg.

Die Weigerung der Sachsen, diesem Feldzug gegen die Avaren beyzuwohnen, und ihre Unterhandlungen mit den Friesen, um auch diese von der Heeresfolge abwendig zu machen, nöthigten Karln, seine Waffen erst gegen diese Seite zu kehren. Er rückte (im J. 794.) von zwey Seiten aus in Sachsen ein. Die Sachsen waren entschlossen, es zum Gefechte kommen zu lassen; sahen sich aber so schnell auf allen Seiten umringt, daß sie von neuem schworen, Kristen und Sklaven zu bleiben. Kaum hatte ihnen Karl den Rücken gekehrt, als sie sich von neuem empörten. Im Jahr 795. durchstreifte und verheerte also Karl ihr ganzes Land bis an die Elbe, und nahm zu seiner Sicherheit Geiseln mit sich. Er setzte die folgenden Jahre den Krieg mit aller Lebhaftigkeit fort, rückte (im Jahr 797.) bis an das Meer zwischen den Ausflüssen der Weser und der Elbe vor, und fertigte nach seiner Zurückkunft von diesem Zug saracenische und griechische Gesandten zu Aachen ab. Er war aber des Gehorsams der Sachsen, die von ihren jenseits der Elbe wohnenden Landsleuten und den Nordmännern unterstützt wurden, noch so wenig sicher, daß er seine Winterquartiere in dem rauhen Sachsen selbst nehmen mußte, und an der Weser ein bevestigtes Lager bezog, dem er den Nas

*) Die vornehmsten Quellen dieser Nachrichten sind: Eginhard. Pœta Saxo. — Annales Lawrithameuf. Monachus Egolismenfis u. a. m.

men Herrstall gab. Noch ehe er den dießjährigen Feldzug eröffnen konnte, erhielt er Nachricht, daß die Sachsen jenseits der Elbe seine an dieselben und den König der Nordmänner abgeschickte Gesandten ermordet. Die mit ihm verbundenen Obotriten, ein sklavisches Volk, rächten ihn, und schlugen die dortigen Sachsen; er selbst verheerte wieder, was er konnte, bis an die Elbe hin.

Karl wird Kaiser.

Wir müssen den Verlauf dieses Krieges mit einer Begebenheit unterbrechen, die damals ein außerordentliches Aufsehn erregt, und in der Folge entsetzliches Unheil über Deutschland und Italien gebracht hat. Pabst Hadrian war Karls vertrautester Freund, und hatte sogar, wie sich aus seinen Briefen an diesen Fürsten ergiebt, viel Einfluß auf die Denkart und die Entschließungen desselben. Diese Freundschaft entsprach vollkommen ihrem beyderseitigen Interesse. Der Pabst konnte Karln in Italien wichtige Dienste thun; und da die Geistlichkeit im fränkischen Reiche, als der vornehmste Theil der Landesstände, sehr viel Gewicht hatte, und der Pabst schon seit langer Zeit eine Art Oberherrschaft über die ganze abendländische Kirche errungen, so beruhte Karls Macht zum Theil wirklich auf dem guten Willen des Pabstes. Der Glaube an die Gewalt des römischen Bischofs war nun schon in den Gemüthern der Abendländer und besonders der Franken so tief eingewurzelt, daß sich Karl bey den wichtigsten Verhandlungen mit seinen Großen immer auf die Gesinnungen des Pabsts berief. Dagegen erweiterte Karl durch seine Eroberungen das geistliche Gebiete des Pabstes immer mehr, führte überall mit dem Kristenthum auch das Hierarchiesystem des Bonifacius ein, machte den Glauben an den Pabst immer allgemeiner, und schenkte

den

den Aposteln Peter und Paul ansehnliche Ländereyen. Karl schickte eben eine Gesandtschaft nach Rom, um seinem alten Freund Hadrian einen Theil der ungeheuern Beute zu übergeben, welche in dem leztern Krieg den Avaren abgenommen worden; allein unterwegs begegnete diesen Gesandten eine Botschaft des, nach dem schon (im J. 796.) erfolgten Tod Hadrians, neuerwählten Pabstes Leo III. welche den Auftrag hatte, die Schlüssel zu St. Peters Grabe, die Stadtfahne Roms und andre Geschenke Karln zu übergeben, und ihn zu bitten, sich von der römischen Bürgerschaft huldigen zu lassen. Julius war gegen den Willen verschiedner der vornehmsten des römischen Adels auf den päbstlichen Stuhl gestiegen, und hatte eine so mächtige Stütze, als Karl war, nöthig, um sich auf demselben erhalten zu können. Eben als Karl einen neuen Feldzug gegen die Sachsen eröffnen wollte, kam der noch dringendere Bericht von Rom, der Pabst wäre bey einer Prozeßion von Aufrührern angefallen, schrecklich mishandelt, und vom Herzog von Spoleto wie durch ein Wunder vom Tod errettet worden. Mitten in den Berathschlagungen, ob er die sächsischen Angelegenheiten den römischen nachsetzen sollte, ward Karl zu Paderborn mit der Gegenwart des Pabstes selbst überrascht (im J. 799.), welchen die Franken durch ihre Zudringlichkeit und ihr Jauchzen bald überzeugten, daß man an den fernen Rhein- und Weserströmen mehr Glauben an seine Hoheit hatte, als an seiner vaterländischen Tiber. Hier zeigte er seine Narben, die Spuren seiner in dem Aufstand erlittenen Beschimpfung, die mit seinem feyerlichen Gepränge und der hohen Meinung, welche die Zuschauer von ihm hatten, so stark abstachen. Hier ward vielleicht schon heimlich verabredet, was bald zu Rom in Rücksicht auf Karln er-

folgte. Karl ließ den Pabst durch eine ansehnliche Bedeckung nach Rom begleiten, und schrieb einen Reichstag nach Maynz aus, worauf die italiänischen Angelegenheiten in Berathung gezogen wurden. Das Resultat davon war, daß Karl (im J. 801.) mit einigen Truppen unverzüglich nach Rom gieng, die Sache des Pabstes untersuchte und die Verbrecher bestrafte. Als er am Weihnachtsfest in der Peterskirche Messe hörte, und vom Gebete aufstuhnd, setzte ihm der Pabst eine Krone auf, und rief ihn zum Kaiser aus. Das Volk schrie hierauf dreymal: „Heil und Sieg dem großen Karl August, dem friedlichen von Gott gekrönten Kaiser der Römer.„ Einige der glaubwürdigsten Geschichtschreiber *) versichern, der Pabst habe dieß ohne Wissen und gegen den Willen Karls gethan. Allein wenn man Karls Ehrgeitz und Eifersucht auf den griechischen Hof erwägt, wie er denn in allem Ernst die Kaiserin Irene heurathen wollte; wenn man bedenkt, was ein andrer auch sehr glaubwürdiger Geschichtschreiber **) sagt, und, daß Karl von nun an den kaiserlichen Titel in seinen Unterschriften führte ***), so wird es höchst wahrscheinlich, daß er blos seine Bescheidenheit zu Tage legen wollte, wenn er nach Eginhards Zeugnis sagte, „er würde, so heilig ihm auch das Weihnachtsfest wäre, nicht in die Kirche gekommen seyn, wenn er des Pabsts Vorhaben gewußt hätte.„

Dieser Kaisertitell erregte in der Folge unzählige und zum Theil lächerliche Untersuchungen und Erläuterungen. Man stritt mit unbeschreiblicher Wuth

*) Eginhard. in vita Caroli M. apud Freher. -- Poeta Saxo. -- Siehe Pfeffinger ad Vitriar. L. 1. T. 5. §. 5. p. 362.

**) Annalista Lambecianus bey Pfeffinger an der zuvor angezogenen Stelle.

***) S. Mabillon de re diplomatica. L. II. C. XXVI.

darüber, was Karl durch denselben für Rechte, und, wenn der Titel einige Rechte enthielt, ob er sie vom Pabst bekommen? Ob durch diese feyerliche Handlung ein neues Kaiserthum geschaffen, oder nur das alte römische Kaiserthum fortgesetzt worden? u. s. w. So viel ist gewiß, daß der Pabst nichts von der Art geben konnte, weil er selbst nichts hatte, und er ganz von Karln abhieng; und daß Karl das Recht hatte, jeden Titel anzunehmen, der ihm beliebte.

Karl blieb noch einige Zeit zu Rom, beschenkte die Kirche, übergab dem päbstlichen Stuhl die Ländereyen wieder, welche ihm die Longobarden entrissen hatten, machte verschiedne ganz Italien betreffende Verordnungen, und kehrte sodann nach seiner gewöhnlichen Residenzstadt Aachen zurück, um seine zur Aufnahme seiner Länder schon lange gemachten Entwürfe auszuführen.

Ende des Sachsenkriegs.

Die Sachsen waren nun so ermüdet, daß sie die ihnen angetragenen Friedensbedingungen (im J. 803.) eingehn mußten. Diese waren gelinder, als man von der Grausamkeit, womit Karl den Krieg führte, hätte erwarten sollen. Die Hauptpunkte dieses Vertrags waren: 1.) Die Sachsen sollten ihre alte Religion abschwören und Kristen seyn. 2.) Keine andre Abgaben, als den Zehnten der Geistlichkeit entrichten. 3.) Den Bischöfen und ihren untergeordneten Geistlichen gehorchen. 4.) Frey seyn, und ihre alten Gesetze, doch unter der Aufsicht der königlichen Staatsbedienten behalten. Und endlich 5.) den Franken einverleibt werden und immer mit ihnen einen gemeinschaftlichen Regenten haben. *)

*) Poeta Saxo Ad. A. 803. bey Leibnitz p. 153.

Nach einem Krieg von mehr als 30 Jahren ward endlich das Schicksal der Sachsen entschieden. Vielleicht wäre Karl mit ihnen noch nicht zu Ende gekommen, wenn der diesseits der Elbe wohnende Theil dieses Volkes nicht schon häufig mit Franken wäre vermischt gewesen, und er nicht von den jenseits dieses Stromes wohnenden Sachsen gegen 10000 nach den Niederlanden versetzt, und ihre Wohnplätze von Obotriten, die seit langer Zeit mit ihm in Bündnis standen, hätte einnehmen lassen. Ein großer Theil der Nation hatte sich zu den Normännern geflüchtet, und half sie so förchterlich machen, wie wir bald sehen werden. Die Geschichte hat wenige Beyspiele von einem Volk, das so lange, so muthig und mit so ungleichen Kräften seine Freyheit vertheidigt hat, wie die Sachsen. Sie allein waren noch von dem Geist der alten Deutschen belebt, die der Herrschsucht der Römer Schranken setzten, und die uns Tazitus schildert. Nach ihrer Unterwerfung war nun keine Spur von der ursprünglichen Verfassung und den alten Sitten der Germanier mehr übrig.

— — Has pacis leges inierunt,
Ut, toto penitus cultu rituque relicto
Gentili, posthæc fidei se subdere vellent
Catholicæ — — —
At vero censum Francorum regibus ullum
Solvere nec penitus deberent atque tributum;
Sed tantum decimas divina lege statutas
Offerrent, ac Præsulibus parere studerent,
Ipsorumque simul clero, qui dogmata sacra,
Quique fidem domino placitam vitamque docerent.
Tum sub judicibus, quos rex imponeret ipsis
Legatisque suis, permissi legibus uti
Saxones patriis & libertatis honore.
Hoc sunt postremo sociati fœdere Francis,
Ut gens & populus fieret concorditer unus,
Ac semper Regi parens æqualiter uni.

Ohne Zweifel hätten sie sich eher unter die Herrschaft der Franken gefügt, wenn man ihnen nicht zugleich eine neue Religion mit aller unmenschlichen Härte hätte aufdringen wollen. Wir haben noch einen Brief vom Pabst Zacharias an den heiligen Bonifaz *), worinn jener dem deutschen Apostel erlaubt, diejenigen, die sich gegen die Taufe sträubten, in Ketten zu werfen. Das erste, was sie bey der so oft widerholten Empörung immer thaten, war, daß sie ihre sogenannten Bekehrer todtschlugen; und mit Noth entrann einst der neueingesetzte Bischof von Bremen ihrer Händen. Durch die Länge des Krieges scheint sich Karl endlich überzeugt zu haben, daß die Härte, die er anfangs gegen dieses harmlose Volk äußerte, der rechte Weg nicht sey, seine Herrschaft über dasselbe zu bevestigen. Es ergiebt sich dieses aus den sehr gelinden Bedingnissen des lezten Friedensschlusses, und der alte sächsische Poet weiß die Freygebigkeit Karls gegen die Sachsen am Ende des Kriegs nicht genug zu rühmen. Wir wissen auch zuverläßig, daß Karl sehr viele Sachsen durch große Lehen, die er ihnen in Frankreich gegeben, auf seine Seite gelockt hat. **)

Nun weihte Karl die Ruhe, die er einige Zeit genoß, dem Wohl seines Reiches, das sich vom Ebro bis an den Rabfluß und von der Meerenge Siciliens bis an die Nordsee erstreckte. Er machte häufige Verordnungen, worin man den eben so großen Regenten sieht, als wir ihn bisher als Helden bewundert haben. Nichts entgieng seinem scharfen Blick. Die Kirchen, die Schulen, die Stiftungen, sogar die deutsche Sprache haben ihm Verbesserungen zu verdanken. Er hatte Umgang mit Gelehrten, und

*) S. Jacobi Gretseri Codicem Carolinum.

**) Capitul. 1. incert. A. C. 50. p. 790. apud Heinecc.

die Künste und Wissenschaften zerstreuten ihn doch nicht so sehr, daß er seine Wirthschaft vernachläßigt hätte. An vielen Stellen seiner gesammelten Verordnungen sehen wir ihn als den strengsten Oekonom. Aachen ward durch ihn die blühendste Stadt in Norden, und er wollte es zu einem zweyten Rom umschaffen, von dem es aber gewiß noch sehr weit entfernt ware. Er beförderte die Schiffahrt und Handlung, und zeigte überall einen schöpferischen Geist, den wir bald bey seinen Nachfolgern vermissen werden.

Karl berief (im J 806.) seine Söhne nach Aachen, und machte ihnen die merkwürdige Verordnung bekannt, kraft welcher das fränkische Reich unter denselben getheilt, und die Erbfolge einigermaassen vestgesetzt worden. Seinen ältesten Sohn Karln schickte er sodann an der Spitze eines Heeres gegen die Sorben, die sich nach einer grossen Niederlage ergeben mußten.

Karls Seemacht. Die Sarazenen suchten sich um diese Zeit zum Behuf ihrer Seeräubereyen auf den Inseln des mittelländischen Meeres vestzusetzen, und beunruhigten von da aus die Küsten des vesten Landes. Karl ließ eine Flotte ausrüsten, die unter der Anführung seines Stallmeisters Burkard die sarazenische Flotte in einem Hafen der Insel Korsika schlug, wohin sie sich zu ihrer Sicherheit geflüchtet hatte. Dreyzehn Schiffe wurden nebst einer grossen Anzahl Gefangenen erobert.

Normännischer Krieg. Die Normänner sahen schon lange die Gefahr, die sich ihnen mit den Eroberungen Karls näherte. Sie hatten die Sachsen unterstützt, um dem Strom dieser immermehr anwachsenden Macht Einhalt zu thun. Nach der Bezwingung der Sachsen trennte sie nur noch der Eiderfluß von dem so gefährlichen Nachbar. Sie

hatten über diesen den Vortheil, daß sie damals die berühmtesten Seeleuthe waren, und mit ihren ungeheuern Flotten in des Feindes Gebiete landen konnten, wo sie nur wollten. Sie machten den Anfang der Feindseligkeiten damit, daß sie die Obotriten, Freunde der Franken, angriffen, um zu sehn, wie sich Karl hiebey betragen würde. Verschiedne andre sklavische Horden, geschworne Feinde der Obotriten, machten gemeinschaftliche Sache mit den Normännern gegen ihre eignen Landsleuthe. Karl schickte seinen ältesten Sohn an der Spitze eines mächtigen Heeres seinen Bundsgenossen zu Hülfe. Der Prinz schlug eine mit Schanzen bedeckte Brücke über die Elbe, verheerte das Gebiete der Sklaven, welche die Parthey der Normänner ergriffen hatten, und die letztern waren nun mehr auf ihre Vertheidigung als auf einen Angriff bedacht. Sie zogen an der Eider hin einen mit Gräben und Verhauen bedeckten Wall von einem Meer zum andern, von dem noch Spuren, ewige Denkmale der Macht Karls, übrig sind. Bald darauf (im J. 810.) sammelte Karl ein grosses Heer zwischen dem Rhein und der Weser, um selbst einen entscheidenden Feldzug gegen die Normänner zu unternehmen. Als er den Marsch antreten wollte, kam die unerwartete Nachricht, seine Feinde seyen schon in Friesland gelandet. Karl zog längst der Weser hinab; allein ehe er seinen gewöhnlichen Heldenmuth äussern konnte, kam die noch unerwartetere Nachricht, daß der kühne und stolze König der Normänner, Godfried, der Frießland und Sachsen schon als sein Eigenthum betrachtete, von den Seinigen ermordet worden, und der Feind die Küsten Frießlands gänzlich geräumt hätte. Mit dem neuerwählten König der Normänner schloß Karl einen rühmlichen Frieden. Er sah

nun ein, welche Vortheile einem unternehmenden Volk die Ueberlegenheit zur See gewährte, und betrieb nun mehr als jemals die Ausrüstung einer ansehnlichen Flotte, in welcher Absicht er sich nach Boulogne und Gent begab. Er erlebte auch noch das Vergnügen, die alten Streitigkeiten mit den Sarazenen in Spanien und dem Hof von Konstantinopel beygelegt zu sehn. Sein Ruhm war nun so hoch gestiegen, und sein Einfluß auf die Angelegenheiten der ganzen damals bekannten Welt so ausgebreitet, daß er Gesandtschaften von Bagdad, aus Persien, Mauritanien und Palästina erhielt.

Nun lebte Karl bloß noch für das innere Wohl seiner Staaten und für seine Familie. Er ließ sich von seiner Geistlichkeit, die damals ausschließlich den bessern Theil des Volkes ausmachte, Vorschläge zur Verbesserung der Sitten und zum Fortschritt in der Aufklärung vorlegen. Er hielt Reichstäge und Synoden, deren Schlüsse uns immer den grosen Mann zeigen, der es unwandelbar mit der guten Sache hält. Auf einem (im J. 813.) zu Maynz gehaltenen Reichstag nahm er, auf Einwilligung seiner Landsstände, seinen jüngsten Sohn Ludwig zum Reichsgehülfen an, nachdem seine ältern Söhne gestorben waren. Er that es mit einer Feyerlichkeit, die auf das Volk den stärksten Eindruck machte, und ihn als einen wahren Vater seiner Unterthanen darstellte. An einem Sonntag ließ er eine goldne Krone auf den Altar in der Hauptkirche legen; seinen Sohn schwören, daß er die Pflichten eines Vaters, eines Verwandten und eines Fürsten, die er ihm mit aller Genauigkeit vorzählte, getreulich erfüllen wollte, und hieß ihn sodann sich zur Bekräftigung des Schwures die Krone selbst auf

das Haupt setzen, welches unter dem Zujauchzen des Volkes geschah.

Die einzige Staatshandlung, die Karl nachher noch verrichtete, war die Ernennung Bernhards, eines Sohns Pipins, zum König von Italien. Seine noch übrigen Stunden weihte er dem Gebete, den Wissenschaften und den Werken der Menschenliebe. Kein Bischof seines Reiches war ein so grosser Theolog, als er, wie er denn in allem der größte Mann seiner Zeit war. Er beschrieb sich Grammatiker aus Griechenland und Syrien, die ihm den Grundtext der vier Evangelisten wieder herzustellen helfen mußten, welches die letzte Arbeit seiner kränklichen Tage war, die mancher, der Beruf dazu hätte, auch in gesunden Tagen verabscheuen würde.

Karls Tod. Seine ungemein starke Leibesbeschaffenheit ward (im Jahr 814.) von einem mit Seitenstechen begleiteten Fieber erschüttert, dem er nach seiner Gewohnheit mit Enthaltung von allen Nahrungsmitteln wehren wollte. Allein seine Natur war durch das Alter und die angestrengte Arbeitsamkeit so geschwächt, daß sie unterliegen mußte. Er starb im 70ten Jahr seines Alters, und im 47ten seiner Regierung.

Karls Karakter. Wenige der Fürsten, die uns die Weltgeschichte als Groß darstellt, tragen diesen Beynamen mit so viel Recht, als Karl. In Süden stürzte er das Reich der Longobarden, welches durch seinen Reichthum, die Menge der bevestigten Städte und die Alpen unbezwingbar zu seyn schien, und behauptete ein entscheidendes Uebergewicht über die Araber in Spanien. In Norden bezwang er die Sachsen und einen Theil der Sklaven, welche Völker durch ihre Armuth, wilde Dapfer-

keit und Freyheitsliebe, durch ihre ungebaute Felder und ungeheure Waldungen eben so unüberwindlich zu seyn schienen, als die Longobarden durch das Gegentheil von allem dem. Wir haben hier einen starken Beweis vor Augen, daß ein Volk, welches zwischen der untersten und höchsten Stuffe der Kultur in der Mitte steht, wie die Franken damals standen, allen Völkern unter und über sich überlegen ist. In Westen unterwarf er sich das heutige Bretagne; in Osten demüthigte er die Avaren, die so lange der Schrecken von ganz Südeuropa waren, und vereinigte Bayern wieder mit seinem Reiche, von dem es sich mit so viel Hartnäckigkeit zu trennen drohte.

Bey allen diesen so weitläufigen Unternehmungen zeigte er einen Geist, den kein Gegenstand ganz fesseln konnte, und der auch die größten Schwierigkeiten überstieg, welche ihm die Verschiedenheit der Zeit, des Ortes und andrer Umstände in den Weg legte. Wenn er an dem fernen Po die Longobarden schlug, war sein Schwerd auch zugleich gegen die Sachsen jenseits der Weser gezückt, und mitten unter dem Geräusche der Waffen machte er Kirchen- und Polizeyverbesserungen und war zugleich so sehr ökonom, daß er die bis auf die Eyer detailirten Rechnungen des Ertrags seiner Meyerhöfe durchgieng. Er liebte die Wohllust, ohne ihr Sklav zu seyn; und sie gewann nie so viel Macht über ihn, daß sie seine Seele und seinen Körper schwächen konnte. Wir müssen es nicht ihm, sondern dem Karakter der Zeit zur Last legen, daß er sich öffentlich so viele Beyschläferinnen hielt, und man ihm den Vorwurf machen konnte, er habe seine eignen Töchter beschlafen.

Im Frieden war er immer so groß als im Krieg. Erst unter seiner Regierung lernen wir den Zustand

der Franken kennen, die doch schon einige Jahrhunderte hindurch das berühmteste Volk Europens waren. Seine Gesetze umfassen alles; und ihre Umständlichkeit beweist, wie sehr es vor ihm an Gesetzen gefehlt habe. Sein Geist belebte alles, die Kirche, den Staat, Künste und Wissenschaften. Nichts beweist mehr die Grösse eines Fürsten, als wenn sich unter seiner Regierung eine vor ihm ungewöhnliche Thätigkeit durch sein Volk verbreitet. Alle Arten der bürgerlichen Verhältnisse haben unter Karl grosse Fortschritte zur Vollkommenheit gemacht. Der Ackerbau, die Handwerke und die Handlung belebte eine ganz neue Betriebsamkeit, und die Wissenschaften und Künste haben ihm ihre erste Aufnahme unter den Franken zu verdanken. Er unterhielt eine Art gelehrter Gesellschaft, die er unter einem fremden Namen zu besuchen pflegte. Zu Aachen, zu Nimwegen und zu Ingelheim sah man unter ihm Gebäude entstehn, auf die Italien hätte stolz seyn können, und die man zuvor diesseits der Alpen nie zu sehn gewohnt war. Er legte bey den Klöstern und Stiftern Schulen an, ließ zum Behuf des Kirchendienstes die vorzüglichern Werke der Kirchenväter übersetzen, und hielt seine Geistlichkeit zu Studieren an.

Eine starke Leibesbeschaffenheit, eine seltne Lebhaftigkeit und sein langes Leben setzten ihn in den Stand, so grosse Entwürfe durchzusetzen und Lasten zu tragen, die jeden andern niedergedrückt hätten. Man hat ihm oft Peter den Grossen von Rußland an die Seite gesetzt. In Betracht, daß Karl nicht das Beyspiel andrer gesitteten Völker seiner Zeit benutzen konnte, und alles selbst wie neu schaffen mußte, um sein Volk aus der Barbarey zu reissen, war er viel grösser, als der Russe, welcher den

Vortheil hatte, daß er zur Ausführung seiner Entwürfe gebildete Fremde zu Hilfe nehmen konnte. Allein darinn übertraf der letztere den erstern unendlich weit, daß auch nach seinem Tod sein Geist den Staat noch belebte, und sein Volk von der Stuffe der Kultur, auf welche er es gebracht hat, immerfort, bis auf unsre Zeiten höher gestiegen ist, da hingegen Karls Verbesserungen keinen Bestand hatten, und die Nazion, anstatt Fortschritte zu machen, nach seinem Tod wieder zu sinken begann.

Ludwig der Gute.

Nach Karls Tod stieg sein jüngster Sohn Ludwig auf den fränkischen Thron. Seine Fähigkeiten hatten gar kein Verhältniß zu der Grösse seines Reiches und den Sitten und der Denkart seines Volks. Es fehlte ihm platterdings an der Entschlossenheit und schneller Fassungskraft, ohne welche der liebenswürdigste Privatmann oft der abscheulichste Regent ist, und welche unumgänglich nothwendig war, um das von Karl angefangne Gebäude vollends aufzuführen, und die Nazion auf der Bahn, worauf sie sein grosser Vater geführt hatte, weiter zu bringen. Immer war es ein unverzeihlicher Fehler von Karln, daß er so wenig für die Bildung seines Erben gethan; ihn nicht unter seinen Augen zum Beherrscher eines so ungeheuern Reiches hatte heranwachsen lassen, und ihn nicht mit seinen Begriffen, seiner Art zu handeln und seinen Entwürfen bekannt genug gemacht hatte. Man wird versucht zu argwöhnen, Karl habe durch den starken Schatten der nachfolgenden Regierung die seinige noch glänzender machen wollen. So unähnlich war der Sohn dem Vater, und so stark war der Abstich zwischen den Regierungen von beyden!

Ludwig hatte bisher bloß Aquitanien beherrscht, und war mit den Geschäften, welche das ganze fräns

kische Reich betrafen gänzlich unbekannt. Dessen ungeachtet suchte er die Vertrauten seines Vaters, die einzigen Leute, welche die von Karln aufgezogne Maschine im Gang erhalten konnten, beym Antritt seiner Regierung von sich zu entfernen. Wala, Karls rechte Hand, war Anfangs der Gegenstand seines Mißtrauens und seiner Verfolgung. Kaum hatte er sich einigermaassen mit demselben ausgesöhnt, als er ihm das geheimste und bedenklichste Geschäft auftrug. Er schickte ihn, nebst einigen andern Abgeordneten, nach Aachen voraus, um die Vertrauten seines Vaters und seine eigne Schwestern bis zu seiner Ankunft gefangen zu nehmen. Ein Verfahren von der Art ist gewiß der höchste Grad der Schwäche. Er hatte zwar Ursache genug, auf seine Schwestern ein wachsames Auge zu haben. Sie hielten sich nach Art der damaligen Zeit durch das Beyspiel ihres Vaters für berechtigt, die königliche Familie nach Belieben mit Bastarten überladen zu dörfen. Allein auf diese Art deckte Ludwig die Schande seiner Familie öffentlich und auf eine gewisse Art gerichtlich auf.

Gerechtigkeitsliebe und Freygebigkeit waren die einzigen Regententugenden, die Ludwig sein ganzes Leben hindurch blicken ließ. Die erstere ist öfters bloß eine Wirkung der Schwäche; und die zweyte ist die Fürstentugend, deren Gränzlinien am leichtesten zu überschreiten sind. Von den ungeheuern Schätzen seines Vaters behielt Ludwig nicht einmal das für sich, was ihm gesetzlich vermacht war, und er versprach auf dem ersten Reichstag, den er 814. hielt, alle Bedrückungen des Volks zu heben, und alle Ungerechtigkeiten, die unter der unruhigen Regierung seines Vaters begangen worden, zu vergüten. Er leg-

*) Thegan. de gestis Ludovici Pii c. 13.

te auch wirklich Hand an dieß löbliche Werk, und strafte viele Beamten, die das Volk gedrückt hatten.

Krieg mit den Normännern.

Die Normänner begannen damals Europa zu beunruhigen, und sie boten unserm Ludwig selbst eine Gelegenheit dar, sie zu demüthigen und Europa gegen die grimmigen Einfälle, die sie in der Folge unternahmen, sicher zu stellen. Es schlugen sich zwey Partheyen um den normännischen Thron. Ein Prinz von der Parthey, die in dem bürgerlichen Krieg unterliegen mußte, flüchtete sich an den fränkischen Hof, um Hilfe zu suchen. Anstatt den Normännern, die immer kühner und förchterlicher wurden, mit seiner ganzen Macht auf den Leib zu gehn, ließ er nur die obotritischen und sächsischen Beamten dem unglücklichen Prinzen zur Hilfe aufbrechen. Da die Nazion in Partheyen zertheilt war, so war es den Sachsen und Sklaven leicht, in Jütland einzudringen, einen Theil davon zu verheeren, und Geiseln mit sich wegzuschleppen. Allein Entscheidendes konnten sie nichts unternehmen. Die Normänner hatten sich auf eine Insel zurückgezogen und trotzten mit ihrer grossen Flotte der ganzen fränkischen Macht. Sie fanden doch endlich für gut, auf dem nächsten zu Paderborn gehaltenen Reichstag um Frieden zu bitten.

Auf diesem Reichstag machte Ludwig wieder eine Menge Versprechungen und Verordnungen, zu deren Ausführung er aber immer zu schwach war. Nichts macht einen Fürsten so verächtlich, als der gute Willen, den er allenfalls äussert, im Abstich mit seiner Ohnmacht, diesen guten Willen durchzusetzen.

Römische Angelegenheiten.

Von selbst bot sich Ludwig die Gelegenheit dar, dem päbstlichen Ansehn, welches ihm bald sehr nachthei-

lig ward, Schranken zu setzen, wenn er mehr Kopf und Herz gehabt hätte. Gegen den Pabst Leo, welcher Karln die Kaiserkrone aufgesetzt, spann sich unter dem römischen Adel eine neue Verschwörung an. Der Hoheprieſter ließ die Verschwornen heym Kopf nehmen, und, ohne sich an die gewöhnliche Rechtsform zu binden, hinrichten. Ludwig schickte seinen Enkel Bernard, König von Italien, nach Rom, über dieß eigenmächtige Verfahren des Pabstes Untersuchungen anzustellen. Bernard ward in Rom krank *), und der Pabst starb (im J. 816.) ohne das Ende der Untersuchungen erlebt zu haben. Sein Nachfolger Stephan IV. ließ gleich nach seiner Ernennung das römische Volk dem Kaiser huldigen, schickte eine Gesandtschaft mit Geschenken nach Aachen ab, und machte sich bald darauf selbst auf den Weg dahin. Der Kaiser reisete ihm bis nach Reims entgegen, und empfieng ihn daselbst mit ausschweifenden Ehrenbezeigungen. Er warf sich dreymal der Länge nach vor dem Pabst auf die Erde nieder. Nach der Messe setzte der letztre Ludwigen eine kostbare Krone auf, die er mitgebracht hatte, und rief ihn zum Kaiser aus. Man schien es für eine Art von stillschweigendem Vertrag gehalten zu haben, daß der Kaiser den Pabst und so auch gegenseitig dieser den Kaiser anerkennen mußte, wenn ihre Würden giltig seyn sollten. Kaum war Stephan einige Monate wieder zu Rom, so starb er; und sein Nachfolger Paschalis spielte wieder auf die nämliche Art mit dem Kaiser. Er ließ sich erst förmlich zum Pabst weihen, und schickte sodann Gesandte mit Geschenken und einem Entschuldigungsschreiben, daß er ohne Wissen des Kaisers den päbstlichen Stuhl bestiegen,

*) S. Anonymi Annales Francorum, bey Menken T. I. p. 105.

nach Aachen ab *). Ludwig ermangelte nicht, den Pabst anzuerkennen; und es fiel ihm nicht ein, sich auf die Wahl des Pabstes selbst Einfluß zu verschaffen.

Theilung des Reichs.

Nachdem Ludwig auf einem (im Jahr 817.) zu Aachen gehaltenen Reichstag durch verschiedne die Kirchenzucht betreffende Verordnungen die gesammte Geistlichkeit gegen sich aufgebracht, machte er, mit Genehmigung der Grossen, eine Theilung des Reiches unter seinen Söhnen kund. In der hierüber ausgefertigten Urkunde sagt er **): „Weil Aergerniß in der Kirche darüber entstehn und die Eintracht des Reiches darunter leiden könnte, so habe er nichts für sich selbst verfügen, sondern die Sache Gott gänzlich überlassen wollen. Er habe daher, dem Gebrauch gemäß, drey Tage hindurch gefastet, gebetet und Allmosen ausgetheilt, und hierauf die Eingebung von Gott erhalten, seinen Sohn Lothar zum Reichsgehilfen anzunehmen u. s. w.„ Pipin bekam zu seinem Antheil Aquitanien; und Ludwig Bayern, wozu fast alle dem heutigen Erzherzogthum Oestreich anklebende Länder, nebst Böhmen, gehörten ***). Das übrige fiel Lotharn zu. Diese Theilung war eine Quelle bitterer Unruhen, die das ganze noch übrige Leben Ludwigs verschlangen. Er hatte nun platterdings nichts mehr zu thun, als sich mit seinem Enkel und

*) S. Anonymi Annales Francorum. Bey Menken. T. I. p. 106.

**) Bey Baluz. T. I. p. 573.

***) Baluz l. c. p. 575. c. 2. Ludovicus volumus ut habeat Baivariam & Carentanos & Bohemios atque Sclavos, qui ab orientali parte Baivariæ sunt, & insuper duas villas dominicales ad suum servitium in pago Nordgave, Luttrauf & Ingoldestatt.

und seinen Söhnen herumzuschlagen und der Spott seiner Grossen zu seyn. Giebts einen grössern Beweis von Schwäche, als wenn ein Vater sein Ansehn, welches ihm die Natur so stark verbürgt hat, über seine Kinder nicht behaupten kann? Die Zeiten mögen noch so barbarisch seyn, so hat sich der Vater, welcher das Spiel seiner Kinder wird, gewiß selbst von seiner Würde schon viel vergeben, ehe sie den ersten Schritt zu seiner Beschimpfung thun.

Ludwigs Familienkrieg.

Das Signal zu dem Familienkrieg, welcher in der europäischen Geschichte kein Beyspiel hat, gab Bernhard, König von Italien. Sein Vater war ein älterer Prinz von Karl dem Grossen, als Ludwig, und er glaubte daher, gegründetere Ansprüche auf den Kaisertitel zu haben, als Lothar. Der größte Theil der Geistlichkeit war gegen Ludwigen aufgebracht, weil er sich zu sehr um das Geistliche bekümmerte. Die Bischöfe von Mayland und Kremona, zu denen sich auch der Bischof von Orleans schlug, verhetzten Bernharden, sich in Italien unabhängig zu machen. Ludwig erhielt Nachricht, Bernhard habe sich von den italiänischen Städten huldigen lassen, ein Heer zusammengebracht, und die Alpenpässe besetzt, welches zum Theil falsch war *). Bernhard glaubte durch die Betriebsamkeit des Bischofs von Orleans einen mächtigen Anhang in Frankreich zu finden; allein, als er bis an die Saone vorgerückt war, gieng ein grosser Theil seiner Truppen zu Ludwigen über, der ihm mit einem grossen Heer entgegen kam. Bernhard gieng in das kaiserliche Lager und warf sich zu Ludwigs Füssen, um von ihm Gnade zu erflehn.

*) S. Anonymi Annales Francorum. Bey Menken T. I. p. 106.

Ludwig, der Gute genannt, ließ über ihn und seine Anhänger Gericht halten, welches über sie alle das Todesurtheil sprach. Nachdem er die vierzigtägige Fasten strenge gehalten und die Ostern mit Andacht gefeyert hatte, ließ er wenige Tage nach diesem Fest der Aussöhnung seinen Enkel und die vornehmsten Anhänger desselben blenden *). Der unglückliche Prinz starb den dritten Tag darauf. Nun ergriff den schwachen und grausamen Kaiser ein solches Mißtrauen, daß er seine eignen Brüder, die natürlichen Söhne Karls, die ihm von dem Vater aufs Heiligste empfohlen waren, und die er bisher zu Tischgenossen hatte, die Haare abschneiden, und sie ins Kloster stecken ließ.

Kein Fürst der Franken hatte mehr Verordnungen zum Beßten des Volks gemacht, als Ludwig; und doch war es unter seiner Regierung so unglücklich, als es seyn konnte. Die hohe Geistlichkeit ward so despotisch, daß Bischöfe und Aebte, wie wir bald sehen werden, die Unterthanen gegen ihren eignen Herrn ins Felde führen konnten. Die Grossen, welche die schwache Seite des Monarchen ausfindig gemacht hatten, wurden Heuchler, Betrüger, Verräther, Tyrannen, und suchten sich durch alle Mittel der Gewalt und List auf ihre gegenseitigen Kosten, und im Grunde immer auf Kosten des Volks, zu vergrössern. Die gesetzgebende Macht ward ein Spott der Ungeordneten, weil sie von oben herab keinen Nachdruck fühlten. Zu all den Drangsalen kamen noch äusserliche Uebel, die das Mißvergnügen vermehrten. Eine anhaltende Näße verursachte (im J. 820.) einen allgemeinen Mißwachs, der eine grosse Seuche unter Menschen und Vieh nach sich zog.

*) S. Anonymi Annales Francorum. Bey Menken. T. I. p. 106.

Das geängstete Volk ward mit Ahndungen noch grösserer Uebel erfüllt, und erzählte sich Wunder, die geschehen seyn sollten, als Vorboten einer bevorstehenden allgemeinen Revoluzion *). Die auf diese Art vorbereitete Gährung brach endlich öffentlich aus. Die Avaren, Sklaven, Gaskogner und Kleinbritannier empörten sich; und als endlich auch das Herz des Reiches mit einem Aufruhr bedroht ward, trieb Ludwig die Schwäche aufs äusserste. In einem öffentlichen Edikt erklärte er sich für den größten Sünder seines Reiches, der nun, von Reue ergriffen, mit Gottes Gnade das wieder gut machen wollte, was er durch Trägheit und Unwissenheit verdorben. War das nicht eine öffentliche Urkunde seiner Unwürdigkeit, Fürst zu seyn?

Die Liebe zu seiner zweyten Gemahlin vereitelte diesen frommen Vorsatz gar bald, wenn er je ernstlich war. Anstatt den Brand zu löschen, der durch seine Nachläßigkeit entstanden, blies er nun, schnurstracks gegen sein Versprechen, das Feuer selbst an. Von dieser Gemahlin hatte er einen Sohn, Namens Karl, dem er gerne einen Theil des Reiches zugewandt hätte. Da die Theilung unter seinen drey Söhnen erster Ehe feyerlich beschworen und von den Grossen des Reiches verbürgt war, so konnte er nicht anders als durch gütliche Wege seinen Zweck erreichen. Er wandte sich an seinen ältern Sohn Lothar, der zwar Anfangs in das Begehren des Vaters einwilligte und sogar schwur, seinen jüngern Bruder mit aller Macht zu schützen, durch die Vorstellungen einiger mißvergnügten Grossen aber bald wieder bewegt ward, sein Wort zu-

*) S. Anonymi Annales Francorum. Bey Menken T. I. p. 107.

rückzunehmen. Pipin und Ludwig wollten gar nichts von einem Vorschlag dieser Art hören. Dessen ungeachtet wies der schwache Kaiser auf Betreiben seiner Gemahlin Karln Allemannien zu seinem Erbtheil an. Um im Fall der Noth eine Stütze zu haben, bewarb er sich um die Freundschaft Bernhards, Herzogs von Septimanien, eines wegen seiner Tyranney und Hitze allgemein verhaßten Mannes, dem man unter andern Schandthaten öffentlich auch die vorwarf, daß er die Kaiserin beschlafen.

Alles war durch das Verfahren des Kaisers aufgebracht. An die Spitze der mißvergnügten Geistlichkeit stellte sich Wala, Abt von Korvey, ein gäher Mann, der unter dem Vorwand, für das Beßte des Reichs zu arbeiten, die Entschlossenheit bis zur Unverschämtheit trieb. Er hatte die Kaiserin öffentlich des Ehebruchs beschuldigt und Ludwigen für unwürdig des Thrones erklärt. Er und sein Anhang behaupteten ohne Scheue, der Kaiser habe durch die neue Theilung seinen Eid und die Gesetze gebrochen. Er ließ sich von den Söhnen als Gesandter zum Vater schicken, und sagte diesem vor seinem Hofgericht ins Gesicht, er wäre die Ursache aller Zerrüttung. Ludwig mußte es bald büssen, daß er den stolzen Mönch ungestraft seiner spotten ließ. Er trat so eben einen Zug nach Bretagne an, um die dortigen Unruhen zu dämpfen. Auf dem Marsch verließ ihn ein Theil des Heeres. Die Aebte von Korvey und St. Denis, und die Bischöfe von Amiens, Lyon und Vienne hatten Truppen zusammengebracht, und die Söhne des Kaisers auf eine gewisse Art gezwungen, die Waffen gegen den Vater zu kehren. Ludwig und sein jüngster Sohn Karl mußten sich (im J. 830.) zu Kompiegne ergeben. Seine so geliebte Gemahlin zwang man zu schwören, die Or-

densgelübde abzulegen, und ihrem Gemahl, über den sie so viel Gewalt hatte, zuzureden, auch ein Mönch zu werden. Den Kaiser übergab man seinem ältesten Sohn als einen Gefangnen, der ihn strenge bewachen und von Mönchen, die seine einzige Gesellschaft waren, im Mönchsleben unterrichten ließ. Er, der so viele heilsame Verordnungen zur Verbesserung der Klosterzucht gemacht hatte, mußte nun ein Schüler derer werden, die er unterrichten, denen er befehlen wollte, ihre Pflichten zu erfüllen.

Es geschah, was bey Veränderungen dieser Art immer zu geschehen pflegt. Durch die niederträchtige Art, womit man den Vater behandelte, ward Mitleid gegen ihn und Haß gegen seine Söhne unter seinem Volk rege gemacht. Die Parthey, welche den Kaiser gestürzt, bediente sich ihres erhaltenen Vortheils mit so viel Uebermuth, daß sich eine Gegenparthey gegen dieselbe bildete. Man sah, daß durch die Veränderung nichts gebessert worden, und daß jeder aus der Verwirrung so viel Nutzen als möglich für sich zu ziehn suchte. Der unglückliche Kaiser fand an einem der Mönche, die man ihm zur Gesellschaft gegeben, einen Freund, der ihm muthig die Hand bot, ihn wieder aufzurichten. Dieser Mann, ein Deutscher von Geburt, wußte den Nazionalhaß, der zwischen den Ost- und Westfranken unabänderlich herrschte, zum Besten des Kaisers, so wohl zu benutzen, daß sich für denselben in Deutschland eine Parthey zusammenthat, die jener des Wala überlegen war. Er reiste zu Pipin und zu Ludwigen von Bayern, und that ihnen im Namen des Kaisers vortheilhafte Vorschläge. Man drang auf einen allgemeinen Reichstag, worauf das Schicksal des Kaisers entschieden werden sollte. Die Parthey der Söhne wollte ihn in Neustrien, jene des Vaters

aber in Austrasien gehalten haben. Die letztre drang durch, und er ward nach Nimwegen ausgeschrieben. Alle Grossen Deuschlands erschienen auf demselben, um den Kaiser zu retten. Voll Zutrauen auf ihre Treue, faßte er sogleich Muth, und ließ einige der Aufrührer beym Kopf nehmen. Sein Sohn Lothar unterwarf sich freywillig. Man holte die Kaiserin aus dem Kloster, worinn sie versteckt war. Sie reinigte sich öffentlich, das ist, sie betheuerte mit einer gewissen Anzahl von Eidshelfern durch einen Schwur, daß sie unschuldig sey, und ward sodann von ihrem Gemal wieder angenommen. Die Aufrührer wurden gerichtlich zum Tod verurtheilt; allein der Kaiser schenkte ihnen das Leben. Lothar verlohr den Kaisertitel, und mußte sich für jetzt blos mit Italien begnügen.

Kaum war Ludwig von seinem Sturz wieder zu Athem gekommen, als er einen noch derbern Stoß aushalten mußte. Sein ältester Sohn Lothar war wegen seiner Bestrafung misvergnügt, und die beyden jüngern Söhne glaubten für ihre zur Befreyung des Vaters beygetragenen Dienste nicht genug belohnt worden zu seyn. Der Kaiser beschied seine Söhne auf einen Reichstag nach Diedenhofen. Pipin von Aquitanien erschien nicht. Als er bald darauf an den kaiserlichen Hof nach Aachen kam, wollte ihn der Vater nicht wieder von sich lassen. Pipin entwischte, die Brust voll Rache. Ludwig von Bayern fiel mit einem Heer in Allemannien ein, um dieses Land seinem jüngern Bruder Karl, dem es vom Vater zum Erbtheil ausgesetzt war, mit Gewalt zu entreissen. Der Kaiser zog ihm an der Spitze eines Heeres entgegen, und zwang ihn, sich zu ergeben. Auch Pipin mußte um Gnade bitten. Dieser ward nach Trier verwiesen. Als er sich wieder ohne Wis-

sen des Kaisers von da nach Aquitanien begab, nahm ihm der Vater sein angewiesenes Erbtheil, und legte es seinem geliebten Karl bey.

Das Unglück der Söhne brachte wieder unter den Großen eine Parthey für sie zusammen, wie es in so unruhigen Zeiten immer zu gehen pflegt. Besonders fand Lothar einen starken Anhang unter den Bischöfen, die auch den Pabst Gregor den Vierten, ins Spiel zu ziehen wußten. Selten haben die Päbste eine Gelegenheit verabsäumt, bey den Streitigkeiten der Großen ihr Ansehn gelten zu machen, welches auf diese Art immermehr wachsen mußte. Gregor reiste mit Lotharn nach Frankreich, und drohte die Bischöfe, die es mit dem Vater halten würden, in den Bann zu thun. Diese versammelten sich, um ihre Maaßregeln zu nehmen. Sie erklärten einstimmig: „Kömmt der Pabst zu verfluchen, so soll er verflucht wieder heimgeschickt werden.„ Sie ließen ein nachdrückliches Schreiben an ihn ergehen, worin sie ihn Bruder nennten. Er ward dadurch äußerst aufgebracht. Er antwortete ihnen, seine Würde wäre zu hoch über die ihrige erhaben, als daß sie den Brudertitel ohne Beleidigung gegen ihn gebrauchen könnten. Sie müßten wissen, daß er auf seinem Stuhl mehr zu gebieten hätte, als Ludwig auf seinem Thron.

Unterdessen hatte die Parthey der Söhne ein mächtiges Heer zusammengebracht, auf welches der Kaiser mit den Seinigen bey Kolmar im Elsaß stieß. Der Pabst wollte den Vermittler machen. Er gieng in das kaiserliche Lager, und während diesen Unterhandlungen giengen die meisten von Lothars Leuten zu den Söhnen über. Man hatte den Pabst im Verdacht, er habe sie zu dieser Untreue beredet. Wenigstens mußte er sein großes Ansehn bey dem Volk

sehr schlecht für das Beßte des Vaters verwendet haben. Das Feld, worauf diese Unterhandlungen gepflogen worden, wird noch das Lügenfeld genennt *).

Den wenigen, die ihm noch getreu blieben, sagte Ludwig mit einer Entschlossenheit, die man von ihm nicht hätte erwarten sollen: „Geht zu meinen Söhnen. Wegen meiner soll kein einziger von euch das Leben oder nur ein Glied verlieren„. Der Vater ergab sich seinen Söhnen, und hatte keine Hoffnung mehr, als daß vielleicht die Regungen der Natur ihm bey denselben das Wort reden würden. Lothar führte ihn in das St. Medardskloster zu Soissons, wo er Mönch werden sollte. Der Mutter wurden die Haare abgeschoren, welches ein Schandmal der Unkeuschheit war, und sie wurde gefänglich nach Italien gebracht; doch versprach man dem geängsteten Vater auf sein Bitten, ihr nichts an Leib und Leben zu thun. Der junge Karl, die Ursache all des Greuels, ward zur großen Betrübnis des Vaters in das Kloster Prüm im Ardennerwald versteckt.

Schon lange war der Entwurf gemacht, den unglücklichen Vater förmlich der Regierung zu entsetzen. Nun hatten die Bischöfe nichts angelegeners, als die Art ausfindig zu machen, wie es mit einigem Anstand geschehen könnte. Umsonst hatten sie allen Kräften aufgeboten, ihn zum Mönchsstand zu bereden. Sie besannen sich nun, daß der, welcher die öffentliche Kirchenbusse gethan, kraft eines Kirchengesetzes des Kriegsdienstes, und folglich auch der Regierung unfähig wäre **). Man verglich den Vater, der gegen seine aufrührischen Söhne die Waffen ergriffen, mit dem Kaiser Theodosius, der in Thessa-

*) S. Schilters Schreiben bey Mabillon in Seculis Bened. Tom. II.

**) S. Capitular. L. 6. C. 138.

lonich 15000 Bürger tyrannisch ermorden lassen, und deswegen vom Kirchenvater Ambrosius zur Kirchenbusse angehalten worden. Man berief sich auf das Beyspiel eines gewissen westgothischen Königes, Namens Vamba, der gegen das Jahr 680. in Spanien regiert hatte, von der Kirchenversammlung zu Toledo zur Kirchenbusse war verdammt, und eben dadurch der Regierung entsetzt worden. Wenn wir bedenken, wie sich Ludwig in seinem oben berührten Edikt öffentlich zum größten Sünder seines Reichs erklärt hatte; und wie schwer es seinem weichen Herzen gewesen seyn mußte, daß er, wiewol unvorsetzlich, die Ursache von so viel Blutvergiessen war, so war es den Geistlichen gewiß leicht, ihn zur Busse zu bereden, besonders da sie ihre Absicht, ihn dadurch des Thrones zu entsetzen, nicht blicken ließen. Der tiefe Gram hatte ihn ohnehin schon biegsam genug gemacht. Er legte sich also (im §. 33.) in der Kirche des St. Medardsklosters öffentlich auf einen Bußsack, und las das Verzeichnis seiner Missethaten, welches ihm die Bischöfe in die Hand gegeben, langsam und laut ab. Seine Verbrechen waren, daß er seinen Enkel Bernhard ermordet, seinen Eid gebrochen, die öffentliche Ruhe gestört, die Kirche und den Staat geärgert, das Volk öfters zum Meineid verleitet, gegen seine Söhne die Waffen ergriffen, an einem grünen Donnerstag Hofgerichte gehalten, sein Kriegsvolk während der Fasten habe aufbrechen lassen u. s. w. Er mußte hierauf sein Wehrgehänge und die Waffen zu den Füssen der Bischöfe niederlegen, die ihm ein Bußkleid anzogen, ihm die Hände auflegten und sodann Bußpsalmen sangen. Die Anklage, die er öffentlich abgelesen, hatte man auf den Altar gelegt. Der ganze Auftritt ward gerichtlich niedergeschrieben, und wir ha-

ben noch dieses Denkmal der Unverschämtheit. *) In diesem Anfsatz wird Ludwig immer nur schlechtweg Herr Ludwig genennt. Man gab ihm den kaiserlichen Titel nicht, weil man ihn nur für unfähig erklären wollte, die Waffen zu tragen, und ihn nicht ausdrücklich des Thrones entsetzte. Man setzte das letztere schon voraus; denn ein Fürst, der die Waffen nicht tragen konnte, war in den Augen der Franken ein Unding.

Die Uneinigkeit der Söhne zog den Vater wieder aus der dunkeln Zelle, in welcher er verschmachten sollte. Ludwig von Bayern, und Pipin von Aquitanien wurden über den ältern Bruder aufgebracht, weil er als Kaiser ihnen gebieten wollte. Sie versuchten ihn erst, dem Vater gelinder zu begegnen; und als dieses nichts fruchten wollte, griffen sie zu den Waffen. Das Volk war durch das Unglück des Vaters äußerst gerührt, und Lothar sah sich verlassen. Der Vater ward wieder aus dem Kloster gebracht, wollte aber die kaiserliche Würde nicht eher annehmen, als bis er aus den Händen der Bischöfe die Waffen, die sie ihm genommen, wieder empfangen und von ihnen freygesprochen worden. Lothar ergab sich, und versprach, ohne Erlaubnis des Vaters, Italien nicht zu verlassen.

Die Sachen schienen nun so gänzlich beygelegt zu seyn; und Ludwig glaubte wieder so vest auf seinem Thron zu sitzen, daß er zu Gunsten seines jüngsten Sohns Karl wieder den Entwurf einer neuen Theilung machte. Zu schwach, den Liebkosungen und dem Zudringen seiner Gemahlin zu widerstehen, opferte er immerfort seine und des Reichs Ruhe auf, um auf Kosten der ältern Söhne den jüngsten zu ver-

*) Beym Ducheſne: Acta Exauctorationis Ludovici. T. II. p. 334.

sorgen. Er ließ sich zu diesem Endzweck wieder mit seinen Söhnen in Unterhandlungen ein, unter welchen Pipin von Aquitanien starb, und deren Resultat ein neuer bürgerlicher Krieg war. Ludwig glaubte seine Sache recht wohl zu machen, wenn er das Interesse eines der ältern Söhne mit jenem des jüngsten so enge, als möglich, verbände, und sie beyde so mächtig machte, daß der dritte ihnen nichts streitig machen könnte. Er verordnete also, sein zweyter Sohn Ludwig sollte zu seinem Erbtheil nichts als Bayern haben, alles übrige aber zwischen seinem ältesten Sohn, Lothar, und dem jüngsten, Karl, gleich getheilt seyn.

Ludwig von Bayern fühlte die Ungerechtigkeit des Vaters um so lebhafter, da er das Meiste zur Befreyung desselben beygetragen, und er sich nun Lotharn, der dem Vater am schlimmsten mitgespielt, so weit nachgesetzt sah. Er griff zu den Waffen, ward aber von der so überlegnen Macht des Vaters bald in die Enge getrieben.

Die Aquitanier waren misvergnügt, daß ihres Königs Pipins Söhne bey der letztern Theilung ganz leer ausgegangen. Sie erregen einen Aufstand, und der Kaiser eilt an der Spitze eines Heeres dahin, um ihn zu dämpfen. Ludwig von Bayern glaubt nun den günstigen Augenblick zu haschen, sich rächen zu können. Er rückt mit seiner Macht an den Rhein hinab. Der Vater, nachdem er die Aquitanier gedemüthigt, setzt, von Alter und Krankheiten gedrückt, über den Strom, und der Sohn flieht vor ihm nach Bayern zurück. Auf dem Rückzug unterliegt endlich der unglückliche Kaiser der schweren Laß des Grames und der Unruhe. Auf einer Rheininsel bey Maynz, die man im gemeinen Leben die Ingelheimer-Aue nennt, läßt er sich Zelten aufschlagen, und stirbt

(im Jahr 840.) mit den Waffen in der Hand gegen seinen Sohn. Seine letzten Worte waren: „Ich wünschte meinen Sohn Ludwig zu sehn, um ihm sagen zu können, was Kindespflicht ist. Indessen nehme ich Gott zum Zeugen, daß ich ihm alles von Herzen verzeihe! Aber sagt ihm nur, daß er seinen grauen Vater ins Grab gestossen.„

Ludwigs Karackter.

Der offenbarste Tyrann, wenn er nur Kopf hat, ist kein so schlimmer Fürst, als der Mann, welcher das beßte Herz, aber keine Entschlossenheit und keine wahre Menschenkenntnis besitzt. Die Erkenntnis seines eignen Interesse setzt den Gewaltthätigkeiten des erstern Schranken; aber wo ist ein Damm für den Unfug, den die übertriebne Güte des letztern im Staat anrichtet? Ludwig hatte ungemein viel natürliche Güte. Es fehlte ihm auch nicht an Kenntnissen. Er sprach lateinisch, verstand griechisch, und las die Alten. Allein der Kopf, welcher, wie bey Ludwig, so selten Meister des Herzens ist, bleibt mit all seinem Wissen blöd und schwach; und ein Herz mit überströmender Güte ist verächtlich, wenn es nicht den Vorschriften der Vernunft, sondern nur seinem innern Triebe folgt. Bloß aus Güte und einer gewissen Behaglichkeit, die mit derselben gemeiniglich verbunden ist, und zur Unentschlossenheit und Trägheit führt, ward Ludwig der größte Tyrann seiner Völker. Aus Liebe zu seiner zweyten Gemahlin war er ungerecht gegen seine Söhne erster Ehe, und verwickelte seine Staaten in einen bürgerlichen Krieg, dessen Ende er nicht erlebte. Da es ihm an der Wissenschaft, die einem Fürsten die nöthigste ist, und die nur zu oft sich mit einem sehr guten Herzen gar nicht vertragen kann, nämlich an wahrer Menschenkenntnis fehlte, so war er immer ein Spiel der Intriguen seiner Großen

und seiner Gemahlin. Alle seine guten Eigenschaften waren entweder ganz müßig für den Staat, oder hatten gar verderbliche Wirkungen. Er war unter seinem ganzen Adel der geübteste im Bogen und in der Lanze, aber deswegen doch kein Held. Er machte die vortreflichsten Verordnungen zur Verbesserung des Justitzwesens und der Kirchenzucht, ohne zu wissen, wie er sie geltend machen konnte; wie denn trotz seinen Verordnungen die Geistlichkeit nie schlimmer war, als unter seiner Regierung. Da sie den ansehnlichsten Theil der Landsstände ausmachte, so benutzte sie die Schwäche des Regenten auf alle mögliche Art, um ihre Gewalt immer mehr auszudehnen. Die Bischöfe dorften es wagen, ihn vor dem Altar und den Augen des Volks seiner Würde zu entsetzen; da hingegen der Erzbischof Ebbo von Reims, der die Söhne gegen den Vater verhetzt, nach der Wiedereinsetzung des Kaisers, zu seiner Strafe nur heimlich in der Sakristey seiner Würde beraubt ward. Aber konnte es anders seyn, da er that, was die Bischöfe thun sollten; und diese hingegen das, was eigentlich seine Sache gewesen wäre, auf sich nahmen? Der berüchtigte Wala sagte öffentlich, es stühnde so übel um das Reich, weil sich der Kaiser zuviel um das Geistliche, und seine Geistlichkeit zuviel um das Weltliche bekümmerte. Während daß er Psalmen betete und die Bibel las, beschäftigten sich die Bischöfe mit Entwürfen, ihren Einfluß auf den Staat zu bevestigen. Urkundlich unterwarf er seine höchste Gewalt den Verfügungen derselben; und man erröthet an seiner Statt, daß er zum Beyspiel im vierten Kapitular vom Jahr 823. *) seine Macht für eine Sklavin des bischöf-

*) S. beym Georgisch. p. 873. „Quod vestra auctoritas exposcit, *famulante* ut decet, *potestate nostra* perficere valeatis.„

lichen Anschns erklärt. Da die innere Verwirrung des Reiches durch die bürgerlichen Kriege, der Gewalt der Großen, und besonders der Bischöfe, ohnehin so sehr schmeichelte, indem sich bald der Vater, bald die Söhne um ihren Beystand bewerben mußten, so hob die persönliche Frömmigkeit Ludwigs die Geistlichkeit vollends auf den höchsten Gipfel der Macht. Der Adel ward unbändig, und die ganze Last fiel auf das Volk zurück. Seine unbesonnene Freygebigkeit zumal machte den Stolz der Großen zügellos, und schlug dem kaiserlichen Ansehn Wunden, die nicht mehr geheilt werden konnten. Die Einkünfte der Fürsten bestanden damals hauptsächlich in dem Ertrag ihrer Kammergüter; und es mußte also ihnen, so wie dem Staat überhaupt, daran gelegen seyn, sie von der Krone abhängig zu erhalten. Allein Ludwig war der erste fränkische Monarch, der kaiserliche Meyerhöfe an die Großen und an die Geistlichkeit auf ewig verschenkte *). Er that alles, was ihm nur möglich war, sein eignes Ansehn einzuschränken, und jenes der Großen zu erweitern. Von nun an konnte nichts mehr ohne Beystimmung der letztern verordnet werden **). Ludwig konnte grausam seyn, so sanft sein Karackter von Natur war, wie es dann jeder Poltrer wird, wenn er bis auf einem gewissen Grad gereitzt wird. Diese Art Grausamkeit, die er gegen seinen Enkel Bernard äußerte, ist eine Folge der Forchtsamkeit, und verträgt sich nie mit wahrem Muth. Uebrigens gab man ihm die Beynamen des Guten, des Frommen, und des Einfältigen, welche Namen einerley Bedeutung haben, und die er alle vollkommen verdiente.

*) S. Thegan. de Gestis Ludovici. C. 19. und Lünigs Reichsarchiv 11. B. S. 569.

**) S. Paschasius Ratbert. in Walas Leben L. 2. C. 10.

Ludwigs Söhne nach seinem Tode.

Von Brüdern, die ihren Vater gemeinschaftlich vom Thron gestossen, und die der Vater selbst durch seine verschiedne Unterhandlungen mit ihnen gewöhnt hatte, sich als Feinde anzusehn, konnte man wohl nichts anders erwarten, als daß nach seinem Tod die gegenseitige Erbitterung noch heftiger werde, und einer den andern aufzureiben suchen würde. Lothar gab das Signal zum Bruderkrieg. Er glaubte, als Kaiser, über seine Brüder herrschen zu können. Er brauchte alle Mittel der List und Gewalt, um sich auf Kosten derselben zu vergrößern. Ludwig und Karl sahen sich genöthigt, den alten Groll, den sie gegen einander trugen, zu vergessen, und gegen ihren ältern Bruder gemeinschaftliche Sache zu machen. Es kam zu Unterhandlungen, deren Resultat die berüchtigte Schlacht (im Jahr 841.) bey Fontenai in Auxerre war, die vom frühsten Morgen bis in die späte Nacht dauerte. Nach einigen Geschichtschreibern sollen gegen 100000 Mann in derselben geblieben seyn. Regino versichert, die Franken seyen durch dieselbe so geschwächt worden, daß sie seitdem nichts Großes mehr hätten unternehmen, ja nicht einmal ihre Gränzen vertheidigen können. Den noch jetzt in Champagne geltenden Gebrauch, daß der, welcher eine adeliche Dame heurathet, eben dadurch geadelt wird, leiten verschiedne französische Schriftsteller daher, daß der Adel von Champagne in dieser Schlacht gänzlich aufgerieben worden, und man das männerlose Frauenzimmer des Landes auf diese Art habe trösten müssen *).

Lothar ward geschlagen: Allein, anstatt den Sieg zu verfolgen, ließen die jüngern Brüder die Bischöfe untersuchen, ob es ihnen erlaubt gewesen wäre gegen

*) S. in Gundlingian. Dissertat. „An nobilitet venter?„

ihren Bruder zu fechten, hielten Fast- und Bettäge, und betrachteten diese Schlacht als ein Gericht Gottes, welches ihnen nichts mehr zu thun übrig gelassen. Lothar, der mit genauer Noth entwischt war, brachte bald wieder ein Heer zusammen, dessen Märsche aber durch eine Ueberschwemmung der Seine gehindert wurden. Ludwig und Karl gewannen Zeit, zu sich selbst zu kommen, und Anstalten zu ihrer Vertheidigung zu machen. Ein frisches und zalreiches Heer von Bayern und Allemannen, und der Beystand der Sachsen machten sie so muthig, daß sie ihren ältern Bruder von einer Versammlung von Bischöfen und Aebten zu Aachen in den Bann thun, und ihn der Regierung entsetzen ließen. Die Bischöfe sprachen die Unterthanen Lothars von ihrem Eid der Treue los, fragten sodann die jüngern Brüder in Gegenwart des Volkes, ob sie versprächen, besser zu regieren, als Lothar; und als sie dieses bejaht hatten, beschlossen sie diese feyerliche Handlung, die ein neues und starkes Vorurtheil gegen die landesfürstliche und für die bischöfliche Gewalt ward, mit diesen Worten: „So befehlen wir euch aus göttlichem Ansehn, die Regierung zu übernehmen. „

Vertrag von Verdun.

Lothar, der noch kurz zuvor die Gesandten seiner Brüder ohne Antwort zurückgeschickt, fand nun für gut, den Ton herabzustimmen, und sich mit ihnen in Unterhandlungen einzulassen. Man machte Entwürfe zu einer neuen Theilung, und endlich kam der Vertrag von Verdun zu Stand (im J. 842), *) vermöge dessen Lothar, nebst dem Kaisertitel, Italien und die zwischen Deutschland und dem eigentlichen Frankreich gelegnen Länder, Ludwig Deutschland bis an den Rhein, nebst den jenseits des Rheins gelegnen Städten

*) Man sehe ihn in den Annalibus Bertinianis.

ten Speyer, Worms und Maynz, weil diese Gegenden Weinwachs hatten, und Karl endlich das eigentliche Frankreich, nebst Katalonien bekam. Von nun an war Deutschland ein selbstständiges und unabhängiges Reich, das aus den Ostfranken, Allemannen, Bayern, Sachsen, Türingern und Friesen bestand.

Sklaven- u. Normänner-Krieg.

Ludwig hatte fast unabläßig gegen die Sklaven und die Normänner zu fechten, die durch die innere Zerrüttung des fränkischen Reiches muthig gemacht wurden. Unter den erstern waren die Mährer die trotzigsten, die, ob sie schon den Bayern eine blutige Niederlage beygebracht hatten, doch endlich um Friede bitten und einen jährlichen Tribut versprechen mußten.

Ungleich förchterlicher waren die Normänner. Vom König bis zum geringsten Bürger herab waren sie durchaus Seeräuber. Raubschiffe waren das Erbtheil königlicher Prinzen. Ein Volk, welches auf der See seine Unternehmungen macht, ist überhaupt entschlossener und muthiger, als ein Volk, dessen Aussichten blos auf das veste Land gerichtet sind, weil es mehrern Abentheuern, als dieses, ausgesetzt ist. Das erstere hat nebstdem den Vortheil über das letztere, daß es den Feind auf der unerwartetsten Seite anfallen, und sich, ohne Gefahr abgeschnitten zu werden, zurückziehen kann.

Unter den bürgerlichen Kriegen der Franken hatten die Normänner verschiedne Einfälle in Frießland und die nördlichen Gegenden Sachsens gethan. Man mußte ihren Abzug immer erkaufen, weil das Reich ohnmächtig war. Im Jahr 845. wurden sie bey einer neuen Landung in Frießland geschlagen; aber doch stark genug, diese Niederlage in zwey an-

dern Treffen rächen und das Land ausplündern zu können. Sie eroberten und verbrennten Hamburg, welches anfieng eine blühende Handelsstadt zu werden. Je weiter sie sich von ihrem Vaterlande entfernten, desto glücklicher und muthiger wurden sie. Sie waren schon in die Mündung der Seine geschifft, und hatten Rouen ausgeplündert. Sie wagten sich weiter hinab in die Loire, setzten das Land umher in Schrecken, und nahmen alles Geräthe, Menschen und Vieh, sogar das Frauenzimmer und die Kinder mit sich weg, welche sie zum Seeraub erzogen. Unter der schwachen Regierung Karls, der den Beynamen des Kahlköpfigen bekam, kamen sie mit Flotten von 600 Segeln in die Seine, und drangen bis nach Paris in das Land ein. Der unwürdige Abkömmling Karls des Großen erkaufte ihren Abzug, und bey ihren wiederholten Einfällen foderten sie immer mehr; so daß Karl endlich die Kirchenschätze angreifen mußte, um sie zu befriedigen.

Ernennung von Herzogen.

Diese Einfälle der Normänner und Sklaven machten es nothwendig, eine Art von beständigen Feldherren in den Provinzen zu ernennen, die immer bereit waren, mit ihrem Volk aufzubrechen. Man nennte sie Herzoge. Gegen das Jahr 847. finden wir in Thüringen einen Herzog Tachulf, und in Sachsen einen, Namens Ludolf.

Uneinigkeiten zwischen Ludwig u. Karl.

Ungeachtet der engen Verbindung, welche Lotars Uebermuth zwischen seinen Brüdern veranlaßte, und obschon diese Verbindung, um sich der Normänner erwehren zu können, zweymal (im J. 847. und 851.) zu Marsna erneuert ward, kam es doch zwischen Ludwigen von Deutschland und Karln von

Frankreich zur bedenklichsten Fehde. Die Schwäche des letztern, die er besonders gegen die Normänner äußerte, brachte alle Großen seines Landes gegen ihn auf. Die Stände von Aquitanien, an deren Spitze die Bischöfe standen, waren die unruhigsten. Man that Karln in den Bann, suchte ihn der Regierung zu entsetzen, und berief Ludwigen auf den Thron, der sehr geneigt war, ihn zu besteigen. Mit Noth konnte Karl diese Gährung stillen. Kaum war die Sache beygelegt, als sich beyde Brüder, unter der Gewährleistung verschiedner der Angesehnsten ihrer Reiche, wieder ewige Freundschaft schwuren; und kaum hatten sie einander diese geschworen, so waren sie wieder Todtfeinde. Lotars von Italien älterer Sohn starb (im J. 869.), und Karl wollte sich nach dem Tode desselben von ganz Lothringen, welches von diesem verstorbenen Prinzen, der sich wie sein Vater nennte, den Namen hat, und von dem das heutige Lothringen nur ein kleiner Theil ist, Meister machen, ohne auf die Ansprüche eines noch lebenden jüngern Sohns Lotars, und Ludwigs von Deutschland, Rücksicht zu nehmen. Als Ludwig drohte, Gewalt gegen ihn zu gebrauchen, trat er ihm Basel, Straßburg, Trier, Köln und Utrecht mit den dazu gehörigen Ländereyen ab.

Ludwig starb im J. 876., nachdem er beynahe das, was er in Gesellschaft seiner Brüder gegen seinen Vater gethan, auch von seinen eignen Söhnen erlebt hätte. Er hatte ihnen gewisse Länder abgetreten, welche Theilung unter ihnen selbst und gegen ihren Vater eine Eifersucht erregte, die durch ihn und den Erzbischof Luitbert von Maynz, mit Noth von den Waffen zurückgehalten werden konnte. Ludwig war unstreitig der beßte Regent unter seinen

Brüdern. Er vertheidigte die Gränzen Deutschlands gegen die Sklaven und Nordmänner, während daß Karl der Spott seiner Unterthanen und seiner Feinde war. Mit Lotarn stach er stark in Rücksicht seines Betragens gegen seinen Vater ab.

Ludwigs des Deutschen Söhne.

Karlmann, Ludwig und Karl, Ludwigs des Deutschen Söhne, theilten sich nach des Vaters Tod in Deutschland. Karl der Kahle von Frankreich war eben so unruhig und herrschsüchtig, als schwach, wie ihn dann die fuldischen Jahrbücher auf das J. 875. einen forchtsamen Hasen nennen. Er wollte nach seines Bruders, Ludwigs des Deutschen, Tod, den an denselben abgetretenen Theil von Lothringen wieder an sich reissen; ward aber von Ludwigen, dem er zugefallen war, zurückgeschlagen.

Kurz zuvor suchte noch Karl der Kahle seinen am Rand des Grabes stehenden Bruder zu hintergehen. Kaiser Ludwig der Zweyte, Lotars Sohn, war (im J. 875.) gestorben, und Karl von Frankreich wollte nicht nur das Longobardische, sondern auch die Kaiserwürde seinem ältern Bruder, Ludwig dem Deutschen, entreissen. Er fiel mit einem Heer in Italien ein, und trat mit dem römischen Bischof Johannes dem Achten, in Unterhandlungen. Ludwig schickte seinen ältesten Sohn Karlmann durch Tyrol nach Italien; er selbst aber rückte, nebst seinem Sohn Ludwig, an der Spitze eines zweyten Heeres in Frankreich ein. Karl mußte sich aus Italien zurückziehn, und nahm nun seine Zuflucht zur List und Bestechung. Durch große Geschenke und Versprechungen bewog er Karlmannen, mit seinem Heer Italien zu verlassen. Kaum hatte dieser die Alpen überstiegen, als Karl alle Punkte seines Versprechens gradezu wegläugnete, in aller Eile nach Rom reiste,

und von dem Pabst und dem römischen Senat die Kaiserwürde erkaufte *).

Aus den Briefen des Pabsts Johannes des Achten **) ergiebt sich, daß er sich nicht nur in völligem Besitz des Rechtes geglaubt, den Kaiser zu ernennen, sondern auch von ihm, als seinem Vasallen, Hilfe gegen seine Feinde zu fodern. Die Sarazenen hatten sich damals in Unteritalien vestgesetzt, und den Pabst gar bald gezwungen, ihnen das Geld zu geben, das er von Karl dem Kahlen für den Kaisertitel empfangen hatte. Johannes drang mit einem gebietrischen Ton in Karln, nach Italien zu kommen, um den heiligen Peter und die Kristenheit zu retten. Als dieser endlich die Reise antrat, rükte Karlmann, der nach dem unterdessen erfolgten Tod seines Vaters die Rechte seines Hauses mit aller Macht zu behaupten suchte, mit einem starken Heer heran. Der feige Karl eilt nach Frankreich zurück, auf welcher Reise er starb (im J. 877.) Karlmann rückt bis nach Pavia vor, wo er sich von verschiednen Grossen Italiens, die gegen den so französischgesinnten Pabst aufgebracht waren, huldigen läßt, und schreibt einen verbindlichen Brief an den Pabst, worin er ihm die Versicherung giebt, er werde die Kirche mehr als irgend einer seiner Vorfahren erhöhen. Der Pabst versprach Gesandte zu schicken, suchte die Sache so viel als möglich in die Länge zu ziehn, und reiste unterdessen selbst nach Frankreich zu Ludwig dem Stammler, Karls des Kahlen Sohn, von dem er Hilfe gegen den Herzog von Spoleto suchte, welcher ihn sehr ins Gedränge gebracht hatte. Ludwig der Stammler starb bald darauf, und auch Karlmannen

*) S. Annales Fuld. ad ann. 875.

**) S. Tom. 9. Conc. Labbei. p. 103.

hinderte der Tod (im J. 880.) seine Absichten in Italien zu erreichen.

Wachsam seine Ansprüche immer mehr auszudehnen, machte der Pabst nun den Entwurf, das longobardische Reich von der päbstlichen Krone eben so abhängig als die Kaiserwürde zu machen. Er berief daher die Bischöfe und den hohen Adel dieses Landes nach Rom, um sie zu seinen Absichten geneigt zu machen. Allein sie folgten dem Rufe nicht; und der Erzbischof von Mayland, der an ihrer Spitze stand, ließ sich lieber in den Bann thun und seiner Stelle entsetzen, als daß er den Rechten seines Vaterlandes etwas vergeben wollte.

Da sich der Pabst der Sarazenen und des Herzogs von Spoleto nicht erwehren konnte, so wandte er sich an die zwey noch übrige Söhne Ludwigs des Deutschen, und lud sie nach Italien ein, um sich die Kaiserkrone auffetzen zu lassen. Ludwig der ältere entschuldigte sich; allein Karl gieng nach Italien, ohne jedoch dem Pabst, der ihm bis nach Ravenna entgegen gegangen war, irgend eine Hilfe zu versprechen. Der stolze Bischof wollte ihn nur unter gewissen von ihm vestgesetzten Bedingungen krönen; welches beynahe eine zweyte Reise Karls nach Italien eben so fruchtlos als die erstre machte. Die longobardischen Reichsstände scheinen Karln endlich bewogen zu haben, die Bedingungen des Pabsts einzugehn; und er wurde als Kaiser gekrönt und anerkannt.

Bald darauf (im J. 882.) starb Karls älterer Bruder Ludwig, ohne einen Erben zu hinterlassen. Er besaß Ostfranken, Sachsen, Frießland und Thüringen, und hatte Ludwig den Stammler von Frankreich gezwungen, ihm ganz Lothringen herauszugeben.

Karl der Dicke. Krieg mit den Normännern.

Nun war Karl, welcher der Dicke genannt ward, Herr von ganz Deutschland, Lothringen und der Lombardey. Wäre er klüger und muthiger gewesen, so hätte er leicht die Normänner, die sich nun mit Hilfe der Schwäche der französischen Regenten an dem Ausfluß der Seine vestgesetzt, und bis in die Gegend von Trier vorgedrungen waren, leicht zurüktreiben können. Er versammelte seine ganze Macht gegen sie; allein die falschen Religionsbegriffe der damaligen Zeit besiegten ihn. Der Anführer der Normänner, der sich mit seinem Heer an der Maas verschanzt hatte, versprach sich taufen zu lassen; und nun glaubte Karl, der seinen Bischöfen mehr Gehör gab, als der gesunden Vernunft, den Frieden nicht theuer genug erkaufen zu können. Er trat dem Barbarn, ohne sich mit ihm zu schlagen, einen Theil von Frießland ab, und gab den Normännern 2080. Pfund Gold und Silber, wozu man auch die Kirchenschätze nehmen mußte. Dieser Friedenskauf diente bloß dazu, dem Feind neue Kräfte zu geben, seine Einfälle zu wiederholen. Wäre nicht in Deutschland der Held Heinrich von Babenberg (jezt Bamberg) gewesen, so hätten sich die Normänner an dem Rhein eben so vestgesetzt, als an der Seine.

Dem Pabst zu Gefallen trat nun Karl einen Zug nach Italien an, und nahm den Herzog von Spoleto gefangen, der bisher des Pabstes Geissel war. Der Herzog flüchtete sich aus dem Gefängniß zu den Sarazenen, und machte sich durch das mit ihnen errichtete Bündniß in Italien so förchterlich, daß sich Karl in Güte mit ihm setzen mußte.

Karl der Dicke wird Herr der ganzen fränki-

In Frankreich war Karls des Grossen Nachkommenschaft bis auf ein Kind zusammengeschmolzen, welches

schen Monarchie, und dann abgesetzt.

man Karln den Einfältigen nennte, und dessen gesetzliche Geburt bezweifelt ward. Die Normänner hatten dieses Reich so beängstigt, daß die Stände sich nach einem König umsahen, der diesen förchterlichen Feinden gewachsen wäre. Dieß war um so nöthiger, da sich die zwischen der Rhone, Saone, dem Jura und den Alpen gelegenen Lande schon von dem fränkischen Reiche getrennt, und einen eignen König erwählt hatten. Man trug also die Krone von Frankreich unserm Karl an, der nun beynahe ein eben so grosses Reich, als Karl der Grosse, besaß. Wäre er nur fähig gewesen, die Kräfte dieses weiten Reiches eben so wie sein grosser Ahnherr zu gebrauchen!

Durch den ersten schändlichen Friedensvertrag hatte Karl die Normänner so muthig gemacht, daß sie, Trotz dem so ansehnlichen Zuwachs seiner Macht, einen neuen Zug nach Frankreich unternahmen, wohin sie besonders die reichen Klöster und Stifter lockten. Aus dem Theil von Frießland, den er ihnen abgetreten, kamen sie mit einem grossen Heer zu Lande bis vor die Thore von Paris, indessen ihre ungeheure Flotte die Seine bedeckte. Mit unglaublicher Dapferkeit wehrten sich die Bürger der Stadt unter Anführung ihres Grafen Eudes und des Bischofs Goslin anderthalb Jahre lang gegen den so überlegenen Feind, und verschafften Karln Zeit genug, sie retten zu können. Als sie von Krankheiten, Hunger und Ermüdung beynahe aufgerieben waren, und die Normänner die Mauern schon durchbrochen hatten *), rückte endlich Karl mit einem Heer heran.

*) S. die Beschreibung dieser merkwürdigen Belagerung von einem Augenzeugen, Abb. Pratenf. beym Duchesne.

Anstatt mit ihnen zu schlagen, gieng er einen Frieden ein, der ihn vor der ganzen Welt verächtlich machte. Er ließ ihnen 700. Pfund Silber auszahlen und erlaubte ihnen, die Seine nach ihrem Belieben zu befahren, das zu ihren Absichten so wohlgelegene Paris zu ihrem Waffenplatz zu machen, und sich in Burgund Wohnplätze zu suchen.

Luitbard, Bischof von Vercelli, ein Italiäner, und Karls Vertrauter, häufte noch mehr Schande über seinen schwachen Herrn. Er hatte viel Einfluß auf die schändlichen Friedensverträge gehabt, die Karln in den Augen seiner Völker so tief erniedrigten; und nun warf man ihm auch unter andern Verbrechen noch vor, er habe seines Herrn Ehebett geschändet. Der Bischof wurde vom Hofe verwiesen, und Karl selbst trug seine Schande öffentlich dem Volke vor. Die Kaiserin reinigte sich durch die Feuerprobe und den Zweykampf, ward aber dessen ungeachtet in das von ihr gestiftete Kloster Andlau im Elsaß gesteckt, worinn sie starb.

Des Kaisers Blödsinn und Unthätigkeit hatte nun den ganzen Staat aufgebracht. Der verwiesene Bischof von Vercelli *) suchte Rache; und da er Karls Schwäche kannte, so stellte er es Arnulphen von Kärnten, Karlmanns natürlichem Sohn, als sehr leicht vor, Karln zu stürzen, und über ihn weg auf den Thron von Deutschland zu steigen. Man trat in Unterhandlungen mit den Grossen, und es ward eine allgemeine Versammlung nach Trebur bey Maynz ausgeschrieben, bey welcher sich auch ein Theil der Stände von Frankreich einfand. Hier ward Karl durch einen einstimmigen Schluß förmlich und feyerlich der Regierung entsetzt (im J. 887.). Er bat nur um eine anständige Versor-

*) S. Nachrichten von ihm in Ferd. Ughelli Italia Sacra.

gung, die ihm aber so sehr fehlte, daß er von der Gnade eines Erzbischofs von Maynz leben mußte. Er, der verschiedne reiche Abteyen gestiftet hatte, hieng nun von den Almosen eines Prälaten ab.

So gieng es der rechtmäßigen Nachkommenschaft Karls des Grossen, wie es sein Vater Pipin Klodwigs Nachkömmlingen gemacht hatte.

Von nun an blieben Deutschland und Frankreich getrennte und unabhängige Reiche, die ihre besondern Regenten in ununterbrochener Reihe bis auf unsre Zeiten hatten. Der größte Theil des damals bekannten Europa bekam durch den Verfall der fränkischen Königsfamilie ein neues Ansehn. Deutschland hätte unter den grossen Männern, die wir bald auf den Thron desselben werden steigen sehn, glücklich seyn können, wenn es sich von Italien eben so wie von Frankreich getrennt hätte.

Geschichte der Deutschen.

Drittes Buch.

Ueber Sitten, Charakter, Künsten, Wissenschaften, Staatsverfassung und Religion der Deutschen in den vorhergehenden Zeitläufen.

Wir beginnen nun eine Epoche unsrer Geschichte, worin wir unser Vaterland auf einer Stufe des Ruhmes und der Ueberlegenheit über die andern europäischen Staaten sehen werden, die es nachher nie wieder erreicht hat. Die finstern Waldungen, die es im Anfange der erstern Epoche deckten, sind nun lichte, Moräste vertrocknet, die Flüsse eingeschränkt, und die Natur überhaupt ist zahmer. Unsre Stammväter, die zuvor nichts als ihre persönliche Stärke und Tapferkeit zu ihrer Vertheidigung hatten, und ihre Wohnungen öfters den wilden Thieren oder den Fremden überlassen mußten, wohnen nun in Städten, und lernten sie befestigen. Sachsen, deren Ahnen im dritten oder vierten Grad noch die Barbaren waren, die uns Tazitus schildert, werden nun für Deutschland gesetzgebende Genies

und ertheilen ihm einen Glanz, der alle benachbarte Staaten umher verdunkelt. Man jagt nun nicht bloß mehr Wild in den schrecklichen Thälern des Harzes. Man dringt in das Eingeweide des aufgethäreten Gebirges ein, und findet Quellen des Reichthums, die jetzt noch fliessen. Kurz, alles ist verändert.

Ehe wir den Faden unsrer Geschichte wieder ergreifen, müssen wir erst einen Blick auf die Wege zurückwerfen, durch welche unsre Väter zu dieser Verändrung geschritten sind. Wir müssen untersuchen, welche Hinderniße, die ihrer politischen Ausbildung im Wege standen, sie überstiegen, und auch welche Irrwege sie öfters eingeschlagen haben.

Veränderung in den Sitten, Handthierungē u. s. w.

Die ersten Schritte aus der Barbarey hat Deutschland, überhaupt genommen, unmittelbar den Franken zu verdanken. Die andern deutschen Völker, welche vor ihnen ausgewandert, waren mehr Räuber, als Eroberer. Sie durchstreiften den Süden vom Europa so lange sie plündern konnten, und liessen sich nicht eher in einem gewissen Lande nieder, als bis sie die Noth dazu zwang. So weit entfernt von ihrem Vaterland konnten sie keinen Einfluß mehr auf dasselbe haben. Die Franken hingegen handelten als wahre Eroberer. So wie sie über dem Rhein Fuß gesetzt hatten, behaupteten sie Schritt vor Schritt den vesten Besitz des Landes, welches sie betreten, und bildeten auf die Art ein neues mit ihrem alten Vaterland zusammenhängendes Reich.

Gallien, welches sie erobert, war unter den Römern blühend geworden. Der Grund zu dem grossen Paris war schon gelegt. Trier, Autun, Lion, Arles, Marseille u. a. m. waren bevölkert und reiche Städte. In Autun rechnete ein Prokonsul in seinem Schreiben an den Theodosius 25000. Fami-

lien. Man sah in diesen Städten die prächtigsten Denkmäler der Kunst, Amphitheater, öffentliche Brunnen, Bäder, Palläste, Schlösser, u. s. w. Ob nun schon die schlechte Staatsverwaltung der Römer in ihrer letztern Epoche, die innern Kriege und die Einfälle der Barbaren vieles zerstört hatten, so war doch zur Belehrung der Franken noch genug übrig.

Je näher der Mensch dem Naturstand ist, desto störrischer ist er und desto weniger weicht er von seinen einmal gefaßten Begriffen ab. Der erste Schritt zum Ackerbau und zu den gemeinsten Handwerken kostete die Franken gewiß mehr Anstrengung und Mühe, als ihre ganze weitere Fortschreitung zur Kultur bis zum Ende der Regierung Karls des Grossen. Aus den Wäldern Deutschlands brachten sie nach Gallien den Begriff mit, daß die Arbeit überhaupt und besonders der Feldbau einen freyen Mann erniedrige. Sie überliessen im Anfang diese Beschäftigungen den von ihnen überwundenen Völkern, und gaben sich bloß mit der Jagd und dem Krieg ab.

Die Verachtung, womit sie den überwundenen Römern und Galliern anfangs begegneten, war ihnen ein eben so starkes Hinderniß auf dem Weg zur Kultur. Aus ihren Gesetzen ersehen wir, daß sie den Todtschlag eines Römers bey Gericht um die Hälfte geringer schätzten, als den eines Franken. Jener wurde nur mit 100, dieser aber mit 200. Solidis gebüßt.

Das gesellige Leben hat unwiderstehliche Reitze. Da sich die Franken unter den Römern in Gallien als Sieger niederliessen, dachten sie nicht daran, daß ihnen von denselben nach und nach Fesseln angelegt würden, die sie nicht mehr zerreissen konnten. Sobald der Mensch einen Schritt über die Gränzen

der ursprünglichen Wildheit gethan und das Beyspiel eines gesittetern Lebens nahe vor Augen hat, empfindet er einen Trieb, seine Bedürfnisse immer mehr zu häufen; und dieser Trieb allein kann seine natürliche Trägheit besiegen und ihn zu seiner Ausbildung spornen.

Der Ackerbau ist die erste Stufe aus der Wildheit. Die Franken mußten in Gallien diese Stufe betreten, weil sie hier die Jagd nicht mehr so leicht nährte, als im Schatten ihrer dicken Wälder, da das Eigenthumsrecht hier eingeführt war, und die Ländereyen einen gewissen Werth hatten. Nebstdem, daß ihnen der Ackerbau einen viel sicherern Unterhalt verschaffte, als ihre vorige Lebensart, hatte er auch noch den Reiz, daß er ein Mittel war, reich zu werden, und sich über andre zu erheben.

In Süddeutschland hatten schon die Römer in Rücksicht auf den Landbau grosse Veränderungen bewirkt. Tazitus zweifelte, ob der deutsche Boden fruchttragende Bäume zeugen könnte; aber nun finden wir in den bayerischen Gesetzen *) Kraut- Obst- und Weingärten. Am Rhein und an der Mosel war der Weinbau noch früher in Aufnahme gekommen. Die allemannischen Gesetze **) reden von Scheuern, Kornböden, Kellern, und ausdrücklich vom Brod.

Aus den nämlichen Gesetzen scheint aber zu erhellen, daß diesen Völkern die Jagd noch ungleich wichtiger war, als der Feldbau. Wenigstens sind sie in Rücksicht auf die erstere umständlicher und deutlicher, als in Rücksicht auf den letztern ***).

*) Leges Bajar. Tit. 8. C. 8. und Tit. 1. C. 14.
**) Leg. Alam. Tit. 81. und in Rücksicht auf das Brod Tit. 22.
***) Man sehe zum Beyspiel Leg. Alam. TT. 19, 20, 70, 75, 82, 101 &c.

Sachsen und Frießland hingegen waren noch ganz in dem Zustand, den Tazitus beschreibt, und auch Thüringen war noch weit hinter den süddeutschen Ländern zurück. †) Das menschenscheue Elendthier hatte sich schon von der Donau zurückgezogen, war aber noch zu Karls des Grossen Zeiten an den Ufern der Yssel zu sehen ††). Man fand noch in Allemannien den Auerochsen, der sich nur in Ungeheuern und den finstersten Gehölzen fortpflanzt *), und ohne Zweifel auch in dem sandigten Norddeutschland das Rennthier, welches die Haiden liebt **).

Bis zu Karl dem Grossen machte Deutschland nur sehr laugsame Schritte zu seiner Kultur; allein von seiner Zeit an verschwanden nach und nach alle die leichtscheusten Thiere von unserm vaterländischen Boden, und zogen sich über die Oder und Weichsel zurück. Er war selbst Landwirth, und man erstaunt über das ungeheure und mannichfaltige Detail der Rechnungen, die er sich von seinen Meyerhöfen alljährlich vorlegen ließ. ***) Wenn wir seine landwirthschaftlichen Vorschriften auf sein ganzes Reich ausdehnen dörften, so wäre der deutsche Boden unter ihm viel reicher gewesen, als er jetzt ist. Sie reden nicht nur von verschiedenen Gattungen Aepfeln und Birnen, von Kastanien- Nuß- Quitten- und Mandelsondern auch von Maulbeer- Feigen- und Lorbeerbäumen. Wenn gleich der bessere Theil dieser Früchten gewiß nur in den südlichern Provinzen seines Reiches

†) S. Legenda S. Bonifacii bey Menken T. 1. p. 852.

††) S. Schlözers Briefwechsel 1776. S. 79.

*) LL. Alam. T. 99. **) S. J. Beckmanns Abhandlung von den vornehmsten Thieren des alten Deutschlands in Büschings gelehrten Abhandlungen und Nachr. aus und von Rußland.

***) Capitul. de villis, C. 62. bey Heinecc. p. 23.

zu suchen war, so können wir doch aus seiner angestrengten Verwendung für den Feldbau sicher schliessen, daß er auch für seine Höfe im Norden alles das gethan habe, was Luft und Erde gestatteten. Was aber das meiste zur Aufnahm des Ackerbaues beytrug, war die Vereinigung so vieler mehr und weniger gesitteter Völker, und ihre gegenseitige von Karl dem Grossen begünstigte Vermischung.

Den Mönchen, die sich seit Pipin in den südlichern, und unter Karl dem Grossen und dessen Nachfolgern auch in den Nordgegenden Deutschlands ausbreiteten, haben wir auch zum Theil den Anbau unsers Bodens zu verdanken. Hier hatte man ihnen meistens nichts als Wildnisse, Moräste, Waldungen und Haiden zu verschenken, die sie selbst urbar machen mußten. Eine Art von Layenbrüdern, und nicht die Priester, machten anfangs die grössere Zahl in den Klöstern aus, und mußte die erste Hand an den Landbau legen. So wie sich eine Klostergemeinde irgendwo niedergelassen hatte, sammelte sie sich zum Behuf und zur Erweiterung ihres Feldbaues nach und nach auch Knechte, die sich bey derselben häuslich niederließen. So entstanden mit der Zeit um die Klöster her Dörfer, Flecken und Städte.

Anfangs war das Land in einzelne grosse Besitzungen vertheilt, die man Höfe, Heime, Weiler, Häuser u. s. w. nannte, womit sich wirklich noch die Namen der meisten unsrer Dörfer, Flecken und Städte endigen. Der Besitzer eines solchen Gutes baute den Knechten, die er zum Bau desselben nöthig hatte, um seine Wohnung her, Hütten; und so entstand ein Dorf. Ließen sich bey einem Hofe zum Behuf eines oder mehrerer Dörfer die nöthigen Handwerker nieder, so ward das, was wir einen Flecken nennen,

gebil-

gebildet. Städte entstanden, wenn sich irgend in einem Flecken zum Behuf des platten Landes umher so viele Handwerker, Künstler und Kaufleuthe anhäuften, daß sie die Zahl der Ackersleuthe merklich überstiegen; oder wenn mehrere Güterbesitzer ihre Wohnungen nahe an einander bauten, und die zu ihrem Landbau erfoderliche Industrie um sich her versammelten. Dieses gilt bloß im Bezug auf unsre jetzigen Begriffe und Benennungen; und erst später hin wurden diese Plätze, die damals des Namens der Städte, im Vergleich mit den unsrigen, kaum würdig waren, mit Mauern umgeben; und noch später bekamen sie die bürgerliche Verfassung, die sie wirklich haben, wie wir zu seiner Zeit hören werden.

Viehzucht. Man hielt noch so viel auf die Viehzucht, daß der Schwein- oder Schaafhirt mit dem Marschalk oder Stallmeister, und dem Seneschalk oder Hausmeister eines Hofes gleiches Wehrgeld hatte.

Handwerk und Künste. Wir sagten oben, der Ackerbau wäre für die Menschen der erste Schritt aus der Barbarey. Wirklich stößt er von selbst ein Volk um einige Stufen höher ins gesellige Leben. Kleidung, Geräthe und Werkzeuge des Bauern müssen mannichfaltiger seyn, als was der Hirt oder Jäger zu seinen Verrichtungen nöthig hat. Ein grosser Theil der bürgerlichen Industrie ist von Natur an den Ackerbau angekettet. Nebstdem zieht er nothwendig die Aufmerksamkeit der Menschen auf die Kenntnis des Bodens, der Jahrszeiten, der Witterung und vieler andrer Dinge, die den Wilden und Barbaren gleichgiltig sind. Er führt von selbst die Gesellschaft zu den Begriffen, welche die Hinführung der Hands-

lung, der Münze, der Polizey und vieler andrer Dingen befördern, wodurch sie immer enger zusammengebunden und ihrem Zwecke näher gebracht wird.

Karl der Grosse sorgte dafür, daß seine Höfe mit den nöthigen Handwerkern versehen waren. Wir finden auf denselben Schuhmacher, Schreiner, Drechsler, Schmiede, Schildmacher, Müller, Gerber, Sattler, Wagner, Seifensieder, Becker, Biersbrauer, Meth- und Mostzubereiter, Netzmacher, Vogelfanger und Gold- und Silberarbeiter. Wir sehen, daß man sich darauf verstand, die Obstbäume zu propfen und zu pelzen, das Fleisch einzusalzen, in Teichen Fische zu setzen, Bienen und verschiednes Federvieh zu züchten. *) Ohne Zweifel ist des Kaisers Beyspiel auch von andern Güterbesitzern befolgt worden.

Man verarbeitete Hanf und Flachs. Doch war der Gebrauch der leinenen Hemden noch nicht allgemein. Ohne Zweifel war dieß eine der Hauptursache, daß die Menschen so häufig mit den Krankheiten der Haut, mit dem Aussatz geplagt wurden. Das Spinnen und Weben war die Beschäftigung des Frauenzimmers, und man rühmt Karls des Grossen Töchter wegen ihrer Geschicklichkeit in dieser Arbeit. Die Weiber und Töchter der Leibeignen mußten dieselbe frohnweise für ihre Herren verrichten. Das Spinnen ward für eine so natürliche und allgemeine Beschäftigung des Frauenzimmers gehalten, daß die Thüringischen Gesetze das Weib nur schlechtweg eine Kunkel, so wie den Mann eine Lanze nennen.

Uebrigens hatte man diesseits der Alpen fast gar keine Manufakturen. Die Seidenzeuge bezog man

*) Capit. de Villis C. 45. Bey Heinecc. C. J. G. A. p. 614. und Capit. de Villis. C. 62. p. 23.

aus Asien, und die Wollenzeuge aus Italien. Gegen den Anfang der Regierung Karls des Grossen finden wir Spuren, daß die Wollenweberey auch zu Lyon, Arles und Tours Fuß gefaßt hatte. Zum Hausgebrauch ward die Wolle und das Geishaar auch in Deutschland verschiedentlich verarbeitet.

Die Wohnungen, die nun ziemlich viel Gemächlichkeit und zum Theil auch Pracht verriethen, zeigten vorzüglich, wie weit die Nazion in der Kultur vorgerückt war. Die bayerschen Gesetze sagen uns, daß man nun anfieng mit Stein und Kalch zu bauen, Säle, Stuben mit Kaminen, und mehrere Gebäude aufzuführen, und sie mit verschiednen Säulen zu zieren *). Man verstand es aber noch nicht, Saal, Stube, Speicher und Keller Ein in Gebäude zu verbinden, sondern setzte jedes abgesöndert. Karl der Grosse, wie er überhaupt ein Beförderer der Künste war, that auch das Seinige für die Baukunst. In Italien fand er Geschmack an einer prächtigern Bauart, als die man diesseits der Alpen zu sehn gewohnt war. Er führte zu Ingelheim, Nimwegen und Achen grosse Palläste auf, und pflegte die letztre von ihm so sehr verschönerte Stadt Neu-Rom zu nennen. Sein Beyspiel munterte die Grossen seines Reiches zu ähnlichen Unternehmungen auf. Dieser Prachtaufwand ward damals bey seiner Entstehung eben so getadelt, als jetzt, da er so viele Riesenschritte über seine damalige Stufe gemacht hat. Die Mönche von Fuld verklagten ihren Abt bey Karl dem Grossen, daß er ungeheure Gebäude habe aufführen lassen **).

Man hatte auch schon Bergwerke, und gewann

*) Leges Baj. Tit. 1. C. 14. und Tit. 9. C. 6.

**) Browerı Antiquit. Fuld. L. 1. C. 6.

sehr viel Eisen, viel Kupfer, Silber und Gold aus dem Rheinsand *).

Von den feinern Künsten finden wir in den Urkunden der damaligen Zeit wenig Spuren. Die Schlaguhr, womit der Kalife Aron Rachild Karln ein Geschenke machte, ward vom Hof als ein Wunder betrachtet. Die Mönche verlegten sich zum Theil auf das Mahlen, Bildhauen, Giessen u. s. w. **), haben uns aber keine Denkmähler ihrer Kunst zurückgelassen. Aeusserst merkwürdig für uns ist, daß sich Deutschland in Rücksicht auf die Tonkunst damals schon zu Italien, wie jetzt, verhielt. Der Italiäner Johannes Diakonus ***) spricht den Deutschen allen Geschmack in der Musik ab, und doch beschrieb sich Pabst Johann der Achte aus Deutschland einen Orgelschlager †), so wie jetzt noch unsre Virtuosen in Italien gesucht werden, ob man schon ihren Landsleuthen überhaupt Stimmen und Geschmack abspricht. Karl der Grosse suchte besonders eine gute Kirchenmusik in Aufnahm zu bringen, und ließ den sogenannten Gregorianischen Gesang, den, nach des Johannes Diakonus Zeugnis, die Franken verdorben hatten, verbessern. Es wurden in dieser Absicht zu Metz und Soissons Singschulen angelegt.

Sprache und Dichtkunst.

Wir haben fast gar keine Spuren, daß die deutsche Sprache vor Karl dem Grossen eine Büchersprache war. Aus Ottfrids Zeugnis ††) scheint das Gegentheil, und so viel zu erhellen, daß die Schreibkunst überhaupt unter den alten Deutschen wenig bekannt war. Dieser

*) Otfried bey Schilter. T. 1. p. 23.
**) Broweri Antiquit. Fuld. L. 1. C. 11.
***) Johann Diacon. in vita Gregorii Magni. C. 6. T. 4. Opp. Greg. p. 41.
†) Miscell. Baluc. L. 5. p. 490.
††) Bey Schilter.

Mann, dem wir in Ausbildung unsrer Sprache ungemein viel zu verdanken haben, hatte nach seinem eignen Geständnis unglaublich viel Mühe gewisse deutsche Töne, z. B. Wu, Ui u. a. m. mit Buchstaben auszudrücken. Zum Ausdruck des erstern Tones glaubte er drey U, wovon die zwey erstern Mitlauter, das letztre aber ein Selbstlauter wäre, nöthig zu haben, wie denn die Engländer das W wirklich noch ein doppeltes U nennen, und es die lateinische Form dieses Buchstabens augenscheinlich dargiebt. Das Ui weiß er nicht anders als durch das griechische y auszudrücken. So wie man sich zu Gottscheds Zeiten, im Anfang der neuern und schönen Epoche unsrer Litteratur, beklagte, daß mehr für die todten und fremden Sprachen, als für die Muttersprache gethan werde; eben so macht Ottfrid als ein biderer Patriot seinen Landsleuthen derbe Vorwürfe, daß sie sich schämten, schlecht latein und griechisch zu schreiben, und über ihre Ungeschicklichkeit, sich in ihrer Muttersprache deutlich auszudrücken, nicht errötheten. So viel auch diesem wackern Mann die Härte und Unbiegsamkeit seiner Sprache zu schaffen machte, so fand er sie doch wortreich genug, daß er die Evangelien in dieselbe übersetzen konnte, welches älteste Denkmal unsrer Litteratur wir noch haben.

So lange das fränkische Reich unzertheilt war, ward die deutsche Sprache, als die Muttersprache der Franken, auch bey Hofe geredet. Karl der Grosse sah wohl ein, daß die Ausbildung eines Volkes von dem Anbau seiner Sprache unzertrennlich ist, und gab sich alle Mühe, seine Muttersprache in Aufnahm zu bringen. Er arbeitete selbst an einer deutschen Sprachlehre, gab den Winden und Monaten deutsche Namen, und ließ die alten noch übriggebliebenen Volkslieder sammeln. Nach seinem Tod

kamen finstre Zeiten, die seine Bemühungen wieder vereitelten; und da sein Reich getrennt ward, kam in Westen ein Gemische von verderbtem Latein, dem alten Zeltischen und Deutschen, in Aufnahm, welches der Ursprung der heutigen französischen Sprache war. *)

Die Dichtkunst ist unter allen Künsten dem Menschen die natürlichste. Völker, deren Sprache auch noch so arm ist, und die kaum einen abgezognen Begriff ausdrücken können, haben ihre Gesänge. Räubervölker suchen sich durch die Dichtkunst zum Streit zu erhitzen und die Thaten ihrer berühmtesten Anführer zu verewigen, wie auch unsre Urahnen nach des Tazitus Zeugnis thaten. Hirtenvölker drücken die Empfindung der Liebe, die Eindrücke der Naturreitze, und alles das, wozu sie ihr müßiges, harmloses Leben und ihre Einsamkeit aufgelegt machen, durch Gesänge aus. Ossian ist das Beyspiel eines Dichters, wie unser Vaterland vor den fränkischen Eroberungen, und Sachsen bis zu Karl dem Grossen hin gewiß viele gehabt hat. Ihre Gedichte athmeten ein seltsames Gemische von sanfter Liebe und kriegerischer Wuth; und da die Gegenstände ihrer Empfindungen und die Bilder, womit sie dieselben darstellten, an Zahl sehr eingeschränkt waren, so hatte ihr Ausdruck um so viel mehr Stärke, je weniger ihre Einbildungskraft zerstreut war.

Als sich die deutschen Völkerschaften unter den Franken in eine engere Gesellschaft zusammenthaten,

*) Beyspiele, wie dieses ursprüngliche Französische und das Deutsche im gemeinen Leben geredet war, findet man unter andern beym Nithard. Hist. L. 3. Pfeffinger ad Vitriar. T. 1. p. 57. welche Beyspiel Herr Pütter in seiner deutschen Reichsgeschichte in ihrem Hauptfaden entwickelt, anführt.

und ihre Begriffe sich durch die erwachte Industrie und die Schattierungen des bürgerlichen Lebens vervielfältigten, breitete sich auch ihre Dichtkunst über mehrere Gegenstände aus. Ossians Gedichte haben nicht den leichtesten Zug der Satyre. Er ist ganz feyerlicher Ernst, so wie es die Natur der Sache, die Einfachheit seiner Gegenstände, und die Lebhaftigkeit seiner Empfindungen erfodert. Wenn der Mensch noch nicht enge in das geselligere Leben eingeschnürt ist, handelt er in allem geradezu; aber wenn das Reiben bürgerlicher Handlungen ihn geschmeidiger gemacht hat, denn erwacht in ihm die List und mit ihr der Spott. Wenn er in der erstern Lage seine widrigen Empfindungen durch Klagen, Drohungen, heftige Vorwürfe u. dgl. ausgedrückt hat, so nimmt er nun, da im geselligern Leben die Lebhaftigkeit seiner Gefühle abgestumpft worden, seine Zuflucht zur beissenden Satyre. — Nebst den Liebes- und Kriegesliedern begannen nun die Deutschen allgemach auch Spottgedichte zu machen. Das Alter des Gedichtes: Reineke der Fuchs, ist sehr hoch, und reicht nahe an die Zeiten Karls des Grossen. Mit sehr viel Wahrscheinlichkeit glaubt Ekart *), daß Isengrim, der Wolf, der Name eines Herzogs von Oestreich, Reineke, der Fuchs, aber der Herzog Reinhard von Lothringen sey, und daß der Dichter beyde Personen unter den Masken dieser Thiere richtig gezeichnet und dargestellet habe. Nachher behielten bey den Deutschen beyde Thiere in der Fabel diese Namen, und auch die Franzosen nennen den Fuchsen noch wirklich Renard. — Wenn irgend die auffallende Handlung eines Grossen die Aufmerksamkeit des Publikums reitzte, so gab es durch

*) Tom. 2. Commentar. p. 797.

Volkslieder, die, wie jetzt bey uns fade Gesänge aus einer beliebten Oper, durch das ganze Land ertönten, seinen Beyfall zu erkennen, oder rächte sich, wenn die That Ahndung verdiente, auf die nämliche Art. So ward Erzbischof Hatto von Mainz, der einen Grafen Adelbert von Bamberg meuchelmörderisch umbringen ließ, durch Volkslieder bestraft.

Höhere Wissenschaften.

Obschon die deutsche Sprache unter der Regierung der fränkischen Könige die Hofsprache war, so konnte sie, in Betracht der so verschiednen Nazionen, die ihrem Zepter unterworfen waren, doch nicht als herrschend angesehn werden. Nebstdem war zwischen den deutschen Mundarten selbst ein so grosser Unterschied, daß wir uns eben nicht sehr zu wundern haben, wenn die Kanzley und Schriftstellerey überhaupt die lateinische Sprache zu Hülfe nahm, besonders da Italien, wo die Sprache noch am meisten blühte, so tief es auch gesunken, doch noch die aufgeklärteste, bevölkertste und reichste Provinz der Franken war.

Dessen ungeachtet war doch die Religion die Hauptursache, daß die lateinische Sprache damals über die deutsche siegte. Es war nicht die geringste Wohlthat, die unsre Vorfahrer dem römischen Kristenthum zu verdanken hatten, daß sie hauptsächlich durch dasselbe mit den grossen Werken der alten Römer bekannt wurden.

Die päbstliche Hierarchie fieng gegen Pipins Zeiten an sich zu bevestigen. Die Gelehrsamkeit war blos in den Händen der Geistlichkeit, und diese hatte zu ihrer Mittheilung durch ganz Europa, und zu ihrer Verbindung mit ihrem nun angenommenen Befehlshaber zu Rom die lateinische Sprache nöthig. Alle Kirchen bildeten sich nach der römischen, wie wir

bald an dem Beyspiel des Bonifazius, des Hauptreformators vom europäischen Norden, sehen werden. Endlich kam es noch dazu, daß sich die Pfaffen, als der aufgeklärteste und, wegen der unter dem rohen Volk eingerissenen Bigoterie, angesehnste Theil der Nazion sich an die Spitze der Staatsgeschäfte stellte; und so war es sehr natürlich, daß uns unsre Urväter größtentheils nur lateinische Denkmale ihres Menschenverstandes hinterlassen haben. Die sowohl das Weltliche als Geistliche betreffende Kapitularien Karls des Grossen, verschiedne sowohl in gebundner als ungebundner Rede in schlechtem Latein verfaßte Kroniken und römische Liturgien, sind beynahe das Einzige was uns aus diesen finstern Zeiten noch übrig ist.

Da die Religion nun beynahe die einzige Seele der Gelehrsamkeit und dabey zu einem schwerfälligen, geistlosen, abentheuerlichen Gepränge geworden war, welches mit den menschlichen Empfindungen und Leidenschaften so wenig als mit den bürgerlichen Pflichten in Verbindung stand; so fehlte es den Wissenschaften an dem Schwung, der Popularität und der allbelebenden Wärme, wodurch sie sich im goldnen Zeitalter der Griechen und Römer auszeichneten. Nothwendig mußte den bessern Köpfen, die mit den Alten bekannt wurden, dieser ungeheure Abstand auffallen; allein anstatt den Fehler in ihrer Erziehung, ihren Sitten, ihrer Staats- und Religionsverfassung zu suchen, schrieben sie ihn einer Erschöpfung der menschlichen Seelenkräfte zu. „Die Welt ist veraltet," sagt Fredegar, „der Menschenverstand geschwächt. Keiner von uns kann oder will den guten Rednern nahe kommen" *).

*) In Prolog. Chron.

Unter den übrigen Ständen, auſſer der Kleriſey, ſtand das Studieren in einer allgemeinen Verachtung. Die Gelehrſamkeit ward blos in die Klöſter eingeſchloſſen, und die Ritterſchaft hielt das Reiten, Jagen und Krieglaufen für die einzigen ihr anſtändigen Beſchäftigungen. Nun athmete die ganze literariſche Erziehung und die Gelehrſamkeit überhaupt den plumpen Mönchsgeiſt; und doch war noch gegen das Ende des ſechsten Jahrhunderts die Unwiſſenheit unter der Kleriſey ſo groß, daß die Kirchenverſammlung von Narbonne vom Jahr 589. *) gebieten mußte, keinen, der nicht leſen konnte, zum Prieſter zu weihen.

Es war alſo nicht ſehr zu wundern, daß, als Karl der Groſſe die Wiſſenſchaften unter ſeinen Schutz nahm, ſeine erſten Bemühungen auf die Wiederherſtellung des Schrifttextes gerichtet, und das älteſte Denkmal unſrer Dichtkunſt eine Ueberſetzung der Evangelien war.

Rhabanus Maurus, Erzbiſchof von Maynz, der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit, hat uns einen Abriß der damals üblichen Studien und des ganzen Studierplans hinterlaſſen, der in jeder Abſicht höchſt merkwürdig für uns iſt. „Es iſt erlaubt„, ſagt er, „die Rhetorik zu ſtudieren, weil man mit Hülfe derſelben die figürlichen Redensarten der Schrift beſſer verſtehn, und das Eigentliche von dem Uneigentlichen unterſcheiden lernt.„ Die Verſemacherey wäre gut, meint er, weil ſie zur Erklärung des Tonmaaßes der Pſalmen diente; doch will er die heidniſchen Dichter, die man zu Handen nimmt, erſt von der Liebe und ihrer Götterlehre gereinigt haben. Die Dialektik iſt bey ihm die

*) De inſtitutione Clericorum, L. 3. C. 18.

Königin aller Wissenschaften und Künste. Er nennt sie die Kunst der Künste und die Wissenschaft der Wissenschaften. „Sie sagt uns," spricht er, „was und woher wir sind, was gut oder bös, wahr oder falsch ist" u. s. w. Die Anwendung von dieser hohen Kunst nun ist, daß man durch dieselbe die Trugschlüsse der Ketzer zu Schanden machen könne. Die Rechenkunst, glaubt Rhaban, wäre allenfalls in so weit nützlich, als man mit Hülfe derselben die geheimnißvollen Zahlen der Schrift entziffern könnte, und die Meßkunst würde zur Kenntniß des salomonischen Tempelbaus gute Dienste thun. Die Sternsehkunst erlaubt er zu studieren, weil man durch dieselbe die Festtage der Kirche vorläufig bestimmen kann; und die Musik hält er für den Gottesdienst unentbehrlich und sie eben blos deswegen für eine edle Kunst. Nebstdem glaubte er wäre das Hauptverdienst der sogenannten freyen Künste, daß das menschliche Gemüth durch sie von eiteln und sündlichen Gegenständen abgehalten würde.

Wie unpopulär, ja ich darf sagen wie unmenschlich, war nicht der Zweck, den Rhaban den Künsten und Wissenschaften darsetzte! Die schönen Werke der Griechen und Römer athmeten durchaus den sich mittheilenden Geist der Geselligkeit und Vaterlandsliebe; und nun sollten die schönen und nützlichen Kenntnisse blos die Verzierung einer verdorbenen und dem wahren Wohl des Saats widersprechenden Religion seyn! Die Sitten der Deutschen waren wohl zum Theil Schuld daran; allein, wenn wir unsern Ahnen den ersten Schritt aus der Barbarey der römischen Religion zu verdanken hatten, so war dieselbe doch zugleich auch Schuld, daß sie nicht weiter zur Kultur fortgeschritten sind. Damals betrachtete sich die Kirche als ganz getrennt vom Staat,

welches man der Religion der Aegypter, Griechen und Römer nicht zur Last legen kann: Sie suchte die Glückseligkeit des Menschen hauptsächlich jenseits des Grabes, verachtete alles Gegenwärtige und Irdische, und hatte keinen Begriff von der Verbindung der Pflichten, die sie ihren Angehörigen auflegen sollte, mit den bürgerlichen. Wir werden dieß in der Folge noch deutlicher sehen.

Vor Karl dem Grossen kannte man die schönen Künste und Wissenschaften kaum dem Namen nach *). Er berief Leuthe aus Italien, die den ersten Saamen der Litteratur durch Gallien und Deutschland ausstreuen sollten. Besonders bediente er sich hiezu eines Engländers, Namens Alkuin, den er von Rom mit sich nach Haus nahm. Es hätten noch mehrere Menschenalter dazu gehört, wenn seine so löblichen Bemühungen eine dauerhafte Wirkung haben und für die Nazion in gewissem Maaß wohlthätig seyn sollten. Da sein Geist seine Nachfolger in der Regierung gänzlich verließ, so kam die Barbarey, die vor ihm geherrscht hatte, gar bald wieder zurück.

Handlung. Für die Handlung war die Nazion eben so stumpf, wie für die Litteratur. Man überließ sie fast gänzlich den Fremden, besonders den Juden. Karl gab denselben ansehnliche Freyheiten, die sie aber, wie man aus seinen Verordnungen ersieht, sehr mißbrauchten **). Er legte in einem Strich von der Niederelbe an, mitten durch Deutsch-

*) Ante ipsum dominum regem Carolum in Gallia nullum studium erat liberalium artium. Monachus Egolism. in vita Car. M. p. 251.

**) Negotiatores judæi nec non & alii gloriantur, quod quidquid eis placeat, possint ab Episcopis & aliis Ecclesiasticis (v. Thesauros sacros) emere. Capit. 806.

land, nach Italien zu gewisse Handelsplätze an. Sie werden in seiner Verordnung Bardenwich, Magadoburg, Erpesfurd, Halarstat, Foracheim, Brumberg, Reginisburg und Lauriacum genennt. *) Hier hatten die Kaufleuthe ihre Niederlagen; und die Hauptabsicht dieser Einrichtung war, den Handel mit den Sklaven zu befördern, die noch weniger Industrie hatten, als Karls Unterthanen. Durch den gegenseitigen Handel zwischen den Normännern, die damals die stärkste Schiffahrt trieben, den Sachsen und Sklaven ward der Grund zur Stadt Wineta auf der Insel Usedom gelegt, die sehr mächtig, aber schon im neunten Jahrhundert von einer ausserordentlichen Fluth verschlungen ward. Da die Normänner die Ost- und Nordsee, die Sarazenen aber das mittelländische Meer mit ihren Raubschiffen beunruhigten, so konnte im fränkischen Reiche die Schiffahrt nicht emporkommen. Die Anstalten der fränkischen Regenten zur See, um den Räubern gewachsen zu seyn, waren mehr ein Versuch, als eine wirkliche Seemacht.

Die Gebräuche und die Staatsverfassung der Franken waren ein noch viel grösseres Hinderniß für die Handlung, als die Räuberey zu Wasser und Land. Ueberall werden wir finden, daß sie es nicht verstanden, das Privatinteresse mit dem Interesse des Staats zu verbinden, und daß also ihre Verfassung den größten politischen Fehler hatte. Die Grossen belegten die Kaufleute mit ungeheuern Zöllen **). Ungeachtet der noch üblichen Gastfreyheit bemächtigte man sich doch aller Güter eines im Land gestorbenen Fremden. Eine nothwendige Folge davon war, daß die

*) Capit. 805. **) Capit. 803. Cap. 22. p. 676. & p. 730. bey Heinecc.

fremden Kaufleuthe zwar zu ihrem Vortheil das Land durchreisten; aber selten sich darinn häuslich niederliessen.

Die Ausfuhr von Deutschland bestand in Menschen, die man zum Theil raubte und verschnitt, und welche die Venezianer und Juden, aller Verbote ungeachtet, den Sarazenen zuführten *); in frisischem Tuch, Pelzwerk und einigen andern sehr unbedeutenden Artikeln. Die Ausfuhr der Pferde und Waffen war verboten.

Die Artickel der Einfuhr hingegen waren unzählig, und es ist fast unbegreiflich, wie unser damals so armes Vaterland den schreklichen Geldverlust aushalten konnte. Der Zwischenhandel mit italiänischen, asiatischen und überhaupt mit den fremden Waaren, welchen die Deutschen mit den Sklaven und Normännern trieben, kann es allein erklären. Man führte Weine, Baumöl, Gewürze, Seidenzeuge, Gold, Silber, sogar Edelsteine bey uns häufig ein. Venedig, Genua, Pisa, Florenz und andre italiänische Städte bereicherten sich durch den Handel mit den nördlichen Provinzen des fränkischen Reiches, und legten dadurch den Grund zu der Macht, welche sie in der Folge äusserten, und womit sie unser Vaterland, welches sie an Geld erschöpft, auch menschenarm machen konnten.

Werth d. Geldes und Preis der Dinge.

Das Silber stand damals gegen das Gold ohngefähr um den sechsten Theil höher als jetzt. Man rechnete nach Silberpfunden zu 12. Unzen, die man auch wirklich einander zuwog. Man hatte auch wirkliche Silbermünzen, die den 20sten Theil eines Silber-

*) Anastas. Biblioth. in vita Zachariæ Papæ — Legat. Luitprand. apud Murat. Scriptor. rerum Italic. T. 2.

pfundes hielten, und Solidi (Schillinge, Sols) genennt wurden. Ein solcher Schilling ward wieder in 12. Denarios (Pfennige, deniers) eingetheilt. Diese Geldeintheilung galt beynahe durch ganz Europa. Man fieng bald an, das Gehalt der Münze mehr oder weniger zu verringern oder zu verfälschen, so daß jetzt in Frankreich ein Pfund nicht mehr so viel beträgt, als damals ein Solidus ausmachte. Die Engländer sind den Münzverordnungen Karls des Grossen noch am nächsten geblieben. Sie rechnen noch, so wie die Franzosen, nach Pfunden, Schillingen und Pfennigen; allein ein französisches Pfund verhält sich zu einem englischen, wie ohngefähr 1. zu 23. Das holländische Pfund ist wirklich 12. mal so schwer als das französische.

Aus dem damaligen Preis der Lebensmitteln läßt sichs sicher schliessen, daß ungleich weniger Geld in unsern Gegenden im Umlauf war, als jetzt. 24. Pfund Waitzenbrod kosteten damals $9\frac{1}{2}$ Kreutzer Rheinisch. Eben so viel zahlte man für 30. Pfund Roggen- und 40. Pfund Gerstenbrod. So viel würde ein damaliger Denarius in unserm Geld betragen, und darauf war der Preis des Brodes gesetzlich vestgesetzt. Diese Einrichtung war so schlimm nicht. Karl hatte grosse Vorrathshäuser, und verkaufte den Scheffel Getraide um einen Denarius wohlfeiler, als die andern, vermuthlich nur alsdann, wann es den mittlern und vorgeschriebenen Preis übersteigen wollte; und da er ohne Zweifel auch in Zeiten und Gegenden, wo der Preis desselben unter den bestimmten Mittelpunkt fiel, für seine Magazine aufkaufen ließ, so hatte diese Einrichtung viel Aehnlichkeit mit der Verfügung des jetzigen Königs von Preussen, welcher, sobald als das Getraide einen gewissen Preis übersteigt, seine Vorrathshäuser öffnet, und unter

den Marktpreisen verkauft; dagegen aber auch, wenn der Preis zu tief sinkt, aufkaufen läßt, und auf diese Art das Getraide immer in einem gewissen Mittelschlag erhält, wobey sich seine Staaten sehr wohl befinden — Man kaufte zu Karls des Grossen Zeiten einen Ochsen um einen Goldschilling, welcher nach unserm heutigen Gelde ohngefähr 7. Gulden 20 Kreuzer rheinisch betrug. — Der Preis des kostbarsten Mantels ward auf 20, der eines schlechtern auf 10; jener eines mit Marder oder Fischotter gefütterten Rocks auf 30, und der eines mit Katzenfell gefütterten auf 10. Solidos vestgesetzt *).

Bevölkerung.

Wenn gleich in verschiedenen Urkunden **) fast alle die Ortschaften genennt werden, die noch wirklich in den angezeigten Gegenden zu finden sind, und wenn auch die Lage derselben zu beweisen scheint, daß seitdem keine neuen dazwischen sind angelegt worden, so können wir doch zuverläßig behaupten, daß auch in den südlichern Gegenden Deutschlands, worauf sich diese Urkunden beziehn, die Bevölkerung ungleich geringer war, als sie heut zu Tage ist. Karls Verordnung die Mayerhöfe betreffend spricht von unbesetzten Huben (Höfen). Gewiß waren auch damals manche Ortschaften noch nichts oder doch nicht viel mehr, als einzelne Höfe, die seitdem zu Dörfern und Flecken geworden; und wie viele Gewerbarten, die man damals nicht kannte, sind nicht unter uns aufgekommen; ohne die Fortschritte des Feldbaues zu berechnen, die er seitdem gemacht hat? Und wie eitel mußten nicht die geschlossenen Städte, die aber erst nach Karls des Grossen Zeiten aufgekommen, in

*) Capit 808. C. 5. p. 738. apud Heinecc.

**) S. Schmidts Geschichte der Deutschen. Ulm, 1778. 1. Theil. p. 526.

in Betracht der zuvor herrschenden Unsicherheit auf dem Lande, zur grössern Bevölkerung beygetragen haben? Achen war die einzige Stadt Deutschlands, welche Karln wegen ihrer warmen Bädern einige Grösse zu verdanken hatte. Wir haben zwar Spuren, daß in Oestreich und Bayern einige Plätze damals schon eingemauert wurden, um den Hunnen Schranken zu setzen. Unter diese gehörten Ensburg, von welchem man in der Gegend des heutigen Ens in Oberöstreich Trümmer will gefunden haben, und Helfenburg an der Stelle des heutigen Salzburgs, welches aber vielleicht seinen Ursprung und Namen (Juvavium) den Römern zu verdanken hatte. Auch gaben sich besonders die Bischöffe viele Mühe, um ihre Sitze her Leute zu versammeln; allein das, was wir jetzt eine grosse Stadt nennen, war damals in ganz Deutschland nicht zu finden. In den nördlichern Gegenden unsers Vaterlandes konnte, in Betracht der starken Auswanderung der Sachsen, ihrer anhaltenden Kriege mit den Franken und Sklaven, und ihrer spätern Kultur, ohnehin die Bevölkerung nicht beträchtlich seyn?

Eintheilung der Nazion. Die Nazion theilte sich in Edle, Freye und Knechte. Dieß war ihrer ursprünglichen Verfassung gemäß; und wenn gleich die salischen Gesetze, die ältesten die wir haben, nicht ausdrücklich vom Adel reden, so können wir doch unter verschiednen Benennungen (Optimates, Leudes, u. dgl. m.) die häufig in denselben vorkommen, wol nichts anders als Adeliche verstehen. Das Gefolge der Heerführer Deutscher Horden, wovon Tazitus spricht, ist ein unwidersprechlicher Beweis vom Alter des Adels unter den Deutschen Völkerschaften. Auch haben wir zuverläßige Nachricht, daß sich die

Sachsen zu Karls des Grossen Zeiten auf diese Art eintheilten. *)

Der Adel bestand aus den Herzogen, die aber Karl der Grosse aus Eifersucht auf ihre Gewalt eingehn ließ, aus den Grafen, den vornehmsten königlichen Bedienten und Vasallen. Durch die Revoluzion unter den Majorn-Domus, die bürgerlichen Kriege, und die Schwäche der Monarchen gewann der Adel über die andern Volksstände ein entscheidendes Uebergewicht. Nicht wenig trug auch hiezu bey, daß er mit der höhern Geistlichkeit gewöhnlich gemeinschaftliche Sache machte. Auch waren der Adel und die hohen Aemter zum Theil unter Karl dem Grossen, und auch schon vor ihm erblich **).

Die freyen Leute machten eigentlich den Körper der Nazion aus. Sie waren theils Eigenthümer von Gütern, theils Lehenleuthe von den Grossen — Sie waren die Männer, die das Vaterland verthaidigen sollten; aber von den Fürsten zur Befriedigung des Ehrgeitzes so sehr mißbraucht wurden, daß sie gar bald begannen, den Krieg als eine schändliche Sache anzusehn. Unter Karl dem Grossen ward das Mißvergnügen über die Heeresfolge unter ihnen so allgemein, daß er sie aufs strengste zu derselben anhalten mußte. Er verordnete, daß jeder Freye, welcher einem andern mit Lehnspflicht zugethan, im Nothfall dem Heere folgen sollte. Von den Eigenthümern sollten alle, die über 3 Hufen besässen, ein-

*) „Gens Saxonum omnis in tribus ordinibus divisa: Sunt enim inter illos *Edlingi*, *Frilingi*, *Lazzi* (Latine Nobiles, Ingenui, Servi) Nithard. Hist. Franc. L. 4.

**) S. Marculf. Form. L. 1. formul. 14. und L. 2. form. 50. — Zu lesen ist hierüber Mably in seinen Bemerkungen über die französische Geschichte, ob er schon manche Unrichtigkeiten hat.

zeln für sich zu Felde ziehn; die aber, welche nicht über 2. Huben hätten, zusammenstehn, so daß der eine, der es füglich thun könnte, den Feldzug mitmachen, der andre aber die Kosten mittragen sollte *). Einer von 12. Huben mußte einen Harnisch mitbringen. Die Freyen, deren Vermögen in andern Dingen, als in liegenden Gütern bestühnde, sollten, wenn ihre Haab 5. Goldschillinge betrüge, zu fünfen zusammenstehn, und einen sechsten zu Feld ausrüsten. — Von Rittern oder Kriegsdienern zu Pferd ist in den Verordnungen Karls auch schon die Rede. — Die Freygelassenen schlossen sich an die Freyen an, und machten im strengen Verstand keine besondre Volksklasse aus.

Die Knechte wurden von den höhern Volksklassen zum Ackerbau, und zu den häuslichen Geschäften gebraucht. Sie hatten kein anders Eigenthum, als was ihnen durch den Vertrag mit ihren Herren zukam. Sie waren an das Gut gebunden, das sie bauten, (glebæ annexi, adscripti) und wurden mit demselben verkauft. Doch konnten sie vor Gericht neben ihren Herren stehn, die nicht, wie bey den verfeinerten Römern, das Recht des Lebens und Tods über sie hatten. Durch den Vertrag mit ihrem Herrn, durch die Gütigkeit desselben und ihren Fleiß konnten sie es so weit bringen, daß sie selbst wieder Knechte halten konnten. Ein Kapitular verordnet, daß ein Knecht seine Magd, die er als Beyschläferin gebraucht, entlassen, und eine seines gleichen, eine Magd seines Herrn, heyrathen könne **).

Wie sehr das Schicksal dieser Leuthe verschieden

*) Capit. 807. C. 1. apud Heinecc. p. 734.

**) Capitul. apud Vermerian. 752. C. 7. p. 507. apud Heinecc. — Tradit. Fuldenf. Schannat. p. 61.

war, können wir daraus ersehen, daß es halbe und ganze, zwey und dreytägige Knechte gab, je nachdem sie 2. oder 3. Tage in der Woche für ihre Herren arbeiten mußten *). Die Herren bedungen sich von den Knechten, nebst der gewöhnlichen Arbeit, noch verschiedne Zinse an Früchten, Vieh, Wolle, Eyern u. dgl. m. Auch hielten sie viel auf das Recht, einen Theil der Verlassenschaft ihres Knechts nach dessen Tode zu erben.

Karl der Grosse sahe wohl ein, wie unbillig es wäre, den nützlichsten Theil des Volkes zu drücken, und suchte die Knechte seiner Majerhöfe auf alle Art zu erleichtern; der augenblickliche Gewinn hinderte es ohne Zweifel, daß sein Beyspiel nicht allgemeiner befolgt wurde. Die Schonung, die man dem Lastvieh erzeiget, hatten sie freylich ohnehin von ihren Herren zu erwarten.

Sitten und Karackter der Nazion.

Je weiter ein Volk noch von dem geselligen und verfeinerten Leben zurück ist, desto mehr Eigenthümliches hat es, desto stärker ist sein Karakter. Der Mensch ist sich in ähnlichen Verhältnissen, was die Hauptsache betrift, auf dem ganzen Erdboden immer gleich, und der Unterschied zwischen Völkern, die ungefehr auf Einem und dem nämlichen Grad der Kultur stehn, beruht meist nur auf Modifikazionen. Der Wilde hat überall und immer die Tugenden und Laster, und die Stärke des Karackters, welche die Farben des Gemähldes sind, das uns Tazitus von den alten Deutschen macht. Er ist lebhaft in seinen Empfindungen; entschlossen, hartnäckig, voll Feuer für seine Freyheit und alte Gebräuche, ein Teufel für seine Feinde, ein Engel für seine Freunde, gast-

*) Schannat. Append. ad Trad. Fuld. p. 331.

frey, treu und ohne Tücke. Mit jedem Schritt, den er zum verfeinerten Leben thut, opfert er etwas von seiner Selbstheit der Gesellschaft auf, an die er angekettet ist. Ehedem lebte er einsam in seiner Hütte, war der König seiner Familie, und kannte wenig andre öffentliche Gesetze und Verträge, als die er freywillig zur Verthaidigung seines Vaterlandes oder zur Ausführung eines Räuberzuges eingieng. Diese Unabhängigkeit, die ihn so stolz, stürmisch und gebietrisch machte, verliert sich, indem er geselliger wird, nach und nach unter einer Menge Gesetze, welche die Gesellschaft zur Behauptung der öffentlichen Sicherheit und des Privateigenthums machen muß. Sein Karackter wird allmälig geschmeidiger. Er fühlt, daß seine Stärke und sein Glück nun nicht so sehr auf ihm selbst, als vielmehr auf der ganzen Gesellschaft beruhn, welcher er angehört. Da sich mit der Fortschreitung zur Verfeinerung seine Bedürfnisse immer mehr häufen, so wird er auch immer ärmer, habsüchtiger, feiger, verschlagner, tückischer und niederträchtiger. Erziehung, Begriffe von Ehre und Disciplin vergüten wieder in etwas dieses Verderben, wenn der Staat aus der Barbarey hinausgeschritten ist, und seinen Zustand erkennen lernt. Die Kunst muß nun einen Theil der Natur ersetzen.

Am schlimmsten ist der Mensch, wenn er zwischen einem gewissen Grad von Kultur und der Wildheit in der Mitte steht; wenn er Barbar ist. Sein Verstand ist noch nicht erwacht genug, um die nöthigen Gesetze seinen Umständen anzupassen: Er ist auch noch zu muthig um denselben zu folgen, und doch schon zu schwach um sich selbst zu beherrschen. Er verbindet nun die Laster der Wildheit mit jenen des geselligen Lebens, und ist grausam und feig, heftig und listig zugleich.

In diesem Zustand waren die Franken die ganze Periode hindurch, die wir mit ihnen durchgegangen sind, und alle deutsche Völkerschaften stimmten sich, die Sachsen etwas später als die übrigen, nach ihnen. Die Geschichte des Gregors von Tours stellt uns ein Gemische von Wildheit und Feigheit, von Grausamkeit und List, von Verrätherey, Meineid, Geitz und der schändlicher Wollust dar, welches keinen Funken von sittlichem Gefühl verräth. Von einem gewissen Guntram *) sagt er: „Er war sonst ein ehrlicher Mann, nur zu sehr zum Meineid geneigt, indem er alle Eide gebrochen, die er seinen Freunden gethan„. Welche Begriffe und Sitten muß nicht ein Volk haben, wenn man bey ihm ein ehrlicher Mann seyn, und doch alle Augenblicke einen Meineid begehn kann? Ueberhaupt war Untreue und Meineid das vorzüglich herrschende Laster der Franken. Selbst die Könige achteten ihr gegebnes Wort so wenig, daß bey Hofe nichts gemeiners war, als daß der Regent ohne den geringsten Anlaß seine Gemahlin verstieß. Es kam so weit, daß der König, wenn er sich um eine fremde Prinzeßin bewarb, eidlich geloben mußte, sie nicht zu verstossen, und doch haben wir Beyspiele genug, daß es, ungeachtet des Eides, geschah. Karl der Grosse selbst hatte über diesen Punkt sehr leichte Grundsätze. Die gesetzgebende Macht kannte nichts angelegeners, als dem Eid einiges Gewicht zu erhalten. Da der Aberglauben unter dem Volk ungemein groß war, so sollte der Schwörende die Hand auf Reliquien der Heiligen legen. Man suchte diese Formalität dadurch zu vereiteln, daß man die Reliquien heimlich bey Seite schafte, und dann die Hand auf die leere Kiste legte, worinn sie sonst waren **). Auf diese Art

*) L. 5. C. 14. **) Gesta Franc. Epitom. C. 46.

glaubte man nicht an seinen Schwur gebunden zu seyn. Als gar nichts mehr helfen wollte, ließ man den Eid von den Bischöfen oder auch gar von den Päbsten und Königen bestätigen. Aber auch dann schwankte es noch.

König Childerich hatte geschworen nicht nach Paris zu kommen. Als er doch seinen Einzug hielt, ließ er eine Menge Reliquien vor sich hertragen, um den Wirkungen des Meineids zuvorzukommen. Die Königin Fredegund ließ einen gewissen Grafen Mummolus beynahe zu Tod martern, weil einige Pariserweiber ausgesagt hatten, sie hätten dem königlichen Prinzen das Leben genommen, um des Mummolus seines damit zu verlängern. Die nämliche Fredegund und ihre Tochter Rigunth schlugen und rauften sich täglich zusammen. Die Tochter griff einst in eine Kiste, und die Mutter schlug derselben den Deckel über dem Nacken zu, um sie zu erwürgen, welches die Mägde mit Noth verhindern konnten. Da diese Prinzeßin Rigunth einem gothischen König in Spanien sollte als Braut zugeführt werden, nahmen beym ersten Nachtlager 50. Mann mit 100. Pferden vom Gefolge Reißaus. Sie war noch nicht über die Gränzen ihres Vaterlandes, als sie beynahe von ihrem ganzen Gefolge verlassen, und von demselben ihres Brautschatzes beraubt war. Herzog Desiderius, der ihr zur Bedeckung mitgegeben war, erfuhr unterwegs den Tod ihres Vaters; nahm nun noch das Uebrige, was sie hatte, in seine Gewalt, und sperrte sie zu Toulouse ein. — Königin Austregild bat ihren Gemahl in ihrem letzten Willen, nach ihrem Tod ihre zwey Leibärzte, weil sie ihr nicht das Leben retten konnten, umbringen zu lassen, welches der König auch treulich that. — Zwey königliche Prin-

zen, Hildebert und Klotar lassen die Söhne ihres Bruders theils ermorden, theils ins Kloster stecken, um zur Regierung zu gelangen *). — Giselbert entführt die Tochter des Kaisers Lothar. — Boso raubt eine Prinzeßin Kaisers Ludwigs des Zweyten **). Könige klagen öffentlich ihre Gemahlinnen des Ehebruchs an, wie wir gehört haben. — Karl der Grosse findet nöthig, in seinem letzten Willen seinen Söhnen zu befehlen, sie sollten ihre Enkel nicht ohne gerichtliche Untersuchung umbringen, stümmeln oder blenden lassen. — Ludwigs des Frommen Söhne tretten ihrem Vater vor aller Welt Augen auf sein graues Haupt. — Alles dieß sind Züge von Grausamkeit, Verrätherey und Aberglauben, die man schwerlich in der Geschichte eines andern Volkes beysammen findet.

Und da alles das bey Hofe geschieht, was läßt sich erst vom Pöbel erwarten? Nebst dem allgemein herrschenden Morden, Rauben und Falschschwören war der Aberglauben der auffallendste Karackterzug des gemeinen Volks.

Die Befehdungen des Adels trugen viel dazu bey, das Volk zu allen Grausamkeiten geneigt zu machen. Um denselben Schranken zu setzen, wollte Karl die Nazion entwafnen ***); allein seine Verordnung war fruchtlos. Er selbst sah sich genöthigt, auf seinen Meyerhöfen, der Sicherheit wegen, beständig Feuer und Wache zu halten ****). Schon damals baute sich der deutsche Adel auf den Gipfeln hoher und steiler Berge veste Schlösser, in welchen er allen Gesetzen trotzte, und Entwürfe zum Plündern, Rauben und

*) Alle bisher angeführte Züge sind einige der auffallendsten im Gregor von Tours, der aber noch unzählige ähnliche hat.

**) Annal. Fuld. ad ann. 846. & 878.

***) Capit. 2. p. 805. C. 5.

****) Capit. de villis, C. 27. p. 711. ap. Heinecc.

Mordbrennen machte. Karl ließ einen solchen Herrn auf eben dem Gipfel, worauf er nisten wollte, an einen hohen Galgen aufknüpfen *). Bey allen deutschen Völkerschaften war es ein alter eingewurzelter Begriff, daß das Ausplündern Eines, der nicht zu ihrer Horde gehörte, eine erlaubte That wäre. Die Verordnung der zu Marsna im J. 847. versammelten Könige, und der Koblenzer-Verein von 860. sagen ausdrücklich, man habe das Rauben und Plündern bisher als eine rechtmäßige Sache angesehn. So groß auch der Aberglauben und die Ehrforcht vor allem, was zum Gebiete der Geistlichkeit gehörte, unter dem Volk war, und so überwiegend günstig auch die Gesetze für die Sicherheit der Klerisey sorgten, (wie dann ein Priester dreyfaches Wehrgeld hatte, und es so gar strenge verboten war, bewaffnet nur den Hof eines Bischofs zu betreten) so finden wir doch häufige Beyspiele von geplünderten Kirchen und Klöstern, ermordeten Priestern und entweihten Altären. Und konnte es anders seyn, da die Geistlichkeit den aufgeklärtern und gesittetern Theil der Nazion ausmachte, und doch Bischöfe und Aebte selbst im Küraß an der Spitze von Aufrührern und Räuberbanden auftraten?

Der müßige Pöbel mißbrauchte die Religion selbst zum Behuf seiner Liederlichkeit und seiner Ausschweifungen. Unter dem Titel, heilige Oerter zu besuchen oder zu wallfahrten, zog er haufenweis im Land umher, welchen Greuel die noch herrschende Gastfreyheit nicht wenig begünstigte. Man verordnete endlich, jeder Wallfahrer sollte das Zeugniß von seinem Bischof haben, daß er nicht, wie die andern, aus Liederlichkeit, sondern aus Andacht herumzöge **).

*) Monach. Gall. de rebus Car. C. 19.

**) Marculf. L. 2. f. 49.

Was konnte aber ein Gesetz wirken, welches dem Müßiggang auf einer Seite steuern wollte, und ihn auf der andern doch heiligte, daneben so leicht zu betrügen war?

Der alte Hang zur Trunkenheit war eine der Haupursachen, daß unsre Ahnen nicht schnellere Schritte aus der Barbarey thaten. Karl der Grosse lernte in dem nüchternen Italien das Abscheuliche der Völlerey einsehn. Er war zu klug, als daß er dem Lieblingslaster seines Volkes gradezu hätte auf den Leib gehen sollen, welches selten die erwünschte Wirkung thut. Er griff es von der Seite an, und gebot: Kein Graf sollte betrunken zu Gericht sitzen *), keiner sollte den andern zum Trinken zwingen **), man sollte keine Brüderschaften (deren Haupzweck allzeit das Zutrinken war) unter seinem, seiner Söhne oder eines Heiligen Namen errichten ***). Allein nach mehrern Jahrhunderten werden wir noch im Verlauf dieser Geschichte sehn, wie wenig die Nazion in diesem Punkt zu bessern war. Die neuen Getränke, welche sie nun kennen lernte, der Anbau des Weinstocks auf vaterländischem Boden, die Leichtigkeit den Wein aus der Fremde zu haben, der steigende Luxus, und noch mehrere Umstände begünstigten nun ein Laster zu sehr, welches schon zu des Tazitus Zeiten, da Bier fast ihre einzige Nahrung war, so despotisch über unsre Stammväter herrschte. Selbst Männer, deren Amt es erfoderte, wenigstens den Schein der Enthaltsamkeit und Tugend zu behaupten, konnten das Nazionale so wenig verläugnen, daß Bonifazius den Bischöfen und Priestern, die in Deutschland seine Gehilfen im Bekehrungs-

*) Capit. 3. p. 803. C. 15. apud. Heinecc. **) ib. C. 16.
***) Capit. 3. p. 789. C. 10. ap. Heinecc.

werk waren, nichts bessers aus der Fremde zum Geschenk zu beschreiben wußte, als Wein, womit sie sich nach seinem eignen Ausdruck einen frohen Tag machen sollten *).

Ausser dem Trinken suchte man auch noch seine Zerstreuung bey der Jagd und den Possenspielen. Schon damals waren die Hofnarren angesehne Leute. Karl der Grosse verbot der hohen Geistlichkeit, keine solche Gauckler im Sold zu haben, so wie die Geistlichen überhaupt auch nicht jagen sollten **). Ausdrücklich erhielten die Mönche die Jagdgerechtigkeit, nicht daß sie selbst in den Forsten herumstreifen, sondern ein Hilfsmittel haben sollten, sich auf eine leichte Art Pelzwerk, Leder zum Bücher-einbinden, und Wildpret zu ihrer Labung in Krankheiten anzuschaffen; denn das Fleischessen war ihnen damals nur in diesen Fällen erlaubt ***). — Bey den öffentlichen Possenspielen verbot Karl, geistliche Kleider auf der Bühne zu gebrauchen ****).

Wir haben unsre Stammväter im Anfang dieser Geschichte den heutigen Tartaren jenseits des kaspischen Meeres verglichen; und nachdem wir nun die erste Periode mit ihnen durchgegangen sind, sehen wir sie ohngefähr in den Zustand versetzt, worin jetzt die Kosaken in der Ukraine, die Polen in den östlichen Provinzen, oder die Kroaten und Sklavonier sind. Ein Luxus, der, weil er mit den inländischen Natur- und Kunsterzeugnissen, der Industrie, und dem Umlauf des Zeichens der Dinge oder

*) Epist. 85. p. 120. inter Bonifac. **) Capit. 3. p. 789. C. 15. p. 576. apud. Heinecc. ***) Comment. de rebus Fr. Or. T. 1. p. 635. & p. 731. ****) Siquis ex Scenicis vestem sacerdotalem aut monasticam indutus fuerit, *corporali pœna subsistat & exitio tradatur.* Capit. L. V. C. 388. p. 1509. apud Heinecc.

des Geldes in keinem richtigen Verhältnisse stand das Land Fremden zinsbar, und ärmer machte, als es damals war, wo seine Bewohner auffer ihren Heerden sonst keine Güter kannten; wilde Liebe zur Freyheit ohne wahren Muth und deutliche Kenntniß sie zu behaupten; Poltronerie mit Grausamkeit, persönliche Dapferkeit, die meistens von dem Wein, der Raub- oder Rachsucht erhitzt war, mit Meuterey und Verrätherey, Dummheit mit List, Religion mit dem abscheulichsten Aberglauben vermischt, und Mangel an Begriffen von gemeinschaftlichem Staatsinteresse verbunden mit einer durch den steigenden Luxus immer mehr gereitzten Habsucht — dieß waren die Hauptzüge des Karackters der deutschen Völkerschaften unter der Herrschaft der Franken; und diese nämlichen Züge fallen uns auch an den Nazionen auf, mit welchen wir sie oben verglichen haben. Wie abentheuerlich der Aberglauben bey ihnen ausschweifte, werden wir hören, wenn von Einführung der kristlichen Religion die Rede seyn wird.

An persönlicher Dapferkeit waren sie nun unter die Normänner und Hunnen gesunken; auch scheinen ihnen die erstern an Zucht und Kunst weit überlegen gewesen zu seyn. Sie beunruhigten das fränkische Reich von der Elbe an bis an die Garonne. Doch wußten sich die Deutschen diesseits des Rheins ihrer noch besser zu erwehren, als die Westfranken. Sie fochten nun nicht mehr für sich selbst, wie ehedem, oder wie Normänner und Hunnen, von denen sie beunruhigt wurden. Ihre Dapferkeit hatte keinen Werth mehr, als in so weit sie von dem Willen der Fürsten abhieng, und die Absichten derselben beförderte. Gehorsam begann ihre Stelle zu vertreten. Nicht wenig trugen auch zur Entner-

vung der Nazion die Veränderung der Sitten, der eingerissene Luxus und die Einführung der Künste, Gewerbe und der kristlichen Religion bey. Sogar die Sachsen, die doch unter allen Deutschen Völkerschaften den alten Karackter am längsten behaupteten, hatten, nach dem Zeugniß eines Landsmannes von ihnen, schon im neunten Jahrhundert nichts mehr als den Namen von ihrer alten Dapferkeit *).

Staatsverfassung.

Als die Franken über die andern Deutschen Völkerschaften begannen die Oberherrschaft zu gewinnen, war die Gesetzgebende Gewalt noch hauptsächlich in den Händen des Volks. Das alte Märzfeld war noch üblich; eine Volksversammlung, die zu den Gesetzen und Verfügungen, welche von den Königen in Vorschlag gebracht wurden, ihre Einwilligung gab. Ihre Könige waren eher Feldherren als Fürsten. Selbst Klodwig, dessen Herrschsucht gränzenlos war, berief sich in wichtigen Fällen auf den Willen seines Volkes. Gregor von Tours erzählt uns eine Thatsache, die uns das damalige Verhältniß der königlichen Gewalt deutlich genug ins Licht setzt **): „Klodwigs Kriegsheer, sagt er, welches noch heidnisch war, plünderte die Kirchen aus. Unter anderm Geräthe nahm es auch ein ungemein kostbares und grosses Gefäß weg. Der Bischof dieser Kirche schickte Gesandten an den König Klodwig ab, und ließ ihn bitten, ihm doch nur dieses Gefäß wieder auszuliefern; er wollte lieber alles Uebrige missen. Zieht mit uns bis nach Soissons, antwortete Klodwig; dort theilen wir all unsre Beute; und wenn das Gefäß durchs Loos mir zufällt, so will ich den Wünschen des Bischofs entsprechen. Nach seiner Ankunft

*) Nomina nunc remanent, virtus antiqua receſſit. Poeta Saxo de geſtis Car. M. L. 1. **) L. 2. C. 27.

bey Soissons wurde alle Beute zusammengetragen, und der König sprach: Dapfre Krieger, ich bitte euch, laßt mir ausser meinem Theil doch auch dieses Gefäß noch. Die Bessergesinnten antworteten dem König: Alles, ruhmvoller König, was hier liegt, ist dein, und wir selbst sind deiner Herrschaft unterworfen: Thue nun, was dir gefällt; keiner kann sich dir widersetzen. Ein leichtsinniger, neidisch und hitziger Soldat erhub hierauf seine Stimme, schlug mit seiner Streitaxt auf das Gefäß, unter dem Ausruf: Nichts sollst du haben, als was dir durchs Loos rechtmäßiger Weise zukömmt. Alle staunten darüber; der König verbiß seinen Zorn, und gab das Gefäß dem Abgesandten der Kirche zurück. Die empfangne Beleidigung konnte er nicht vergessen. Nach einem Jahr ließ er sein ganzes Heer bewaffnet sich versammeln, um bey dem Märzfeld den Glanz seiner Waffen zu zeigen. Als er das Heer musterte, kam ihm der, welcher auf das Gefäß geschlagen, unter die Augen. Keiner, sagt er zu ihm, ist so liederlich gerüstet, als du: Weder deine Lanze, noch dein Schwerd, noch deine Axt taugt etwas. Er riß ihm hierauf die Axt aus der Hand, und warf sie auf die Erde. Als der Soldat sich bückte, um sie wieder aufzuheben, schlug ihm der König mit seiner Axt den Kopf ein. So sprach er, hast du es bey Soissons dem Gefäß gemacht.„

Man hat nicht nöthig, die schmeichelhafte Antwort, welche einige von dem Heer dem König auf seinen Antrag gaben, mit Herrn Mably *) für eine rednerische Figur zu erklären, die Gregor in die Erzählung der Thatsache eingeflickt, so verdächtig

*) Mablys Bemerkungen über die französ. Geschichte, aus dem Französ. übersetzt. Leipzig bey Wedel 1768. S. 13. und 261.

auch übrigens alle Reden dieser Art in jeder Geschichte seyn mögen. Wenn man unter denen, welche der Geschichtschreiber die Bessergesinnten oder die Klügern nennt *), den verderbtern Theil der Umstehenden, nämlich die Hofschranzen versteht, die durch die Gunst des Königs sich über ihre Mitbürger emporgeschwungen, und vermittelst dieser Gunst dabey zu gewinnen hoften, wenn auch alle Beute, nach ihrer Erklärung, des Königs wäre; so ist der Widerspruch gehoben, der aus der Antwort dieser Günstlinge und daraus, daß Klodwig sich nicht auf der Stelle zu rächen getraute, zu entstehen scheint. Gregor hat also aus Schmeicheley gegen die fränkischen Fürsten, die zu seiner Zeit ihre Gewalt schon weit über die Gränzen, in die sie zu Klodwigs Zeiten noch eingeschränkt war, erweitert hatten, die Leute nur nicht bey dem rechten Namen genennt.

Eben dieser scheinbare Widerspruch ist das, was uns eigentlich das Verhältniß des königlichen Ansehns zu den Rechten des Volks aufdekt. Klodwig ringt nach der uneingeschränkten Herrschaft. Er bindet ein zahlreiches Gefolge, welches ihm schmeichelt, und bey der Erweiterung der königlichen Gewalt zu gewinnen hofft, an sein Interesse. Er will bey dem Märzfeld seine Waffen in vollem Schimmer zeigen, um dadurch bey der Nazion für sich Ehrfurcht und Bewunderung zu erwecken. Und doch setzt, trotz allen seinen Bestrebungen, sich förchterlich zu machen, ein einziger freyer und kühner Mann seinem Ansehn Schranken. Dieser beleidigt ihn aufs gröbste, im Angesicht des ganzen Heeres, und der König wagt es nicht sich zu rächen, so sehr ihn auch die Schmeicheleyen seines Gefolges dazu auf-

*) Quorum mens erat sanior. L. sup. cit.

munterten, weil er wußte, daß der noch ungleich grössere Theil des Heeres aus freyen Männern bestand, die ihre Rechte kannten. Er trug seinen Zorn ein ganzes Jahr lang im Busen herum, und rächt sich endlich als ein Meuchelmörder, als ein niederträchtiger Privatmann.

Wir haben noch unzählige andre unverkennbare Spuren, wie viel Antheil das Volk unter dem erstern Stamm der fränkischen Fürsten an der Gesetzgebung hatte. In der Vorrede zu den salischen Gesetzen heißt es: „Dieß ist der Willen des Königs, der Grossen, und des gesammten kristlichen Volks, welches zu dem Merovingischen Reich gehört.„ — „Die Franken und ihre Häupter haben beschlossen u. s. w.„ — „Unser Volk verlangt, schreibt Klodwig nach der Schlacht bey Poitiers an die Bischöfe, daß wenn man einen Gefangnen, als einen irgend einer Kirche angehörigen Mann zurückfodert, dieses eidlich erhärtet werde„ *).

Durch den Anwachs des fränkischen Reiches wurde dem Volk die Behauptung seines alten Antheils an der Gesetzgebung natürlicher Weise immer mehr erschwert. Durch einen ungeheuern Strich Landes zerstreut konnten die Franken ihre Rechte nun nicht mehr so leicht geltend machen, als damals, wo sie noch im Schatten ihrer vaterländischer Wälder abgesonderte Horden bildeten, oder wo sie als ein Kriegsheer Mann bey Mann beysammenstanden und auf Raub ausgiengen. Sie gewöhnten sich nach und nach ihren Antheil an der gesetzgebenden Macht einem Ausschuß oder endlich gar dem höhern Adel zu überlassen, dessen Interesse es erfoderte, sich zu den Staatsgeschäften zuzudrängen. Unter diesem höhern Adel verstehen wir die Leute, welche die Urkun-

*) Apud Ducheſne Script. Franc. T. 1. p. 830.

Urkunden der damaligen Zeit Proceres, Magnates, Optimates u. s. w. nennen. „Das salische Gesetz, heißt es in der Vorrede, haben die Grossen (Proceres) des Volks, die damals dasselbe regierten, verfaßt, und man hat in dieser Absicht einen Ausschuß von Vieren erwählt.„ — „Wir haben uns mit unsern Grossen (optimatibus) berathschlagt und für gut befunden,„ u. s. w. sagt König Childerich in seinem Dekret vom Jahr 595.

Die Veränderung in der Lebensart und den Sitten war eine andre Ursache, die es sehr natürlich machte, daß das Volk nach und nach von der Gesetzgebung entfernt wurde. Da die Franken, nachdem sie sich mit den Galliern und Römern vermischt, ihre ehemalige einfache Lebensart verliessen, häuften sich ihre Bedürfnisse. Um die Fodrungen des steigenden Luxus oder auch des Ehrgeitzes zu befriedigen, drängten sie sich an den Fürsten zu, welcher diese Umstände benutzte, um mit Hülfe seiner getreuen Lehnleuthe seine Gewalt immer mehr auszudehnen. So legte sich die Nazion selbst das Joch auf.

Man glaubte auf einer Seite nicht genug fodern, und auf der andern nicht genug geben zu können. Man begehrte Domänen, Kirchengüter und sogar Weiber von den Königen; und diese waren mit ihren Präceptionen, wie sie die Anweisungen auf ihre eigne oder fremde Güter nannten, so freygebig, daß sie ihre Macht durch eben das Mittel schwächten, wodurch sie dieselbe zu bevestigen suchten.

Die Könige verloren endlich eben so viel dabey, als das Volk; und der Adel allein gewann. Er ward ein übermächtiger Reichsstand, der das Volk vorstellen wollte, und die königliche Gewalt eindämmte. Die Religion half das Ansehn der Gros-

sen unterstützen. Die Bischöfe und Aebte hatten sich zu ihnen gesellt, und der Aberglaube der Könige und des Volks wähnte, Gott ließ durch sie seinen Willen kund machen. Die wenige Kenntnisse, die sie vor andern voraus hatten, gaben ihnen ein neues Uebergewicht. Als sie in Gesellschaft der andern Grossen ihr Ansehn genug bevestigt hatten, war ihre erste Angelegenheit, grade die Mittel, wodurch sie groß geworden, zu vernichten. Im Jahr 615. zwangen sie Klotar den Zweyten, jenen Vertrag zu unterschreiben, wodurch die königliche Macht sehr eingeschränkt ward. Man setzte in demselben vest, die natürliche Erbfolge sollte durch keine königlichen Machtsprüche gestört, kein Frauenzimmer, vermittelst einer Empfehlung von Hof zur Ehe begehrt, die Bischöfe von der Klerisey und dem gesammten Volk, oder, wenn sich der König in die Wahl einmischte, nicht nach blinder Gunst, sondern nach Verdienst ernennt, und kein Geistlicher vor ein weltliches Gericht gefodert werden. *) Der letztre Satz zeigt uns deutlich genug, wie sehr die Geistlichkeit den andern Ständen damals schon überlegen war.

Majordomus. Wir müssen wieder einige Schritte zurückgehn, um den rechten Gesichtspunkt zu treffen, woraus wir deutlich sehn können, wie die Könige nach und nach ihr eignes Ansehn vollends vernichteten.

Als die Franken sich jenseits dem Rhein auszubreiten begannen, schränkte sich die Verrichtung der königlichen oder eigenmächtigen Pflichten hauptsächlich auf die Anführung des Volkes zu Felde ein. Alles Uebrige ward nach alten Gebräuchen geschlichtet. Dieses Einfache der königlichen Pflichten stand mit der Einfalt der Sitten unsrer Urväter und ihren

*) Edict. Clotar. II. a. 615.

wenigen Bedürfnissen in dem natürlichsten Verhältnis. Sie kannten kein anderes gesellschaftliches Band, als ihre Vereinigung zum Rauben; und die genaue Vertheilung der gemeinschaftlichen Beute war das wichtigste Staatsgeschäfte.

Als sie sich in Gallien niederliessen, und aus Räubern nach und nach Bürger wurden, öffnete das eingeführte Eigenthum der Ländereyen, die Bekanntschaft mit den Gewerbkünsten, der steigende Luxus, und alles das, was ein aus der Wildheit trettendes Volk zu begleiten pflegt, der obrigkeitlichen Gewalt ein viel weiteres Feld, als sie zuvor hatte. Es hätte ein höchst seltenes Genie dazu gehört, wenn bey dieser Veränderung die Vorrechte des Königs und die Freyheiten des Adels und des Volkes genau bestimmt, und die gesetzgebende Gewalt eine veste Gestalt hätte bekommen sollen. So wenig Erfahrung und Abstrakzionskraft die Nazion damals hatte, mußte sie sich in Rücksicht auf Bestimmung der höchsten Gewalt, bald dem blinden Zufall, bald der eisernen Noth, und bald der Ueberlegenheit überlassen, die sich ein muthiger und thätiger König, wie Klodwig, oder eine Rotte unruhiger Köpfe unter dem Adel auf einen Augenblik zu verschaffen wußte; welche Gegenstände den meisten Staaten, die in der Weltgeschichte auftreten, ihre Regierungsform gegeben haben.

Der grosse Haufen der Menschen läßt sich gewöhnlich von der Dummheit, Trägheit und Fühllosigkeit beherrschen, wozu ihn die Natur nur zu aufgelegt gemacht hat; und das fränkische Volk (diese Benennung im eigentlichen Verstande genommen), auf welchem ehedem hauptsächlich die gesetzgebende Gewalt beruhte, überließ gar bald den Streit über diese ihm so wichtige Angelegenheit den

Königen und dem Adel, zu welchem sich die Geistlichkeit gesellte. Diese zwey Partheyen, die nun einmal auf dem Nacken des Volkes standen, rangen unablässlich, bis zur Epoche Pipins, dessen überlegenes Genie dem Streit ein Ende machte, um die höchste Gewalt.

Habsucht und Ehrgeitz waren die Triebfedern, welche die sogenannten Grossen in Bewegung setzten. Die Könige glaubten ihren Vortheil ersehn, und diesen Leidenschaften, die sich selbst zu ihren Sklavinnen darzubieten schienen, schmeicheln zu müssen. Sie lockten den mächtigen Adel nach Hof, und liessen ihn an dem Glanz des Thrones und an ihren Einkünften Theil nehmen, um ihn zu ihrem Vortheil zu bestechen.

Die ganze Nazion fieng an, sich der Schwelgerey zu ergeben. Der Koch begann so gemein zu werden, daß er dem Schweinhirten im Wehrgeld gleichgesetzt ward *). Nach der Tafel zu urtheilen, die einem königlichen Gesandten vorgesetzt werden mußte, konnte der Aufwand bey Hofe nicht anders als höchst unmäßig seyn. Die Provinzen, welche er durchreiste, sollten ihm nach der königlichen Verordnung nicht nur mit allen unter uns bekannten Fleisch-, Fisch- und Gemüsarten, sondern auch mit Speisen aufwarten, die auf unsern für so verschwenderisch ausgeschrieenen Tafeln selten sind. Fasanen, Sardellen, Spanferkel, Gewürznelken, Zimmet, Pistazien, Mandeln, Datteln, u. dgl. m. mußten, nebst den gemeinern Schüsseln, dem Gesandten dargesetzt werden **). Die Könige begannen mehr auf Leckereyen, als auf Staatsgeschäfte zu sinnen. Die Prachtliebe

*) L. L. Alamann. T. 79.

**) Formul. Marculf. L. I. Form. XI.

kam noch hinzu; und nun ist es bey all diesen Umständen sehr natürlich, daß wir die fränkischen Könige mit geheimen Referendarien, Plalzgrafen (Comitibus Palatii), Erzkapellanen, (Archicapellanis), Stallmeistern, (Mareschallis), Hofmarschällen, (Seneschalcis), Mundschenken, (Buticulariis, Truchsessen, Jägern und Falkenmeistern umringt sehen.

Die Gährung unter den sich zudrängenden Grossen bey Hofe, begünstigt durch die immer zunehmende Unthätigkeit und Schwelgerey der Fürsten, ward nun so heftig, daß diese, theils zum Behuf ihrer Indolenz, theils um durch das Ansehn irgend eines Mächtigern ihren Thron zu bevestigen, sich einen ausersahen, der die Gährung mäßigen sollte. Man nennte diese Person den Majordomus; welche Würde; dem an unsern Höfen üblichen Obristhofmeister genau entspricht. *)

In den Provinzen hatten die schon zergliederten Umstände die nämliche Wirkung. Habsucht und Ehrgeitz spornten die Grossen zur Bewerbung um die Herzogen- oder Grafenstelle an, und die Läßigkeit und Dummheit der Regenten wußten den Leidenschaften derselben keine Schranken zu setzen. Die Sorge um die allgemeine Ordnung im Staat überließ man also dem nun einmal eingeführten Obristhofmeister, als der nächsten Person um den König, der aber oft aus mehr als Einer Ursache einen mächtigen Provinzialen schonen mußte. Das auf diese Art zum Schwanken gebrachte Ansehn des Hofes ward durch die beständigen Theilungen unter den

*) Daß der Majordomus ursprünglich zur Hausdisziplin der Fürsten geschaffen worden, ersieht man aus dem Walafrid. Strab. deutlich genau. Man vergleiche damit Schmidts Geschichte der Deutschen, erste Auflage, ersten Band, S. 296.

königlichen Prinzen, und besonders durch die Streitigkeiten der Nachfolger Klotars des Ersten vollends untergraben. In dieser unstäten Lage mußte man seine Zuflucht mehr zur List, als zur offenbaren Gewalt nehmen, welches allezeit der höchste Beweis von der Schwäche einer Regierung ist. Bestechung und Meuchelmorde waren die Hülfsmittel, wodurch ein Majordomus seinen Herrn, oder vielmehr sich selbst über seinen Nachbarn zu erheben suchte.

Das Oberrichterliche Amt, die Anführung des Kriegsheeres, die Aufsicht über die Schatzkammer, kurz alles fiel auf diese Art in die Hände der Obristhofmeister. Die andern Mächtigen unter dem Adel und der Geistlichkeit machten immerfort Komplotte gegen dieselben. Die Majordomus versteckten sich, so gut sie konnten, hinter das königliche Ansehn, und suchten das Volk durch dasselbe zu täuschen *). Sie führten die Könige von Zeit zu Zeit auf einem mit Ochsen bespannten Wagen, und mit allem damals üblichem Prunk in der Hauptstadt herum, um dem grossen Haufen eine Person zu zeigen, von welcher sie ihre Gewalt rechtmäßig hätten, die sie aber im Grund wie eine Marionette spielten. Es war ihr Interesse geworden, den natürlichen Hang der Könige zur Indolenz zu begünstigen, und allen Leidenschaften zu schmeicheln, welche dieselbe von den Regierungsgeschäften abhalten konnten.

Die Thätigkeit und das Genie Pipins, und einiger seiner Abkömmlinge, wußte dem Hof ein entscheidendes Uebergewicht über die Grossen zu ver-

*) Welcher Kenner wird sich hier nicht der Verse des Boileau erinnern: Le Lutrin, Chant 1.

Seulement au Printemps — — — —
Quatre bœufs attelez d'un pas tranquille & lent
Promenoient dans Paris le Monarque indolent.

schaffen, und die Ordnung im Staat herzustellen. Allein das geschah blos auf Unkosten der alten Staatsverfassung, um den rechtmäßigen Besitzer vom Thron zu stossen, und den Minister förmlich und feyerlich zum Herrn zu machen. Von dieser Zeit an bis zu Karls des Grossen Tod, erhielt der Hof seine entscheidende Ueberlegenheit über die Stände der Nazion. Nach demselben traten die alten Umstände wieder ein. Pipins Geist verschwand mit Karln aus dem Staat. Der Hof versank wieder in die ehemalige Indolenz: Die Theilung des Reiches erneuerte das alte Intriguenspiel, und gab den Grossen in den Provinzen, durch welche sich ein herrschsüchtiger Fürst auf Kosten seines Bruders oder Neffens mußte suchen geltend zu machen, wieder ein zu grosses Gewicht, und die Bischöfe sprachen ueuerdingen im Namen Gottes über das Schikfal der Könige und der Nazion ab.

Der Thron war erblich; und aus den vielen Theilungen der Könige sehen wir, daß sich damals schon der Begriff, als wäre der Staat das Eigenthum des Herrschers, unter denselben einzuwurzeln begann. Doch mußte der angehende Regent dem Volk vorgestellt und auf eine gewisse Art von demselben genehmigt werden. Man trug ihn in dieser Absicht auf einem Schild unter dem versammelten Volke herum.

Das Reich war in Gauen eingetheilt, denen Grafen vorstanden. Eine Grafschaft war aber damals blos das Verwaltungsamt, und nicht ein gewisser Bezirk Landes. Die Grafen hatten nicht nur in Friedenszeiten für die Handhabung der Gerechtigkeit, Polizey, und die Eintreibung der königlichen Gefälle zu sorgen, sondern mußten auch mit ihrer wehrhaften Mannschaft zu Felde ziehn. An den Gränzen des Reiches, die feindlichen Anfällen mehr als das

Innere desselben ausgesetzt waren, that man mehrere Grafschaften unter einem Herzoge zusammen, an welchen man vor den Grafen appellirte, und der mit den gesammten Leuthen seiner Provinz zu Felde ziehn mußte.

Anfangs waren diese Ehrenstellen so wenig erblich, daß sie vielmehr öfters nur auf eine kurze Zeit verliehen worden, und einer den andern durch Bestechungen von denselben vertrieb. In den verwirrten Zeiten wußten sich die Herzoge gar bald, und endlich auch die Grafen auf ihren Posten vestzusetzen.

Hofetiquette. Karl der Grosse, der in seinem häuslichen Leben so sehr die Einfalt liebte, hielt so strenge auf dem seiner Würde zukommenden Gepränge, daß die Grossen, wenn sie mit ihm redeten, ihm die Füsse küssen mußten. Dieser Gebrauch erhielt sich auch noch nach dem Tode desselben. Die Königinnen und die Günstlinge hatten das Vorrecht, des Königs Kniee, statt der Füsse, zu küssen.

Königliche Einkünfte. Die Fürsten lebten im Grunde wie Privatleuthe von ihren eigenen Gütern. Die königlichen Meyerhöfe mußten den Hof mit allem nöthigen versehen. Das Zoll-, Jagd- und Bergbaurecht hatten sie nur als Eigenthümer der Güter, womit es verbunden war; und jeder andre Besitzer eines freyen Hofes genoß es so gut als der König. Allein dieser konnte das Zollrecht verleihen. Zinse wurden nur von Gütern bezahlt, die der König unter dieser Bedingung zu Lehen vergeben, so wie das Kopfgeld nur von denen erhoben wurde, die unter dem Versprechen, dasselbe zu bezahlen, frey gemacht worden. Uebrigens hatte der König auch seinen gewissen Antheil an den Strafgefällen; und wenn wir noch den Gewinn des Münzrechtes hinzurechnen, so haben wir alle Quellen der Hofeinkünfte

angezeigt, die freylich gegen das Einkommen unsrer heutigen Fürsten sehr mäßig waren.

Allein die Ausgaben der Könige waren auch sehr gering. Jeder freye Mann mußte auf seine eigne Kosten zu Felde ziehn; und als Karl hierüber eine neue Verordnung gemacht, mußten mehrere Güterbesitzer zusammen Einen aus ihrem Mittel ausrüsten, und ihn mit alle dem versehen, was zu einem Feldzuge nöthig war. Als die Hofbedienten anfiengen, in die königliche Schatzkammer Eingriffe zu thun, und die Könige ihr schwankendes Ansehn blos durch Bestechung erhalten konnten, mußten sie zu ausserordentlichen Hülfsmitteln ihre Zuflucht nehmen. Sie gaben Anweisungen auf Kirchenpfründen; und als die Verwirrung bey Hof aufs höchste gestiegen war, that man auch, was in dem heutigen Konstantinopel üblich ist. Man schaffte irgend einen Reichen unter dem Titel eines Beleidigers der Majestät oder eines Landsverräthers auf die Seite, und der königliche Fiskus bemächtigte sich seiner Verlassenschaft. — Karl der Grosse hatte seine Macht hauptsächlich auf seine gute Oekonomie gestützt; und ohne dieselbe hätte er mit all seinem Verstand und Muth nicht thun können, was er gethan hat.

Staatsverwaltung, Gesetze, Gerichtspflege, u. s. w.

Ein wildes Volk, welches erobert, und herrschend wird, muß von einem seltenen Genie geleitet werden, oder das Beyspiel eines schon gesitteten Volks vor Augen haben, wenn es sich in die neuen Bande, in die es eintritt, schicken, und in der Bestrebung, seinen Zustand zu verbessern, die Gesetze seinen wandelbaren Bedürfnissen genau anpassen soll. Selbst die Griechen und Römer, die doch zum Theil Kolonisten schon polizierten Völker waren, und, als sie anfiengen bekannt zu werden,

in ihrer engen Sphäre schon alle Anlage zum geselligen Leben hatten, mußten, als sie in der Kultur weiter schreiten wollten, Gesetze von Fremden borgen. Die Griechen hohlten sie vom Nil und Euphrat her; und die Römer entlehnten durch eine feyerliche Gesandtschaft von denselben das, was ihnen zum Behuf einer vollständigern und bestimmtern Gesetzessammlung gebrach. Die Tataren, welche China und Indien eroberten, verloren sich als der kleinere Theil unter die ungleich zahlreichern Nazionen, die sie unterjochten, und fügten sich unter die Gesetze und Gewohnheiten derselben: Allein die Franken traten aus ihren Wäldern auf den Schutt eines ganz zerstörten Reiches, von dem schon vor ihnen Heere von Barbaren beynahe alle Züge von Sittlichkeit weggewischt hatten; sie vereinigten sich mit einem Gemische von Römern, Galliern, Gothen, Allemanniern, Burgundern u. a. m. unter denen die gesellschaftlichen Bande fast gänzlich getrennt waren. In ganz Europa war der Theil des orientalischen Reiches das einzige Land, welches eine stete und bestimmte Gesetzordnung kannte, die aber leider auch nicht beobachtet wurde; die Gesetze, oder vielmehr die Gebräuche, welche sie über den Rhein mit sich gebracht hatten, paßten gar bald nicht mehr auf ihre Umstände; sie waren sich selbst allein überlassen, und mußten, wie ein junger ungebildeter Mensch, der keinen Führer hat, durch eigne, lange und theure Erfahrung gewitzigt, und durch die strenge Noth zur Erkenntnis ihrer Fehler und Bedürfnisse gebracht werden.

Die Franken sahen zwar sehr frühe ein, wo es ihnen gebrach. Man machte Entwürfe zu einer Gesetzesammlung; und schon Theodorich, Klodwigs Sohn, ließ die Gebräuche und Gewohnheiten der Franken, Allemannier und Bayern schriftlich verfaß

sen, und sich dieselbe zur Einschränkung oder Erweiterung vorlegen. Klotar der Zweyte brachte diese Sammlung vollends zu Stand; und man gebot, daß jede Nazion nach ihren eignen alten Gesetzen gerichtet werden sollte. Auch die Gesetze der Angeln, Thüringer, Sachsen und Friesen haben wir noch; allein sie sind zum Theil von spätern Zeiten her, zum Theil auch weiter nichts als ein Beweis, daß diese verschiednen Völker ganz neue Gesetze nöthig hatten. Krieg, Jagd und Viehzucht sind beynahe die einzigen Gegenstände, auf welche sie sich beziehn; und wenn wir hie und da nicht Spuren von Landeigenthum, von ordentlichen Gerichtsplätzen, und von Abschaffung des Faustrechtes fänden, so wären sie weiter nichts als urkundliche Beylagen zu der Beschreibung, die uns Tazitus von unsern Urvätern macht.

Die älteste, deutlichste, vollständigste und berühmteste Gesetzesammlung ist unter allen diesen die Salische. Woher sie diesen Namen habe, das ist von den gelehrtesten Männern so sehr erläutert worden, daß wir nun von der Unmöglichkeit, es gewiß bestimmen zu können, überzeugt sind. Sie wurden mit Genehmigung des Volks von einem Ausschuß gewisser Gauen, ohngefehr um das Jahr 422. verfaßt, noch ehe die Franken Kristen waren. Daher fanden die Könige in der Folge nöthig, verschiedne Punkte in denselben zu verändern, und sie der kristlichen Religion, und dann auch den wandelbaren Umständen anzupassen.

Sehr berüchtigt ist das salische Gesetz, welches das Frauenzimmer von der Erbschaft der Salgüter, oder Mannslehen ausschließt. Auch in spätern Zeiten haben sich die Franzosen auf dasselbe berufen, und es gelten zu machen gesucht. Ich nenne diese Güter Lehen, wenn sie gleich in jedem andern Be-

tracht, auſſer in Rücksicht auf die mit dem Besitz derselben verbundene Heeresfolge, wahres Eigenthum der Besitzer waren. Sie waren Lehen des Staates, und nicht des Fürsten; und unsre noch wirklich blühende Reichsverfassung, die unter allen europäischen Staatsverfassungen ihrem ersten Ursprung am getreusten geblieben ist, und auch das Frauenzimmer von der Erbschaft der Reichslehen ausschließt, erklärt, denk ich, meine Meinung genug. Wenn auch die Väter ihre Töchter unter gewissen Bedingungen erbfähig machen konnten, so wirft doch eine Ausnahme nie eine Regel um; und ohne Zweifel wurde dieses dem schönen Geschlecht so nachtheilige Gesetz hauptsächlich deswegen gemacht, weil mit dem Besitz der Salgüter der Kriegsdienst wesentlich verbunden war *). Wenn eine Tochter auch unter gewissen Bedingungen zur Erbschaft eines Salgutes gelangte, so schadete diese Ausnahme doch dem Endzweck des Gesetzes nicht viel, weil der demselben anklebende Kriegsdienst, falls sie sich vermählte, auf ihren Gemahl fiel. Ein Nebengrund bey Errichtung des Gesetzes mag es auch wohl gewesen seyn, daß die Bräute der alten Deutschen keine Ausstattung mit sich brachten, sondern vielmehr von den Geliebten gekauft wurden. Diese Sitte war aber bald veraltet; und wir finden häufige Beyspiele, daß, wenigstens nach Klodwig, die Töchter der Fürsten und Grossen ansehnlich ausgestattet worden. Ursprünglich waren die Salgüter die Ländereyen, welche unter das Heer, welches Belgien und Gallien eroberte, durch das Loos vertheilt worden; und man unterschied sie sorgfältig von den römischen Gütern (die man Sortes Romanos oder Romanorum nennte). Nun gab es

*) Verglichen mit Schmidts Geschichte der Deutschen. Erste Auflage. Erster Band. p. 315. und 316.

freylich auch noch Lehen, welche die Könige unter gewissen Bedingungen vergaben; allein, wie schon bemerkt worden, man muß die Reichslehen von den Fürstenlehen unterscheiden.

Wie verwirrt überhaupt noch damals die Begriffe vom Erbrecht waren, ersieht man daraus, daß die Enkel mit ihres verstorbenen Vaters Brüdern nicht zu gleichen Theilen gehn konnten, ausser wenn sie vom Großvater durch eine besondre Urkunde erbfähig gemacht wurden. Dieser Umstand blieb noch lange unentschieden, und war späterhin, besonders unter fürstlichen Familien, die Ursache von unzähligen Streitigkeiten.

Die Strafgerechtigkeit war feil. Ein reicher Mann war nach der Grösse seines Vermögens Herr über das Leben und den Tod seiner Mitbürger. Man schätzte alle Klassen und Glieder der Menschen, alle Gattungen der Thiere, und setzte auf die Ermordung oder Beschädigung derselben einen gewissen Preis. Das Ohr, die Nase, das Aug, kurz jedes Glied hatte sein besonders Wehrgeld. Die salischen Gesetze schlagen den Mord eines freyen Franken noch einmal so hoch an, als den eines freyen Römers, und mehr dann viermal so hoch, als jenen eines zinsbaren Römers. Um 400. Thaler dorfte man einen Bischof, und um 200. einen gemeinen Priester umbringen. Fast alle altdeutschen Gesetze athmen den nämlichen Geist, nur die Westgothen und Burgunder setzten Mord auf Mord. So wurden auch Hexerey, die damals sehr gängig war, das Essen von Menschenfleisch, welchem man eine gewisse Zauberkraft zuschrieb, die sehr übliche Nothzucht, das Vergiften, und alle andre Laster mit einer gewissen Summe Geldes gebüßt. Der Diebstahl eines Hengstes ward mit 45. jener eines Knechtes aber nur

mit 35. Solidis gestraft; ohne Zweifel weil man einen Knecht wohlfeiler haben konnte, als einen guten Hengst. — Nach den allemannischen Gesetzen ist das Wehrgeld eines Stallmeisters, Hofmeisters und Waffenschmidts, jenem eines Koches und eines Schaaf- oder Schweinhirten durchaus gleich *), woraus wir sehn, wie sehr die Nazion noch auf die Viehzucht hielt.

Die Vollstreckung dieser Gesetze fand natürlich anfangs grosse Schwierigkeiten, indem nach der alten Sitte aller Streit unter den Familien durch die Faust oder einen Vergleich abgethan wurde. Man setzte also eine Strafe von 15. Goldgulden darauf, wenn ein Vorgeladener, ohne wichtige Entschuldigung, nicht vor Gericht erschien. Auch dorfte der Richter im Fall der Noth aus der Familie des Beklagten einige als Bürgen beym Kopf nehmen. Da die Sache eines Mannes, besonders der Mord, von seiner Familie, als die ihrige, betrachtet wurde, so fand man für nöthig, über einen durch einen Vergleich, oder einen richterlichen Spruch geschlichteten Streit, Sicherheitsbriefe **) auszustellen, um den Wirkungen der Rachsucht, irgend eines Verwandten des Beleidigten, vorzubeugen. Diese Briefe wurden von den Vermittlern als Bürgen unterschrieben. Ein schrecklicher Misbrauch dieser Veranstaltung war es, daß sich ein Mörder öfters von dem König, ohne vorläufiges Verhör beyder Partheyen, einen solchen Sicherheitsbrief konnte ausstellen lassen, und also ungestraft blieb.

Anfangs wurden vor Gericht die Beweise durch den Eid, die Eidshelfer und die Probe des sieden-

*) Leges Alamann. T. 79.

**) Beyspiele findet man hievon beym Markulf L. I. Form. 32. und L. II. Form. 18.

den Wassers geführt. Diese bestand darinn, daß der Beklagte einen Arm in ein Gefäß voll siedenden Wassers stecken mußte. Oft warf man einen Ring in das Gefäß, den er vom Boden aufheben sollte. Ohne Zweifel wußte man diese Probe nach den Umständen leichter oder schwerer zu machen. In Gegenwart des Richters und der Zeugen ward hierauf der Arm in einen Sack gesteckt und versiegelt. Ward er nach drey Tagen unverletzt befunden, so erklärte man den Beklagten für unschuldig. Wir wissen nun durch die so aufgeklärte Chemie freylich, wie man der Wirkung des Feuers einige Minuten lang widerstehen könne *); schwerlich war aber dieß damals bekannt genug, um gemeinen Gebrauch davon zu machen; und ohne Zweifel war man mit dieser Probe so sparsam als möglich. Auch war es kein geringer Vortheil, daß sie der Kläger gegen ein gewisses Stück Geld zu erlassen pflegte. Sie gehörte, nebst andern Proben dieser Art, von denen wir in der Folge hören werden, unter die berüchtigten Gerichte Gottes; denn man glaubte damals, Gott müsse Wunder thun, um Recht und Billigkeit unter den Menschen zu handhaben. — Mit dem Eid waren die andern deutschen Völkerschaften viel sparsamer als die Franken, welche ohne Zweifel durch den zu häufigen Gebrauch desselben zu dem Hang zum Meineid verführt worden, der sie so sehr auszeichnete **).

Wie ein ungelehrter und unerfahrner Arzt, der durch mislungne Versuche endlich klüger wird, mußte der Gesetzgeber der Franken durch theure Erfahrung nach und nach die Bedürfnisse des Staats,

*) S. Voltäres Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte. 13. Kap.

**) S. Leges Baj. T. 8. C. 16. — Leges Alam. T. 42. Par. 1.

und die Mittel, denselben zu steuern, kennen lernen. Selbst die Kapitularien Karls des Grossen, der so viel an der Gesetzgebung verbesserte, sehen der Rezeptensammlung eines Empirikers viel ähnlicher, als einem sistematischem Lehrbuch über die Staatsmedizin. Sie gehn in ein Detail, welches unsre Gesetze nicht kennen; weil wir, oder die Leuthe, von welchen wir unsre Gesetze haben, schon mehr abstrahiren und klaßifiziren konnten. Ein besonderes Verdienst, welches Karls verbesserte Gesetzgebung hatte, war, daß er den unter seiner Nazion so gängigen Meineid, so viel als möglich, zu verhindern suchte. Zuerst verordnete er, daß dem Meineidigen sollte die Hand abgehauen werden *); und endlich schränkte er dieß in den damaligen Umständen sehr harte Gesetze darauf ein, daß der Schuldige seine Hand mit Geld sollte auslösen können **). Allein die Art, wie nach seiner Vorschrift der Meineid entdeckt werden sollte, war höchst sonderbar, und entsprach vollkommen dem Aberglauben seiner Zeit. Kläger und Beklagter mußten, aufrecht stehend, die Hände kreutzweise über dem Kopf halten; und wer von beyden die seinigen zuerst sinken ließ, der ward verfällt ***). Trug der, welcher geschworen, auf diese Art den Sieg davon, so mußte ihm der Kläger so viel bezahlen, als sein Wehrgeld betrug.

Auch unter Karl dem Grossen blieben die Geldstrafen noch üblich. Wir haben im Anfang dieser Geschichte aus dem Tazitus angeführt, daß es bey den alten Deutschen nur den Priestern erlaubt war, körpers

*) Capit. An. 779. C. 10. p. 544. Bey Heinecc.
**) Capit. 4. An. 805. C. 11. p. 711. ibidem.
***) L. cit. p. 544.

körperliche Strafen auf ein Verbrechen zu setzen. Sie hatten einen so hohen Begriff von ihrer persönlichen Freyheit, daß sie einen durch den Mund eines Druiden kund gemachten Schluß ihres Gottes dazu nöthig erachteten, wenn dieselbe auf irgend eine Art angetastet werden sollte. Dieser Begriff erhielt sich noch unter den Franken, nachdem sie auch Kristen geworden waren. Als Karl auf den Strassenraub die Todesstrafe setzen wollte, befragte er zuvor die Bischöfe, ob es erlaubt wäre, jemand mit dem Tod zu bestrafen.

Die Urtheile Gottes, oder die Mittel, seine Sache vor Gericht zu beweisen, wurden immer mehr vervielfältigt, theils um dem häufigen Mißbrauch des Eides vorzubeugen, theils auch um es nach Kräften, unmöglich zu machen, daß nicht das Urtheil Gottes durch den Betrug der Menschen vereitelt würde. Nebst der Probe des siedenden Wassers, suchte man nun auch jene des kalten Wassers einzuführen. Diese bestand darinn, daß man den Beklagten an einen Strick gebunden ins Wasser warf, und ihn sodann, wenn er oben schwamm, für schuldig, falls er aber niedertauchte für unschuldig erklärte. Karl war sehr für die oben beschriebene Kreutzprobe eingenommen; allein der schon längst übliche Zweykampf ward nach und nach der gewöhnliche gerichtliche Beweis, und hätte beynahe alle übrigen Beweisarten verdrängt. Er schmeichelte dem Selbstgefühl der Nazion zu sehr, weil man noch viel auf persönliche Dapferkeit hielt. Ludwig der Fromme verordnete, daß man wenigstens in geistlichen Sachen die Kreutzprobe gebrauchen sollte, damit die Schwachen und Furchtsamen nicht durch die Schwierigkeit des Beweises um ihr Recht ge-

bracht würden *). Aus der nämlichen Ursache erlaubte man auch, daß man einen andern durfte für sich kämpfen lassen; und von dieser Erlaubniß wurde, besonders von den Geistlichen, sehr häufiger Gebrauch gemacht, weil man nicht für schwach oder feig wollte angesehen seyn.

Noch eine andre Ursache trug viel zur Aufnahme des Zweykampfs bey. Man hatte den verschiedenen, dem fränkischen Zepter unterworfenen Nazionen, den Longobarden, Gothen, Burgundern, Franken, Römern u. s. w. ihre eignen Gesetze gelassen, nach welchen sie gerichtet werden sollten. Nun geschah es oft, daß unter fünf Nachbarn jeder ein anders Gesetz hatte **). Die Verwirrung, welche natürlich aus dieser Verschiedenheit der Gesetze entspringen mußte, ward noch dadurch vermehrt, daß der Zeuge, welcher gegen jemand angeführt wurde, das nämliche Gesetz haben mußte, welches der Beklagte hatte. Da sich nun wenige an das burgundische Gesetz hielten; so war eine Sache mit einem Burgunder kaum auf eine andre Art, als durch den Zweykampf auszumachen, und dadurch ward diese ohnehin so beliebte Beweisart immer noch gängiger.

Einige deutsche Völker suchten den Zweykampf besonders feyerlich und wirksam zu machen. Wenn bey den Allemanniern über Landeigenthum ein Streit entstand, so mußten beyde Theile in Gegenwart des Grafen ein wenig von der streitigen Erde nehmen, den Zweig eines Baumes aus dem nämlichen Bezirk hineinstecken, es zusammen in einen Sack verbinden und den Zweykampf verbürgen. Der Graf drückte sein Siegel darauf, und legte den Sack

*) Mabillon. Itinerar. Ital. T. 1. P. 2. p. 49.

**) Agobard de duello, ad Ludov. Imperator.

an dem zur Entscheidung angesetzten Tag zwischen beyde Kämpfer, welche denselben mit ihren Schwertern berühren, und zu Gott schwören mußten, dem Sieger das Recht zu überlassen *). — Bey den Bayern wurden vor dem Kampf die Waffen erst von Priestern gesegnet, damit der Teufel das Recht nicht hindern könnte **).

Manchmal sassen die Könige selbst zu Gericht, um die Klagen gegen die Beamten über versagtes Recht und Unrecht anzuhören. Viel gewöhnlicher aber war es, daß sie Gesandten (Missos Dominicos) in die Provinzen schickten, welche das Betragen der Herzoge und Grafen untersuchen, und ihnen darüber Bericht erstatten mußten. Karl war den Herzogen wegen der von denselben erregten Unruhen im Reich nicht hold, und ließ sie eingehen. Unter den Grafen, denen die Verwaltung der Provinzen anvertraut war, fieng, nach der Grösse oder Lage der ihrer Gerichtsbarkeit unterworfenen Bezirke, der Titel der Land- und Markgrafen an üblicher zu werden. Die Grafen hatten eine andre Klasse Richter unter sich, die man Centenarios nennte, vermuthlich weil sie über 100. Mann gesetzt waren, die sie auch zu Felde anführen mußten. Ohne Zweifel haben die in verschiednen Provinzen unsers Vaterlands bekannten Centgrafen ihren Namen daher.

Die Gerichte wurden unter freyem Himmel gehalten, und der hiezu bestimmte Platz die Mallstatt oder der Mallberg genennt. Das fränkische Wort Mall bedeutet Gericht. Alles Volk wurde zugelassen, und öfters dazu eingeladen. Die Richter hatten ihre Beysitzer. Wir müssen hier eine Stelle aus einer Handschrift abschreiben, die zwar nicht aus die-

*) Leges Alamann. T. 84. **) Decret. Thassil. apud Corp. Jur. Germ. Ant. p. 329.

sen Zeiten, aber doch alt genug, um alle Glaubswürdigkeit zu verdienen; die Menken *) herausgegeben hat, und welche die damalige Gerichtsverfassung in ein helles Licht setzt.

„Der Kaiser kam — in das Land zu Thüringen, und sprach zu ihnen also —: Sie sollten aus ihnen einen Richter erwählen, den wolle er ihnen bestätigen; der sollte sie beschützen für unrechter Gewalt, und er sollte sie bey Recht und Friede erhalten.'„

„Die Thüringer traten zusammen, und wollten einen Richter kühren; und wen sie unter sich kohren, der wollte es nicht thun. Dieß war die Ursache: Ob es zu Schulden käme, daß keiner über die andern gerne richten wollte **); und wurden alle eines Rathes, daß sie kohren den Grafen mit dem Barthe (den Gesandten des Kaisers), und baten den Kaiser, daß er ihnen den geben wollte zu einem Richter. Der Kaiser bestätigte ihn zu einem Richter, und machte das Land zu Thüringen zu einem Fahnenlehn, und belehnte den Herrn damit, und leihe ihm darüber das Reichsfähnchen, und machte ihn zum Landgrafen in Thüringen mit der Thüringer Wiessen und Willen. Das that er, daß alle Grafen oder Freyherren, oder alle in Thüringer-Landen Gerichte hätten: Und daß ein jeglicher Richter wohl richten sollte in seinem Gerichte nach Rechte. Der Landsgraf soll ihrer auch sechs kühren, Grafen oder Freyherren, welche er will, die in dem Lande gesessen sind, und nicht ausserhalb; und die sechs sollen ihrer noch sechs kühren, die edelsten und klügsten, so in

*) S. Mencken. script. rer. Germ. Tom. I. p. 856-857. u. w.

**) Die erst kurz zuvor vom Bonifaz getauften Thüringer hielten noch auf die alte Gleichheit unter ihnen. Auch hier wird, anstatt regieren, richten gebraucht. S. Schmidts Geschichte der Deutschen. Erster Theil. S. 312.

dem Lande sie gehaben mögten. Die Zwölf sollten sich vereinigen, und ein jeglicher dem Landgraffen zum Heiligen schwehren, von des Landes wegen, daß sie recht urtheilen wollten in allen Sachen, nach bestem Verstande, daß sie es nicht besser wüßten, gleich dem Armen als dem Reichen unverholden.„

„Der Landgraf soll sein Gerichte 3. Stunden in dem Jahre sietzen. Jegliches Gerichte über 18. Wochen unter des Reichsfähnchen. Darnach ob sich einerley Klage erhaben hätte, so sollen die Zwölfe mit den Landgrafen in dem Gedinge sietzen, sechse zu der rechten, sechse zu der linken Hand. Der Landgraf soll mitten unter ihnen sietzen, und den Gerichtsstab soll er selber in der Hand haben. Der Dingesstuhl ward gesetzt in das Riet zu Mittelhusen mit der Thüringer Wiessen. Um den Gedingstuhl ward gemacht zwo Huffen Landes gelegen in dem Felde Elpsleben an der Gera: Wer die unter ihm hat, der soll den Stuhl gegen Morgen bekleyden; hinten auf mit Delen (Dielen) soll er bedeckt seyn, von oben auf bis auf die Erden. Von beyden Seiten soll er bekleydet seyn, nicht höher, denn daß man den Richter und die Schöppen ihr Antlitz gesehen kann, und sie auch kann gehören. Auch soll der Stuhl forne mit einem (Thür-) Riegel gemacht seyn, daß man möge aus- und einkommen, also oft die Schöppen aus dem Gerichte tretten müssen, und sich das Recht lernen liessen.„

„Auch soll der Abt auf St. Peters-Berge zu Erfurth auffsitzen, wenn sie Gerichte sitzen; darum ist ihm gegeben das Dorf Mittelhusen.„

„Das erste Gerichte soll man halten zu Hand nach Weyhnachten, nach dem Sonntage, als man finget: Omnis terra (Dom. II. Epiph. de nuptiis in Galil.) Das andere Gerichte soll man halten nach Pfingsten,

als man gesungen hat: Deus in tua misericordia (Dom. I. post Trinit. de divite epulone). Das dritte Gerichte soll man halten, als man gesungen hat: Da pacem Domine sustinentibus Dom. XVIII. post Trinit. de præcipuo præcepto). „

„Der Kaiser gab denen in Thüringen folgende Freyheiten *): 1) Der Landgraf und alle die da in dem Lande zu Thüringen beerbet und besessen sind, und alle die mit ihnen darinnen wohnen, sollen Friede haben an Leib und Gut, Tag und Nacht im Lande. 2) Es soll auch niemand gewapnet reiten, es sey denn, daß er zu dem Schilde sey gebohren. Derselbe solls durch nichts anders thun, denn mit des Landgraffen Wiessen und Willen. Schwerdt und Messer mag ein jeglicher wohl tragen. 3) Das dritte Stück ist das, daß (wer um) keinerley Handlung oder Sache, so einer mit dem andern, in- oder ausserhalb des Landes, keinerley Verbündniß oder Auffatz, der dem Land oder dem Landsherren zu Schaden käme, macht, daß die 12. Herren erkennten im Rechte, der hätte sein Leib- und Land-Recht, und all sein Recht verlohren, daß er in dem Land gehaben mögte, den soll man durchs Land schleiffen an das Ende des Landes. 4) Ob sich Noth oder Sachen erhüben im Lande, es wäre an Gebäuden oder an Märkten, oder an Nutzen oder Käuffen, oder wie man das genennen mag, das die Zwölfe mit Recht erkennten, daß es dem Lande oder dem Landesherren schädlich oder unnütze wäre, das sollen die zwölf abthun, oder wandeln nach Gelegenheit. 5.) Ob jemand Rechtsgebrechen an seinem Ritter hätte, der klage es den Zwölfen. Mag er sie nicht alle gehaben, so soll er es zweyen oder dreyen klagen, die sollens

*) Verglichen diese Stelle mit in Menken am oberwähnten Ort vorangeschikten lateinischen Uebersetzung dieser Legende.

ihren Genossen nicht verschweigen; und die Zwölf sollen es zu Hand für den Landgrafen bringen. So soll denn der Landgraf und die zwölf dem Kläger zu Hand Wandel schaffen, nach Rechte, ohne neue Klage. 6) Alle, die in dem Land zu Thüringen wohnhaftig, die sollen das Landgerichte helfen stärken mit Leibe.„

Offenbar haben die Abschreiber diese Handschrift immermehr modernisirt; allein, theils einige Spuren sehr alter Redensarten, und dann hauptsächlich die Sachen selbst sprechen für das hohe Alterthum derselben. Wir ersehen daraus, wie viel Antheil noch damals das Volk an der Gesetzverwaltung hatte; wie sehr die Gewalt der Grafen eingeschränkt war, und wie man damals bey der Besitznehmung einer neuen Provinz hauptsächlich auf die innere Ruhe und die Handhabung der Gerechtigkeit in derselben Rücksicht nahm; da hingegen bey uns der Ertrag der Mittelpunkt unsrer Achtsamkeit geworden ist.

Uebrigens waren durch diese ganze Epoche hindurch die Aemter noch nicht erblich. Doch diente der Dienst des Vaters dem Sohn gewöhnlich zu einer Empfehlung; und wir finden damals wenigstens schon die Spuren von der Art, wie sie in der Folge erblich werden konnten. Sie wurden meistens erbettelt, erschlichen, erkauft, und auf jede erlaubte und unerlaubte Art erworben. Da der Wege so viele waren, zu ihnen zu gelangen, so konnte es einem Vater nie sehr schwer fallen, seinen Sohn vorläufig zu seinem Nachfolger zu bestimmen. Nur von Pipin bis zu Karl des Grossen Tod diente auch das Verdienst und der Ruhm einem Mann öfters, statt einer andern Dienstbewerbung; und wir haben oben an dem Grafen mit dem Barthe ein merkwürdiges

Beyspiel hievon gesehen. Unter Ludwig dem Frommen und seinen Abkömmlingen gerieth die Sache wieder durch die Dummheit und Trägheit der Fürsten in das alte Gleise.

Das Lehnsistem schlug in dieser Periode immer tiefere Wurzeln. Besonders war ihm die Verfassung der Kirchen, die wir bald genauer werden kennen lernen, ungemein günstig. Es war den Kirchen eben so viel daran gelegen, viele Dienstleuthe zu haben, als es diesen damit gedient war, von den Kirchen abzuhangen. Auch die Freygebigkeit der Fürsten vor Karl Martel trug nicht wenig hiezu bey. Ihre Schwäche zwang sie, wie wir schon gehört haben, ihre Kammergüter als Lehen zu vergeben, um sich einen Anhang zu machen.

Religion. Man hat der kristlichen Religion nicht ganz ohne Grund den Vorwurf gemacht, daß die Pflichten, welche sie lehrt, in Absicht auf ihren Nutzen für die Menschheit zu abstrakt und allgemein wären. Im Grunde sind sie auch in dem Gesetze enthalten, welches der Schöpfer überhaupt den Menschen in das Herz eingedrückt, und welches gewöhnlich das Naturrecht genennt wird. Die Römer, Griechen, Aegypter und andre Völker befanden sich wohl dabey, daß bey ihnen die Religion auf ihre politische Verfassung, ihr Klima und ihre besondern irdischen Bedürfnisse Rücksicht nahm, und absichtlich dazu gemacht zu seyn schien, ihrem bürgerlichen Karakter noch mehr Stärke und einen gewissen Schwung zu geben, welcher dem Staat wohlthätig war. Die kristliche Religion kennt die Verwebung der allgemeinen menschlichen Pflichten mit jenen des individuellen Bürgers nicht, oder erfodert doch ein seltenes Genie, wenn sie dem Karakter eines einzeln, bestimmten Staats angepaßt werden soll.

Als diese Religion in unserm Vaterland eingeführt wurde, war sie schon durch den Aberglauben, die barbarischen Zeiten, den Geitz und die Herrschsucht der Menschen so verdorben, daß es schwer zu entscheiden ist, ob sie demselben, wenigstens bis in das sechszehnte Jahrhundert, mehr geschadet als genutzt habe. Auch gleich von ihrem Ursprung an ward sie durch die Hitze ihrer Anhänger mehr zu einem Spielwerk der Phantasie, als zu einer Wegweiserin der Vernunft gemacht. Ohne Zweifel geschah es durch einen besondern Schluß der göttlichen Vorsehung, daß der Saame dieser Religion fünfzehn Jahrhunderte hindurch in der Fäulung liegen, und dann erst desto herrlichere Früchte tragen sollte, je langwieriger und heftiger seine Gährung war.

Schon sehr frühe finden wir zwar Spuren vom Kristenthum in Deutschland; allein sie sind zum Theil an sich selbst so unsicher, und andern Theils von den Barbaren wieder so unkenntlich gemacht worden, daß wir ihnen nicht folgen können. Gewiß ist unterdessen, daß schon in den ersten vier Jahrhunderten zu Speyr, Worms, Mainz, Trier, Köln, Trient, Chur, Windisch, Augsburg, Lorch, Seben, Villach und Cilley Bischöfe waren.

Der Mann, welcher dem Religionssystem unsers Vaterlandes eine dauerhafte Gestalt gegeben, und das römische Kristenthum am weitesten unter dem Volk ausgebreitet, war der Engländer Winfried. Damals schon zeichnete die Engländer der nämliche Eifer für eine Sache aus, für die sie einmal eingenommen sind, welcher sie noch in unsern Zeiten karakterisirt. Sie lieferten für ganz Europa Bekehrer, und Muster für das Mönchsleben. Der Pabst legte Winfried den Namen Bonifazius bey, unter welchem er unter uns bekannt ist, und der wenig-

stens der Dankbarkeit, welche ihm das Oberhaupt der Kirche schuldig war, genau entspricht.

Er ward zuerst als Wilibrords Schüler bekannt, welchem er die Friesen bekehren half. Als er es itzt auch in der Bekehrung der Thüringer ziemlich weit gebracht hatte, wollte sich der Pabst der Unterwürfigkeit eines so wichtigen Apostels versichern, und foderte ihn nach Rom, wo er dem heiligen Vater einen besondern Huldigungseid schwor. Dieser Eid, welcher nachher das Formular aller Bischofshuldigungen geworden, ward von andern Bischöfen Deutschlands damals schon eben so sehr getadelt, als zu unsern Zeiten. Einige Bischöfe nannten den Bonifazius einen Stöhrer der alten Ordnung, einen Neuerer, einen Unterdrücker der vaterländischen Freyheit, welcher den päbstlichen Stuhl auf den Trümmern der einheimischen bischöflichen Stühle zu erheben, und einen ganz neuen Gottesdienst einzuführen suchte. Unterdessen kam Bonifazius als Bischof mit einem weitläufigen Empfehlungsschreiben an Karl Martell, an alle Beamten, Unterthanen und Nachbarn desselben nach Deutschland zurück, und das Schreiben hatte die gewünschte Wirkung. — Winfrieds Eifer wurde durch die Schmeicheley des Pabstes immer mehr angefeuert, und Gregor der Dritte ernennte ihn endlich zu seinem Statthalter in ganz Deutschland.

Der Mann meinte es mit unserm Vaterlande im Grund wirklich gut, und wäre für uns ein Halbgott geworden, wenn sein Genie nicht durch die dicke Finsterniß seiner Zeiten wäre gehemmt, und seine Thätigkeit von Rom aus irre geführt worden. Aus folgender Stelle, die ich aus der Legende von ihm abschreibe, welche Menken an dem oben berührten Ort liefert, werden wir mit Freude

ersehen, daß er guten Willen genug, und auch Begriffe von der natürlichen Freyheit der Menschen und ihrem allgemeinen Wohl hatte; wir werden aber auch zugleich bedauern, daß er zu Erscheinungen und Wundern seine Zuflucht nehmen mußte, um seinen Zweck zu erreichen.

„Der Bischoff von Mentz Bonifacius, (heißt es da,) vernahm, daß das Land zu Döringen noch am heydnischen Glauben war, und meynete das zu bekehren zum christlichen Glauben, und fragte nach des Landes Gelegenheit. Ein alt Ritter sprach zu ihm: Herr, das Land zu Döringen ist 12. Meilen lang und breit — — — und käme es zu dem Glauben, und würde bekehrt, und würde gebauet nach seinem Rath, es wäre das beste Land zu der Nahrung das man möchte finden in aller Welt, in solcher Grösse.„

„Der Bischoff Bonifacius versammlet sich stark, mit viel Volk, und zog mit grosser Heeres-Kraft ins Land zu Döringen. Do die Döringer das vernommen, erschraken sie sehr, und hatten sich ihres Lebens erwogen, und flohen alle zusammen, Mann und Weib auf einen Bruch bey der Unstrutt, an einen Wahl, das heist Trettenburg; da meynten sie uffen zu bleiben todt oder lebendig. Der Städte und der Schlösser, die da mächtig waren, waren zu der Zeit nicht viel im Lande, da sie sich alle droffen möchten behalten haben. Der Bischoff zog bescheidentlich in das Land, und hieß die Thüringer für sich kommen. Die Thüringer schikten die klügsten zu ihm, die sie im Lande hatten, daß sie seine Rede vernähmen.

„Der Bischoff sprach: Ihr lieben Döringer, ihr sollt euch lassen teüffen, und sollt an Christum glauben, und den Christen-Glauben an euch nehmen. Thut ihr das, es kommt euch zum Nutz und From-

men, und soll euch nimmer gereuen; thut ihr das nicht, so will ich eines andern mit euch beginnen.„

„Die Thüringer sprachen: Was für Nutz und Frommen mag uns davon entstehen, oder was mögen wir geniessen? Der Bischoff sprach: Gott ist kommen auf dieses Erdreich, durch des Menschen Willen, und Gott ist selber Mensch worden, und hat mit ihm gebracht Gerichte und Friede, das ist gleich gewogen, dem Armen wie dem Reichen; darum sollt ihr gerne an ihn glauben *); und wenn ihr den Glauben empfanget, so sollt ihr gefreyet seyn für unrechter Gewalt an dem Leibe und an dem Gute hie auf Erdreich, und hernach an der Seele vor der Hölle, und vor des Teuffels Gewalt.„

„Die Düringer sprachen: Sintemahl, daß der gebohrne Gott das vermag, so schicket, daß er auch das vermöge, daß wir auch des Zehnden ledig werden; von dem Könige von Ungarn, dem müssen wir Zehnden geben, von Leibe und von Gutt, unser zehnde Kinder, und alles was wir haben, das müssen wir verzehnden. Würden wir des Zehnden loßgemacht, daß uns das Ein verkundt würde, so wollen wir getrulich glauben, und wollen dem auch gerne folgen; geschicht aber das nicht, so wollen wir aber nimmermehr glauben, daß es der gebohrne Gott vermöge, und wollen bey unsern Glauben bleiben todt und lebendig. Darum bitten wir euch, lieber Herr, daß ihr uns eine Antwort wieder gebt zu oder abe (ja oder nein), da wir uns darnach richten.„

*) Also war es dem guten Bonifazius doch bey seinem Kristenthum mehr um Friede und Gericht, als um Fegfeuer, sieben Sakramente, Transsubstanziazion und Unfehlbarkeit zu thun!!!

„Der Bischoff schweig, darnach sprach er: Ich will euch eine Antwort geben. Da gieng der Bischoff mit den Seinen zu Rathe, und der Bischoff sprach: Ich darff wohl guten Raths, um des harten Vorsatzes willen, den die Döringer vorsetzen. Der König von Ungarn ist so mächtig, daß ich sie des Zehnden von dem König in Ungarn nicht ledig machen kann. Soll ich sie denn erschlagen, und ihr Blut auf mich nehmen, das ist mir zumahl schwer. Soll ich sie denn lassen in dem Glauben sietzen, darinnen sie sind, so möchten sich die andern Lande daran kehren, und abfallen, die den Glauben allbereit haben; drum bitt ich euch getreuen Räthe, wie ich mit Glimpff von dem Lande scheide, daß niemand dürffe sprechen, die Döringer wären mit Gewalt für dem Bischoffe Bonifacio blieben (hätten ihn zurückgetrieben). Diese Sache wurde bewogen, und ward ein Rath gegeben: Lieber Herr, uns dünkt gut, nach eurer Meynung oder Sinne, daß ihr den Döringern ein Bedenken gebt, eine benannts Zeit, daß sie euch denn wieder sagen, ob sie euch folgen wollen oder nicht, indenn (indessen) mögt ihr des Kayfers oder des Papsts Hülffe erkriegen. Dem Bischoffe gefiel der Rath wohl, und wurden des auch also eins.„

„Do der Bischoff dieselbige Nacht an seiner Ruhe lag, und die seinigen auch, da kam eine Stimme von Gott, die war freysam und greußlichen, daß den Bischoff deuchte, er hätte sein Leben verlohren. Die Stimme sprach zum Bischoffe Bonifacio: Du zweiffelst. Wie sollen die Döringer an mich glauben, wenn du selber an mir zweiffelst? Hastu nicht gelesen, ich bin von Himmel kommen um des Menschen Willen, und der Mensch ist mein Bilde; und der Arme fürderer und der Reiche, und habe Ge-

richt und Gerechtigkeit mit mir bracht, das ist gewogen durch mein Blut, gleich dem Armen als dem Reichen; darum will ich nicht, daß ein Mensch Zehnden oder Zinß gebe von seinen selbst Leibe einem andern Menschen. — — Darum heiß ich dich, daß du sollt die Döringer los und ledig sagen; und gieb ihnen des meine Treuen; denn der König von Ungarn ihnen den Zehnden nimmer soll angewinnen — — — —".

„Der Bischof war des Trostes froh, und war doch in grossen Sorgen, in welcher Weyse Gottes Urkund kommen sollte."

„Der Bischof rief die Döringer aber für sich, und gab ihnen Anrede, und sprach: Ihr lieben Döringer, Gott ist kommen auf Erdreich um des Menschen Willen — — und Gott ist des Menschen Bilde. Darum will Gott nicht, daß ein Mensch Zehnden oder Zinß geben soll, als der zehnde Mensch. Gott will sein auch selber nicht von seines Menschen Leibe. Darum sag ich euch des Zehnden ledig und los in seinem heiligen Nahmen, und gebe euch des seine Treue zu Pfande, daß euch der König von Ungarn den Zehnden nimmer soll angewinnen. Das soll euer Urkund seyn, daß ich selber in dem Lande bleiben will, also lange, daß euch Gottes Urkund kommet — — —".

„Der König von Ungarn hatte die Rede vernommen, die in dem Lande zu Döringen war, daß der Bischof von Mentz dasselbe von ihm kehren wollte. Der König von Ungarn machte sich auf mit grosser Macht, und kam also stark in das Land zu Döringen, daß des Bischofs Heer dargegen ungewogen war."

„Der Bischof lag zur selber Zeit an einem Bruch auf der Unstrutt, da nun ein deutsches Kloster liegt,

und heisset Reylstatt. Die Ungarn waren also gierig nach Bonifacii Heer, und verliessen sich auf ihre grosse Macht, und fielen gegen den Döringern in den Bruch, zu Rosse und zu Fusse, das die Förderen wurden gedrungen in die Unstrutt, und der Bischof stunde über ihn auf dem harten Stade, und rief Gott an um seine Hülfe; und Gott half ihm, daß sie der Ungarn erschlugen also viel, daß die Unstrutt ferne mit Blute floß; und die auf dem Riethe waren, die konnten weder hinter noch fürder kommen; und alle Ungern, die noch auf troknen Lande waren, die flohen wieder hinweg.„

„Da gewann der Bischof den Streit auf dem Riethe zu Reylstatt, und schlug ihrer also viel todt, daß es unzehlig war. Die Wahlstadt heißt noch auf der Fahre. — — — Da die Döringer das sahen, daß Gottes Urkund also stark kommen war, da glaubten sie dem Bischoffe, was er gepredigt hatte — — — und liessen sich alle tauffen. — — — Der Kaiser und der Papst wurden froh, daß Gott den Christen-Glauben also gestärket hätte. — Der Kayser sandte seinen eignen Bothen mit ins Land zu Döringen mit dem Bothen, den sie gesandt hatten, und entbot ihnen, daß sie feste stünden; er wollte ihnen zu Hülfe kommen.„

Dieß ist die Geschichte der damaligen Bekehrungen überhaupt. „Wollt ihr nicht den Christen Glauben an euch nehmen, so will ich eines andern mit euch beginnen„; hörten wir oben den Apostel Bonifazius an der Spitze eines mächtigen Heeres zu den Thüringern sagen: „Würden wir, antworteten diese, des Zehnden losgemacht, so wollen wir getreulich glauben; wo nicht, so wollen wir bey unserm alten Glauben bleiben todt und lebendig„. — Naiver hätten sich beyde Theile nicht erklären können.

Auch als die Reihe an die Sachsen kam, vertrat das gezückte Schwerdt die Stelle der Belehrung; und sie kämpften nicht so sehr gegen die neue Religion, die sie annehmen sollten ohne sie zu kennen, als vielmehr gegen eine neue Herrschaft, die man ihnen zugleich mit aufdrang. — Das leere Gepränge des Taufes war die ganze Einweihung zum Kristenthum, und ersetzte in den Begriffen der Menschen alle Pflichtenlehre. Doch müssen wir es Winfrieden Dank wissen, daß er es für unverträglich mit dem Kristenthum hielt, Zehnden von Menschen zu geben. Wenige Apostel vor und nach ihm hatten so menschenfreundliche Religionsbegriffe; und es kam ihnen, so wie öfters auch ihm selbst, auf Ströme Blutes nicht an, wenn es ums Taufen zu thun war.

In den Provinzen, die sich schon zum Kristenthum bekennten, fand Winfried dasselbe noch so sehr mit den alten heidnischen Gebräuchen vermischt, daß es beynahe das nämliche war, als wenn er sie erst bekehren sollte. Er fand Priester, die zugleich taufften und ihren alten vaterländischen Göttern opferten. Die Unwissenheit der kristlichen Priester war so groß, daß man befehlen mußte, es sollte keiner geweiht werden, wenn er nicht lesen, und die zehn Gebote hersagen könnte.

Der deutsche Apostel gieng bey seinem Bekehrungswerk bald mit Hitze, bald mit Nachsicht zu Werke. Zu Geißmar in Hessen letzte er selbst zuerst das Beil an einen Baum, der nach alter Sitte dem Volk noch zum Allerheiligsten diente. Da er sich aber bey kaltem Blute besann, daß zu viel Strenge gegen uralte Gebräuche seinen Neuerungen eher schädlich als zuträglich seyn könnte, ließ er die Sache selbst, und veränderte nur ihre Anwendung. Unter den

Schat-

Schatten der heiligen Eichen setzte er Kapellen, und die Bilder der Märtyrer; und daher kömmt es, daß viele unserer Wallfahrten noch in die dikksten Wälder geschehen. Mit all' seinem Eifer konnte er doch die Wahrsagerinnen nicht ausrotten, auf welche nach dem Berichte des Tacitus die alten Deutschen so sehr viel hielten. Sie bedienten sich zu den Zeiten des H. Bonifaz kristlicher Zeremonien zum Behufe ihrer Kunst. Haben wir sie doch noch Troz der Reformazion und Philosophie unserer Zeiten unter uns!

Eine sehr wichtige Angelegenheit für unsere Heidenbekehrer war es, zu bestimmen, ob seine Neugetauften Biber- Hasen- und Pferdefleisch und dergleichen mehr essen dürften. Er fragte hierüber, wie über alle seine Bedenklichkeiten den Pabst um Rath, und dieser antwortete, daß es mit den Bibern und Hasen wohl noch so hingehen könnte; das Pferdefleisch aber schlechterdings kein kristliches Essen sey. Ohne Zweifel hätte sich diese Speise von selbst verboten, indem der häufigere und mannigfaltigere Gebrauch der Pferde und ihre immer zunehmende Seltenheit sie viel kostbarer gemacht hatte, als sie ehemals waren.

Zacharias.

Ueber die Sitten der Geistlichen müssen wir ihn selbst hören. „Die Bißthümer, schreibt er an den Pabst Zacharias, sind „in den Händen geiziger Laien, oder geistlicher „Ehebrecher, die nur ihren irrdischen Gewinn vor „Augen haben. Die Diaconen der Bischöfe sind „größtentheils in der Unkeuschheit und im Ehebruche „aufgewachsen, und haben noch als Geistliche ihre „fünf oder mehrere Beischläferinnen. Dessen ungeachtet predigen sie dem Volke das Evangelium, „und werden sogar Bischöfe. Man findet häufig

„Bischöfe, die zwar, ihrem Vorgeben nach, die „Unkeuschheit vermeiden; aber doch destomehr im „Trunke, in der Jagd und der Ungerechtigkeit aus„schweifen. Sie ziehen bewafnet zu Felde, und ver„giessen mit ihren Händen das Blut der Kristen, „und der Heyden.„

Ueber die Errichtung neuer Bißthümer, über die Gränzen der erzbischöflichen Gerichtsbarkeit und kurz über alles, wollte sich Bonifaz zu Rom Raths erholen. Schon lange vor ihm war es die Gewohnheit der fränkischen Fürsten, sich sogar in bloß politischen Angelegenheiten an den Bischof zu Rom zu wenden. Man konnte es also dem heiligen Bonifaz, der noch viel höhere Begriffe vom römischen Pabst hatte, um so weniger verüblen, wenn er sich an den heiligen Vater wendete. Allein woher kam dieser Vorzug, den man dem römischen Bischofe so allgemein einräumte, und den der Pabst so sehr lange zu behaupten wußte?

Verschiedene Umstände mußten hiezu beytragen. Besonders war der Umstand des Orts dem päbstlichen Ansehen ungemein günstig. Zur Zeit der Entstehung des Kristenthums war Rom die Hauptstadt des Abendlandes, so wie beynahe der ganzen damals bekannten Erde. Es war also sehr natürlich, daß sich die erste christliche Kolonie in Westen vorzüglich in dieser Stadt anzubauen suchte. Die Kristen mußten sich bemühen, der Quelle nahe zu seyn, aus welcher alle etwanige Verfolgungen entstehen konnten, sie mußten der Gesezgebenden Macht an der Seite seyn, um die entfernteren Brüder baldigst warnen zu können, wenn jene über ihr Schicksal irgend etwas beschlossen hatten; sie mußten den Mächtigen, den römischen Großen nahe seyn, um durch Kunstgriffe, durch Vorstellungen oder Bekeh-

rung ihre Gunst, ihren Schutz nicht nur für sie, sondern auch für ihre sämmtlichen Brüder im weiten Reiche zu erhalten. Die übrigen Anpflanzungen des Kristenthums erst in Italien und dann im übrigen Abendlande schreiben sich daher alle von Rom aus, und diese Stadt ward von denselben immer als ihre Mutter betrachtet. Schon sehr früh waren die römischen Bischöfe Metropoliten von den sogenannten Suburbarien, oder beynahe von allen Provinzen Italiens, die Inseln mitgerechnet. Auch nach dem Sturze des römischen Reiches behielten die Barbaren, die es gestürzt, eine unauslöschliche Hochachtung für die Hauptstadt desselben, von der dieses kolossalische Reich seinen Namen hatte. Dieser Name allein mußte ihnen deswegen heilig seyn. Auch war es aller Zerstörungen ungeachtet noch immer die größte, prächtigste, gesitteteste und am besten eingerichtete Stadt, die sie kannten. Wie sollte man sie also nicht als den Mittelpunkt aller Aufklärung und besonders des Kristenthums betrachtet haben, welches einzig daher für uns seinen Ursprung nahm?

Hierzu kam noch der Eifer für Ausbreitung des Kristenthums, welcher, durch die Schwierigkeiten des ersten Anbaues, durch seinen glücklichen Fortgang und durch den Glanz des Orts einmal erhitzt, sich lange in seiner ersten Wärme erhielt, und seinen Wirkungskreis immer mehr auszudehnen suchte. Kaum hatte Gregor der Grosse vernommen, daß es der Mühe werth seyn möchte, Engelland für das Kristenthum zu erobern, so schickte er nicht weniger als vierzig Aposteln dahin, die auch an diesem grossen Werke mit glücklichem Erfolge arbeiteten. Da sie auf seine Kosten, und in seinem Namen abgeschickt wurden; wie konnte es wohl anders seyn,

als daß sie eine so sehr grosse Anhänglichkeit an ihn und seinen Sitz behielten? Und unser Winfried war ein Schüler dieser Missionärs.

Ein besonderer Zufall gab vollends dem Bischofe von Rom das entscheidendste Uebergewicht in allen geistlichen Dingen. Zwischen dem alten und neuen Rom oder Konstantinopel herrschte gleich von der Entstehung des letztern an die bitterste Eifersucht, welche auch die Bischöfe dieser Hauptstädte ansteckte. Der von Neu-Rom nahm sich zu der Zeit, als Alt-Rom im Gedränge der Barbaren, und von Konstantinopel abhängig war, gar viel heraus. Er maßte sich den Titel eines allgemeinen Patriarchen an, dessen Gerichtsbarkeit sich über die ganze kristliche Welt erstreckte. Pelagius der Zweite und Gregor der Grosse, Bischöfe von Alt-Rom, erklärten deswegen den Anmasser für den Antikrist, welcher dem Umsturze des ganzen Kristenthums vorhergehen müsse. Indessen geschah es, daß Phokas sich durch einen Kaisermord auf den Konstantinopolitanischen Thron schwang, den Bischof seiner Hauptstadt aber nicht für sich gewinnen konnte. Aus Rache ergriff er die Parthie des Bischofs von Alt-Rom, und erklärte denselben zum Oberhaupte der ganzen kristlichen Welt, oder, wie man es nannte, zum ökumenischen Bischofe. An sich ist dieser Auftritt zu bekannt, als daß ich ihn umständlich wiederholen sollte; allein man kann es nicht zu oft darlegen, wie sonderbar es sey, daß den Bischöfen von Rom ein Titel, den ihre Vorgänger für den charakteristischen Namen des Antikrists ansahen, und erklärten, nun so willkomner war, daß sie von der Zeit an, sich aller nur ersinnlichen Ränke und Kunstgriffe bedienten, um ihn zu behaupten. Man muß sich aber nicht vorstellen, als ob mit diesem Titel

damals schon außerordentlich viele Rechte verknüpft gewesen wären. Von den nachher eingeführten Reservaten und Caulis maioribus wußte man noch gar nichts. Der römische Stuhl stand blos in außerordentlichem Ansehen, als die Mutterkirche des ganzen Abendlands, und in Glaubenssachen hielten es alle Bischöfe mit dem Pabste; allein in Disziplinarien ordnete der Bischof alles nach seinem Gutfinden, oder nach den Vorschriften der Provinzial- und Nazional-Konzilien. Indeß trug doch diese außerordentliche Ehrerbietung, welche die Bischöfe vor den Pabst hegten, gar sehr dazu bey, daß so wohl Priester als Laien die Meynung von der Untrüglichkeit der Päbste zu fassen anfiengen, daß sie nach und nach zu glauben sich gewöhnten, alle erlassene päbstliche Befehle oder Briefe seyen für die ganze Kirche verbindend, daß die Bischöfe in bedenklichen Fällen sich immer an den römischen Stuhl wendeten, kurz, daß die Gemüther des Volks und der Geistlichkeit zur Annahme der falschen Isidorischen Dekretalen empfänglich gemacht wurden. Die Nazion selbst und ihre Fürsten gaben dem Pabste die Geißeln in die Hände, womit sie nachher so barbarisch gezüchtigt wurden. Den ersten sehr gefährlichen Schritt that Pipin der Kurze, da er im Namen der ganzen Nazion um Rath fragen ließ, ob er den rechtmäßigen König Childerich den Dritten entthronen dürfe. Dieses mag immerhin blos eine List Pipins gewesen seyn; so erhellt doch daraus so viel, daß die Meynung von der Höhe des Pabstes und seinen entschiedenen grossen Einsichten — der Ursprung der Lehre von der Untrüglichkeit und Unsündlichkeit der Päbste — fast allgemein war. Die päbstliche Krönung Karls des Grossen, von der wir oben S. 162. gehört haben, trug ebenfalls vieles zur Vermehrung

des päbstlichen Ansehens bey. Da Karl erst nach dieser Krönung sich des kaiserlichen Titels bediente; so gestand er ja stillschweigend, was den Kaiser nachher so theuer zu stehen kam, daß er diese Farce nicht blos für ein leeres Zeremoniel sondern für etwas würkliches hielt, und die Nazion mußte demnach immer mehr und mehr gewöhnt werden, den Pabst für einen Halbgott, für den alleinigen Statthalter Gottes auf Erden zu halten. Nach solchen Vorbereitungen ist es zu begreifen, daß die falschen Dekretalen fast ohne allen Widerspruch nicht nur angenommen, sondern auch sogar von Bischöfen, Priestern und Laien mit dem größten Eifer verbreitet, und von den Gesetzgebern in politischen Gesetzen benutzt wurden. Es ist daraus zu begreifen, warum man fast nichts von Wichtigkeit unternahm, ohne das römische Orakel zu befragen, das freylich sehr gern die deutlichsten Antworten ertheilte, aber auch aus diesen Anfragen ein Recht ableitete, stäts befragt werden zu müssen. Diese Willigkeit der Deutschen, dieses beständige Fragen, und, wenn der Ausdruck nicht zu gelinde, dieses Hofiren einer ganzen Nazion, mußte nothwendig die Päbste immer kühner machen, neue Eingriffe zu wagen. Schon Gregor der Vierte drohte mit Exkommunikazionen, und wiewohl er von den Bischöfen nach Verdienst abgefertigt wurde; so entsetzte doch Pabst Nicolaus I. nicht ohne Wirkung zwey Erzbischöfe ihrer Würde, und machte sie zu Laien. *) So wie aber die Päbste unter den Karolingern immer zu einer höhern Macht gelangten, eben so gieng es auch mit den Erz- und Bischöffen, Prälaten und Geistlichen überhaupt. Durch die ausserordentliche Freygebigkeit und Frömmeley der meisten Abstämlinge des grossen Karls,

*) S. Causa XI. Quæst. 3. Can. 10.

und der Grossen des Reichs, die bald für diese bald für jene Sünde den Pförtnern des Himmels Geschenke an Geld und Gütern ertheilten; gewannen sie an Ansehen und Macht. An allen öffentlichen Angelegenheiten nahmen sie Theil, und sie spielten bald die Vermittler und Friedensstifter, bald wurden sie von den Kaisern und Königen zu Gesandten oder überhaupt zu den Künsten, die der Deutsche mit dem Schwerte in der Hand nicht treiben konnte, gebraucht. Nichts beweist ihre ausserordentliche Macht deutlicher, als das schreckliche Schauspiel, welches wir von ihnen unter Ludewig dem Frommen haben aufführen sehen. Daher kam es auch, daß Grafen und Herzoge, so wie in unsern Tagen königliche und fürstliche Prinzen, schon in diesem Zeitraume, so lüstern nach Bißthümern waren. Wir haben oben einige Quellen dieses schon unter den Merovingern so grossen, unter den Karolingern aber so sehr gestiegenen Ansehens gehört, wir müssen nur noch einiger anderer erwähnen. Eine davon war besonders die den fränkischen Kirchen nach dem Beyspiel der römischen Kaiser von den Königen ertheilte Zufluchtsfreyheit, worauf die Bischöfe so ausserordentlich eiferten, daß sie oft lieber tausend unschuldige Schlachten, und große Strecken Landes verwüsten liessen, ehe sie einen einzigen Verbrecher herausgaben, der in eine Kirche geflüchtet war. Man kann hieraus auf die Wichtigkeit dieses Privilegiums schliessen. Auch die sogenannten Immunitätsprivilegien trugen nicht wenig zur allgemeinen Erhebung der Bischöfe bey. Dadurch wurde den königlichen Richtern alle Gerichtsbarkeit über die Kirchengüter und die darauf ansäßigen Leute entzogen, und den Bischöfen oder Aebten zugetheilt, die solche durch ihre Vögte aus-

übten. Die Richter durften keine Fried- oder Wehrgelder abfodern, und die übrigen Strafgelder wurden aus Andacht den Kirchen geschenkt. Auch erhielten sie alle Zinsen, oder was nur immer dem Fiskus von Gefällen der Freyen sowohl als Knechte auf den Kirchengütern zukam. Dahin gehört auch die Befreyung von Obdach, freyer Zehrung und Vorspannen, welche den königlichen Richtern gegeben werden mußten.

Die Bischöfe wurden der Regel nach und ursprünglich vom Volke und der Klerisey erwählt. Allein, da die Bißthümer so einträglich wurden; so ist es kein Wunder, daß man sie schon frühzeitig als Hofdienste verlangte. Unter den ersten Merovingern geschah dieses fast allgemein; allein die nun schon mächtigern Bischöfe zwangen Klotar den Zweyten in dem bekannten Edickte, diesem Vorrechte zu entsagen, dem Volke und der Klerisey die freye Wahl zuzugestehen, und sich nur die Bestätigung, und dann und wann eine Ernennung vom Hofe vorzubehalten. Dieses königlichen Versprechens ward aber gar bald von Hofe aus vergessen, bis es Ludewig der Fromme von neuem that, und von neuem wieder vergaß. Die Erhaltung der Kirchenzucht war hauptsächlich den Synoden und Konzilien anvertraut, auf deren jährliche Haltung der heilige Bonifaz so sehr drang. Sie wurden von den Königen zusammen berufen, und unter deren Vorsitz und Schutze gehalten. Alle kirchlichen Satzungen wurden im Namen des Königs verkündiget, und hatten nur dann erst gesetzliche Kraft. Ueberhaupt aber muß man diesen ganzen Zeitraum hindurch bemerken, daß die Bischöfe, wie auch Ludewig der Fromme sagte, für geistliche Staatsdiener so wie die Grafen für weltliche angesehen wurden. Je-

dem war ein Theil der königlichen Gewalt anvertraut. Und beyde mußten auf den Reichstagen den Königen und Kaisern davon Rechenschaft ablegen.

Ehe wir diese Bemerkungen schliessen, müssen wir noch einer Erscheinung gedenken, die in der Folge so wichtig geworden, nämlich jene — der Mönche. Der Vater derselben im Abendlande war der berühmte heilige Benedickt, der den herumschweifenden nach orientalischer Manier gekleideten Mönchen eine Regel vorschrieb, die wegen ihrer damaligen Vortreflichkeit und ihres Nutzens allgemein beliebt und angenommen war. Anfänglich waren sie blos Laien, die unter ein Oberhaupt zusammen traten, öde Gegenden urbar machten, dem Gebete oblagen, und von der Arbeit ihrer Hände lebten. Sobald die Begriffe vom Fegfeuer und der Kraft des fremden Gebets für baares Geld oder liegende Güter unter der Nazion allgemeiner wurden; so wurden sie zusehends so reich, daß sie gar bald eine grosse Rolle auf dem deutschen Theater spielten. Schon zu Ende des sechsten und Anfange des siebenten Jahrhunderts entstanden heftige Streitigkeiten zwischen den Bischöfen und Aebten, die nach und nach Privilegien für ihre Klöster und Güter, keineswegs aber für ihre Personen sich erwarben. In geistlichen Dingen standen sie unter den Bischöfen, und in der Folge nur noch mehr, als sie zugleich in den Priesterstand aufgenommen wurden. Was aber die innere Verwaltung der Klostergüter, ihre Leute und Geräthschaften betraf; so suchten sie sich gegen die Bischöfe, die diese Güter gleich Pfarrgütern behandlen wollten, durch königliche und bischöfliche Privilegien zu schützen. In Disziplinarsachen formte sich hingegen al-

les nach den damaligen hierarchischen Begriffen. Fehlte der Mönch; so bestrafte ihn der Abt; war diese Strafe vergeblich; so mußte der Bischof ins Mittel treten. Die nachherigen Exemtionen von der bischöflichen Gewalt waren in diesen Zeiten noch gänzlich unbekannt.

In diesen Zeiten geschah auch der erste Schritt zu der nachher so merkwürdig gewordenen Kapitular-Verfassung der Bischöflichen und andern Kirchen. Die zu den Bischöflichen und andern vornehmen Kirchen gehörige Geistliche, hießen Kanonici, die in diesen Zeiten ein gemeinsames Leben führeten. Sie richteten sich theils nach den Kanonen und Vorschriften der Kirchenvätern, theils nach den eigenen Verfügungen der Bischöfe. Ludewig schrieb ihnen endlich eine aus den heiligen Vätern und Kanonen zusammen gestoppelte Regel zur allgemeinen Richtschnur vor. Diese war ganz in dem mönchischen Geschmacke und nach den Begriffen, die man damals von der Tugend hatte, abgefaßt. Die Kanonici unterschieden sich nur dadurch von den Mönchen, daß sie einzeln Eigenthum haben konnten, da die Mönche hingegen nur in den Gemeinheiten Güter besitzen durften. Sie bewarben sich gar frühzeitig so gut, wie die Mönche, diejenigen Exemtionen für ihre Güter zu erhalten, deren wir oben gedacht haben. Die Bischöfe wurden in dieser Rücksicht von den Königen gar sehr eingeschränkt, und man findet schon in diesem Zeitraume Urkunden, in welchen den Bischöfen verboten wird, den Kanonicis ihre Güter oder einen Theil derselben zu nehmen, zu vertauschen, oder sonst in ihr Eigenthum irgend einige Eingriffe zu thun.

Ueberhaupt aber muß man von der ganzen kirchlichen Verfassung in diesem Zeitraume bemerken, daß

sie einer Anarchie ähnlich war, wo jeder zugriff, wenn er nur konnte. Es war kein feststehendes Sistem, nach welchem man gehandelt hätte, sondern alles war fast von dem glücklichen Ohngefähr, oder von dem Karackter der handelnden Personen abhängig. Die wechselseitigen Rechte und Befugnisse waren noch nicht deutlich genug bestimmt, und die jugendlichen Einsichten der Nation noch nicht hinreichend, ein allgemein zusammenhängendes Sistem zu bilden, worinn die Rechte der Könige, der Fürsten, der Bischöffe, Päbste und Layen genau bestimmt, und vor allen Eingriffen durch ein allgemeines Nationalbündniß hätten ausgesichert werden können. Niemand fand sich in dieser Verwirrung besser als die Päbste, weil die Rekurse an den römischen Stuhl in zweifelhaften Fällen immer häufiger und die Bischöfe und Fürsten nur um so mehr gewöhnt wurden, den päbstlichen Despotism zu erdulden, unter welchem wir sie im folgenden Zeitraume werden seufzen hören.

Geschichte der Deutschen.

Viertes Buch.

Von Arnulph bis zu Friedrich den Rothbart.

(Von 887 bis 1152.)

Karl der Dicke war nicht sobald zu Trebur abgesetzt; als die dem karolinischen Zepter bisher unterworfene Nationen sich berechtigt glaubten, sich selbst wieder einen eignen Regenten zu geben; und verschiedene Umstände boten sich von selbst dar, die abermalige Zerstückelung der grossen Monarchie zu begünstigen. Um die deutsche Krone bewarben sich zwar verschiedene fränkische Geschlechter; allein der Herzog Arnulph, den bewiesene persönliche Tapferkeit empfahl, und der als ein natürlicher Sohn Karlmanns noch immer viele Anhänger und Freunde hatte, erhielt endlich den deutsch-

lotharingischen Zepter. Doch mußte er geschehen lassen, daß Ludewig das von seinem Vater Boso (879.) gestiftete Königreich in Provence oder Burgundia cis jurana fortsetzte, und daß Rudolph aus dem berühmten Welfischen Geschlechte, ein Sohn des Grafen Konrad von Paris ein neues Königreich in Burgundia trans jurana stiftete, welches aus einem grossen Theile der Schweitz und Savoien bestand. In dem eigentlichen Frankreich hatte theils Karl der Einfältige, der letzte karolingische Sprosse, theils Odo, bisheriger Graf von Paris und Orleans, einen Anhang. Allein die grossen Eigenschaften des letztern und die Jugend des erstern machten, daß die französischen Stände den Grafen Odo zu ihrem Könige annahmen, und Arnulph war nicht vermögend sich selbst oder seinem Anverwandten die französische Krone zu verschaffen.

Zug nach Italien.

Wie gut würde es für unser Vaterland und vielleicht selbst für Arnulph gewesen seyn, wenn er seinen Nachfolgern zum Beyspiele und zur Nachahmung die treulosen Italiener, die der deutschen Redlichkeit nur spotteten, ihren eigenen Zwistigkeiten überlassen, und den römischen Bischöfen es völlig anheim gestellt hätte, ihre Kaiser-Krone nach Belieben zu verschenken. Allein seine eigne Ehrsucht, vielleicht aber auch die schädliche Neigung der Deutschen, die Nazion der Kaiser zu heißen, verbunden mit den Bitten des Pabstes Formosus und Herzog Berengarius machten, daß er Italien nicht so bald verschmerzen wollte, als den westlichen Theil der fränkischen Monarchie. Arnulph hatte daher kaum über die ohnweit Löwen verschanzte Normänner den so wichtigen Sieg erfochten, und durch die Hülfe der von ihm herbeygerufenen Ungarn, oder sogenann-

ten Hunnen den undankbaren und aufrührischen Herzog Zuentibold in Mähren gedemüthigt; als er sich von den Bitten des Pabstes Formosus und des Herzogs Berengars zu einem Zuge nach Italien bereden ließ. Berengar Herzog von Friaul und Guido Herzog von Spoleto hatten um die Oberherrschaft von Italien und die Kaiser-Krone gebuhlt. Der letztere ward endlich 889. zu Pavia als König von Italien anerkannt, und 891. von Stephan V. zum Kaiser gekrönt. Berengar war natürlich sein stäter Gegner, und Formosus, der persönliche vom spoletinischen Herzoge erlittene Beleidigungen zu rächen hatte, machte mit ihm gemeine Sache, und beyde baten den König Arnulph auf das inständigste, den unrechtmäßigen Kaiser zu züchtigen. Arnulph eilte also 894. nach Italien, und eroberte verschiedene Städte, andere unterwarfen sich ihm freywillig. Er würde vielleicht damals gleich nach Rom gezogen seyn, wenn nicht der König Rudolph von Oberburgund in Lotharingen eingedrungen wäre, und ihn über die Alpen zurückgezwungen hätte. Sobald er aber diesen in seinen Gebirge sich zurückzuziehen genöthigt, und mit dem französischen Könige Odo, mit welchem er wegen Karls des Einfältigen zerfallen war, auf einem Reichstage zu Worms 895. sich ausgesöhnt, und verschiedene andere Anstalten getroffen hatte, ließ er sich schon wieder von dem geängstigten Formosus 896. zu einem neuen Zuge nach Italien bereden. Allein hier lernte er die italienische Treulosigkeit kennen.

Ueble Witterung und der herannahende Winter hatten es Arnulphen unmöglich gemacht, sogleich nach Rom zu gehen; und er blieb daher auf Berengars Freundschaft und die Treue des Markgrafen von Thuscien sich verlassend in Thuscien liegen.

Berengar, der alles für deutsche Hülfe verspro-chen, glaubte sich aber seines Versprechens gänzlich entledigt; sobald er in Arnulph nicht bloß einen Erretter, sondern einen Nebenbuhler um die Ober-herrschaft von Italien zu erblicken glaubte. Er hatte ihn blos gerufen, um durch ihn sich auf den Kaiser-Thron zu schwingen, da er diese seine Ab-sicht durch Arnulph vereitelt, und in demselben den Wunsch sah, ihn zum Vasallen zu machen; so that er von allem, was er versprochen, nicht nur das Ge-gentheil; sondern war boshaft genug auch die Treue des Markgrafen wanken zu machen. Die Deutschen befanden sich in der schlimmsten Lage von der Welt. Bedroht von Feinden, umgeben von falschen Freun-den würden sie ein Opfer von beyden geworden seyn, wenn sie nicht Arnulphs kühner Entschluß und ein seltner Zufall gerettet hätte. Er trozte der beschwerlichen Witterung und gieng geraden Wegs nach Rom, das er aber von der spoletinischen Herzogin Agiltrud besetzt fand. Die Unmöglichkeit, in der er sich befand, eine so grosse Stadt förmlich zu belagern, würde ihn endlich zu einem gefährli-chen Zurückzuge durch das feindliche Italien gezwun-gen haben, wenn nicht das Schimpfen der Römer von der Mauer herab die Deutschen erbittert, und dieser vom klugen Könige genutzte deutsche Zorn ihm die Stadt in die Hände gespielt hätte. For-mosus krönte aus Dankbarkeit Arnulphen zum rö-mischen Kaiser, und das Volk schwur ihm den Eyd der Treue.

Arnulph verfolgte nun die geflüchtete spoletini-sche Herzogin; allein eine Krankheit hinderte ihn, sich ganz Italien zu unterwerfen, und nöthigte ihn nach Deutschland zurück. Kaum hatte er aber den ita-lienischen Boden verlassen, als Berengar und Gui-

do's († 894.) Sohn Lambert sich mit einander aussöhnten, und Italien unter sich theilten. Lambert ließ sogar dem kaiserlichgesinnten treuen Markgrafen Maginfried den Kopf abschlagen, sich selbst aber von Stephan VI. Formosus († 897.) Nachfolger, für den Kaiser anerkennen. Ein leerer Titel, eine beschwerliche und beständige Krankheit, und der Haß der Italiener waren also die ganze Belohnung, die Arnulph für seine Beschwerlichkeiten zu Theil wurde.

Die italienischen Unruhen waren nicht die einzigen, welche Arnulph erleben mußte. Er hatte aus einer vorzüglichen Neigung zu seinem natürlichen Sohne Zuentibold, vielleicht auch um eine desto stärkere Schutzwehr gegen die Einfälle der Normänner zu haben, denselben mit der endlich erhaltenen Bewilligung der Stände von Lotharingen zum Könige von Lotharingen erkohren. Allein Zuentibolds Karakter war nicht dazu gemacht, sich die Liebe seiner Unterthanen zu verdienen. Er lebte daher mit ihnen in grossen Mishelligkeiten, die endlich in öffentliche Gährungen ausarteten, als er sich beyfallen ließ, seinen treuen Herzog Reginar zu entsetzen, und zu verfolgen. Umsonst bemühten sich zu St. Goar die Gesandten Arnulphs und des Königs Karl von Frankreich, den Reginar um Beystand angesprochen, und Zuentibold selbst eine Aussöhnung zu bewirken. Die Unzufriedenheit wuchs vielmehr, und Arnulph starb (899.) ohne das Ende derselben zu erleben.

Wenn seine Regierung zwar nicht zu den glänzenden Regierungen eines Karls des Grossen gehört; so befand sich doch unter ihm die Nazion nicht minder wohl, und er wußte sich durch seinen Muth und seine Tapferkeit ihre Liebe und Ehrfurcht zu verdienen.

Von

Von dem königlichen Ansehen verschenkte er wenigstens bey den weltlichen Fürsten nichts. Vielmehr sezte er den Herzog Poppo in Thüringen ab, und bestellte statt seiner einen gewissen Burhard. In Betreff der geistlichen Stände hingegen hatte ihn die karolingische Freygebigkeit nicht verlassen. Sie wurden nicht nur wie ehemals mit einer Menge Güter begnadigt, sondern erhielten auch verschiedene wichtige Rechte, wie denn die zu den Bißthümern gehörigen Güter nicht nur, wie bisher geschehen, von den Grafen in diesem oder jenem Stücke befreyt; sondern den Bischöfen selbst die Rechte der Grafen hin und wieder ertheilt wurden.

Die Bischöfe gewannen indeß nur auf der einen Seite. Denn je höher ihr Ansehen in Deutschland stieg; desto schwerer wurden die Fesseln, in welche sie als gutwillige Sklaven von Rom geschmiedet wurden. Das größte Unglück für sie war, daß sie hier nicht wie bey ihren Königen, feine Politik und Schmeicheleyen vorkehren, oder mit der Ehre und Liebe Gottes bestechen, oder, was ihnen so einträglich war, mit Sünden-Vergebungen wuchern konnten. Sie hatten es mit einem Priester zu thun, der sich seine Sünden nicht nur vergab, sondern sich auch für den höchsten, ja einzigen Sündenvergeber hielt, der in den Künsten der feinern Politik ihr Meister war, der zwar Schmeicheleyen und Komplimente liebte, aber dabey auch Wirklichkeiten verlangte, und wie wir bald hören werden, die gefährliche Lehre zum Glaubens-Artikel stempelte, daß alle Bischöfe und Priester, alle Fürsten und Laien ihm als den Statthalter Gottes und Vikarius Kristi auf Erden den unbedingtesten Gehorsam schuldig seyen. Die Bischöfe schienen daher in der That in Deutschland nur zu nehmen, um an Rom desto

mehr verschwenden zu können. Alles, was sie dagegen thaten, war, daß sie über das ihnen unerträglich scheinende Joch des Pabstes seufzeten, sich unter einander fein öffentlich *) ermahnten, daſselbe mit einer frommen Ergebenheit in heiliger Geduld zu ertragen, und alle Wünsche und Foderungen des Pabstes so schleunig als möglich zu befriedigen. Sie fühlten die Schwere der Fesseln, in welchen sie gefangen lagen, hatten aber weder Muth noch Kraft, sie zu zerbrechen. Sie begnügten sich, wie der Unglükliche, der in die Hände des Korsaren gefallen, damit zu rasseln, und bemühten sich durch demüthige Vorstellungen ihres Elendes, das Mitleiden eines Priesters zu erweken, der mit kaltem Blute Fürsten zu seinen Füssen sehen konnte, ohne daß seinem Herzen eine menschliche Empfindung entstieg. Und was ihr Elend noch vermehrte, so genossen sie nicht einmahl des so trostvollen Mitleidens ihrer Zeitgenossen. Sie hatten diesen selbst den Wahn von der Höhe des neuen Roms beygebracht, und sie durften nun denselben nicht widersprechen, ohne sich lächerlich zu machen. Es blieb ihnen daher nichts übrig, als der Fluch ihrer Nachkommen, die nach Verlauf mehrerer Jahrhunderte erst den Muth hatten, dem unbarmherzigen Despoten wenigstens zum Theil den Gehorsam aufzukündigen.

Ludewig das Kind.

Arnulphs Tod (899.) sezte die deutschen Fürsten in eine nicht geringe Verlegenheit. Bisher hatten die regierenden Fürsten meistentheils noch bey ihren Lebzeiten mit Bewilligung der Stände und des Volks

*) Auf dem Konzil zu Trebur S. Baron. Annalen t. 10. ad. a. 895.

ihre Nachfolger ernennt. Auch Arnulph war darauf bedacht gewesen, seinem natürlichen Sohn Zuentibold die Krone zu verschaffen. Vermuthlich ward er an der Ausführung dieses Vorhabens durch die Ueberkommung eines rechtmäßigen Sohnes Ludewig (geb. 893.) gehindert. War auch eine solche Ernennung nicht geschehen; so folgten doch die übriggebliebenen Kinder ihrem Vater; denn der Gedanke von einer freyen Wahl hatte noch nicht völlig gewurzelt. Allein das Beyspiel der benachbarten Staaten, die sich von dem karolingischen Hause getrennt, und außer demselben Regenten gewählt hatten, wirkte nun auch in Deutschland. Sie nahmen für ausgemacht an, daß sie wählen könnten, wen Sie wollten. In der That waren sie auch eine geraume Zeit unschlüßig, ob sie dem unmündigen Ludewig die deutsche Krone anbieten sollten. Die Einfälle, mit denen Deutschland von den Ungarn bedroht war, die Mißhelligkeiten unter den Grossen selbst, die Unruhen in Lotharingen, die noch immer thätige Normänner, schienen einen Mann zu fodern, der an der Spize des Heeres im stande wäre, Deutschland zu erhalten. Diese Betrachtungen waren allerdings wichtig, allein auf der andern Seite war auch wieder zu befürchten, daß sich, wenn man Ludewigen übergehen wollte, noch immer ein Anhang desselben vorfinden, und das nämliche eräugnen dürfte, was erst noch neuerlich in Westfranken und Italien geschehen war. Diese Furcht überwog jene Bedenklichkeiten, und die Fürsten wählten nach einigen Berathschlagungen den jungen Ludewig zu ihrem Könige. Nichts ist unschiklicher und zugleich ein stärkerer Beweis von der knechtischen Furcht und Unterwürfigkeit unserer damaligen Bischöfe gegen den Pabst, als das Schrei-

ben des Maynzer Erzbischofs Hatto an Pabst Johann IX. Er berichtete ihm nicht nur alle Umstände der Wahl, und verzeichnete ihm die Gründe, warum sie Ludewigen gewählt hätten; sondern bat auch demüthigst um Verzeihung, daß die Wahl ohne des Pabstes Vorwissen, Befehl und Erlaubniß vollzogen worden (*). Der Herr Hofrath Schmidt macht hier die Anmerkung, daß dieses von nichts anders herrühren könne, als von dem Betragen des Pabstes Johann VIII. gegen die Lombarder und besonders den Erzbischof Ansbert von Mayland; oder vielleicht auch, weil die Deutschen Absichten auf die Kaiser-Krone für den jungen Ludewig gehabt. (**) Mir scheint dieses Betragen vielmehr eine nothwendige Folge des schon so tief gewurzelten Gedankens: Daß nichts erhebliches, nichts grosses, nichts heiliges, ohne Wissen und Willen des Pabstes vollzogen werden könne, zu seyn. Mir scheint es eine Folge der damaligen bischöflichen Niederträchtigkeit zu seyn, kraft welcher die Bischöfe sich bey dem römischen Hofe durch die übertriebensten Schmeicheleyen beliebt zu machen suchten, um nur den Pabst von sich abzulenken, oder wenigstens denselben sich geneigter zu machen. Mich dünkt, der Erzbischof habe wie ein Sklave gehandelt, der seinem Tirannen im Geheim seinen beßten Freund verräth, um sich nur in die Gunst des Despoten einzuschmeicheln. Wenigstens hat Hatto nachher Niederträchtigkeit genug bewiesen, und sein Karakter erscheint in einem so häßlichen Lichte bey Gelegenheit der babenbergischen Händel, daß man

(*) Hund metrop. Salisb. I. 47. Sine *jussione* et *permissione* heißt es ausdrüklich daselbst.

(**) S. Schmidts Gesch. d. Deutschen. Band II. b. 3. K. 6. S. 106. der Wiener Ausgabe.

wol keine Sünde begeht, wenn man so etwas von ihm vermuthet.

Die Deutschen fanden gar bald Ursache zu bereuen, daß sie ein Kind zu ihrem Könige gewählt hatten. Frühzeitig deuteten sie daher schon den Ausspruch des Predigers: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist„ auf Ludewigen aus.

Der sächsische Herzog Otto und der Erzbischof Hatto von Maynz, hatten sich der Erziehung des jungen Ludewig und der Regierungsgeschäfte angenommen, und fande gar bald alle Hände voll zu thun. Die ersten Unruhen entstanden in Lotharingen, deren Bewohner durch die fortwährenden Einfälle der Normänner sowohl als durch ihren eignen König so sehr gedrükt wurden, daß sie sich nach deutschem Beystand umsahen, und dem jungen Ludewig zu Diedenhofen (900.) unterwarfen. Da Zuentibold sich nicht zur Ruhe begab, sondern schrekliche Verwüstungen anrichtete, so erschlugen sie ihn noch im nämlichen Jahre, und Lotharingen ward nun unmittelbar von den deutschen Königen durch Herzoge regiert.

Eine gefährliche Erschütterung bekam das Reich durch die Befehdungen und Kriege einzelner Stände und Familien, besonders der Weltlichen gegen die Geistlichen. Unter dieser Regierung sind besonders die Händel des Grafen Adelbert von Babenberg mit dem Bischofe Rudolph von Würzburg zu bemerken. Der mächtige und länderreiche Eberhard, Gebhard und Konrad der ältere hatten sich ihres Bruders Rudolph, so wie Adelhard und Heinrich ihres Bruders Adelbert angenommen. Wechselseitig verheerten sie ihm Besitzthümer, und es kam endlich (905.) zu einem förmlichen Treffen, wo Konrad der ältere sein Leben einbüßte. Die Verwüstungen wurden dadurch nicht

gehemmet, und Ludewig foderte deshalb den Grafen Adelbert nach Trebur, um sich vor der Reichsversammlung zu rechtfertigen. Adelbert erschien nicht, sondern verschloß sich in seine Feste Theres, wo er zwar vergeblich belagert, aber doch endlich durch des Erzbischofs Hatto treuloses Versprechen herausgelokt ward. Hatto beredete nämlich den Grafen sich vor dem Könige zu demüthigen, und versprach, ihn lebendig und unbeschädigt in seine Feste zurükzubringen. Allein Hatto war so wenig Willens sein Wort zu halten, daß er vielmehr selbst an Adelberts Verhaftnehmung und nachher erfolgtem Todes-Urtheile Antheil hatte. Hatto suchte durch eine spizfündige, eines Jesuiten würdige, Distinktzion sein Gewissen einzuschläfern, und bey seinen Zeitgenossen sich zu rechtfertigen. Nachdem er nämlich den Grafen schon ein Stük Wegs von seinem Schlosse entfernt hatte, beredete er denselben, unter dem Vorwande noch ein Frühstük einzunehmen, mit ihm auf einige Augenblike in seine Feste zurük zu kehren; und dadurch glaubte er sein Versprechen erfüllt zu haben.

In der That eine niederträchtige Spizfindigkeit, und die Grossen mußten schon sehr verdorben seyn, daß sie hierinn eine Entschuldigung finden konnten. Wir wissen zwar nicht, ob die Grossen an dieser Treulosigkeit einigen Antheil hatten; aber es war doch immer unedel von ihnen, sich dieselbe zu Nuzen zu machen. Das Volk allein benennte die Sache mit ihrem rechten Namen, und sang auf seinen ersten Prälaten Gassenliedergen, die noch im zwölften Jahrhunderte gehört wurden. Die Güter des enthaupteten Grafen wurden anfänglich zu dem königlichen Fiskus gezogen, hernach aber dem jüngern Konrad, nachherigen Könige, dem Sohn

des erschlagenen Konrad samt der herzoglichen Würde in Franken zu Theil.

Das schlimmste, was die Deutschen unter dieser Regierung erlebten, waren die schrecklichen Einfälle und Verwüstungen der Ungarn, die man wegen ihrer Wildheit, und Herkunft von der Mäolischen See die Hunnen nannte. In der That sind die Beschreibungen, die uns Rhegioco und der spätere Otto von Freysingen von ihnen hinterlassen, so beschaffen, daß man sie für eine von den Hunnen abstammende oder ihnen doch völlig ähnliche Nazion halten muß. Arnulph rief sie, worüber er nachher so sehr getadelt ward, gegen den mährischen Herzog Zuentibold zu Hülfe. Sie kamen, fanden aber dadurch frühzeitiger den Weg nach Deutschland, und wurden bald durch ihre Wildheit und Rohheit und ihre den Deutschen fremde Art, Krieg zu führen, diesen eben so furchtbar und schrecklich, als die Zimbrer ehemals den Römern gewesen waren. Ihren ersten verheerenden Besuch statteten sie (907.) in Baiern ab, wo sie den Herzog Luitpolt nebst vielen Grafen und Freien erschlugen. Als sie daselbst zur Sättigung ihrer Raubbegierde nichts mehr fanden; fielen sie in Sachsen und Thüringen ein, erschlugen (908.) den Herzog Burkhard, und verheerten das ganze Land. Den Schwaben (909.) und Franken (910) gieng es nicht besser, und die Leztern erlitten unter ihrem Anführer dem Grafen Gebhard an den bayrischen Gränzen eine außerordentliche Niederlage. Die Deutschen hatten sich kaum von ihrer Furcht und ihrem Schreken vor den Normännern in Etwas erholt, als diese ungebetenen Gäste ihnen noch einen größeren einjagten. Dadurch wurde der Wunsch der Nazion nach einem tapfern Könige immer reger. Ludewig machte der Befriedi-

gung desselben Plaz, indem er im Jahr 911. unvermält mit Tode abgieng.

Konrad der Erste.

Mit Ludewig war der lezte Zweig des deutsch karolingischen Stammes ausgegangen. In Frankreich lebte noch Karl der Einfältige, der endlich durch einen Vergleich mit Odo zum Besize des Throns gelangt war. Allein die Deutschen hatten keine Lust, sich wieder mit Westfranken zu vereinigen, und Karl selbst hatte Mühe genug sich auf seinem Throne zu erhalten, als daß er noch Ansprüche auf die Krone seiner Vorältern hätte machen können. Vielleicht würden diese Umstände Deutschland in die schreklichste Anarchie versezt, und den ganzen Staatskörper zertrümmert haben, wenn nicht zum größten Glüke für die Nazion die zwey mächtigsten deutschen Völkerschaften, die Sachsen und Franken unter sich einig gewesen wären. Nach den sächsischen Geschichtschreibern fiel die Wahl zuerst auf den sächsischen Herzog Otto, den persönliche Tapferkeit, und die unter der vorigen Regierung gesammelten Verdienste zum Throne empfalen. Allein Otto verbat sich, unter dem Vorwande des hohen Alters, die Regierung eines Reiches, welchem er vorzustehen so würdig war. Höchst wahrscheinlich aus reiner Vaterlandsliebe brachte er den fränkischen Herzog Konrad den jüngern, dessen wir schon oben erwähnt, in Vorschlag. Dieser stand bereits wegen seiner Tugenden und sonstigen guten Eigenschaften in grossem Ansehen, und eine entfernte Verwandschaft mit der karolingischen Familie diente ihm zu einiger Empfelung. Otto's Vorschlag ward deshalb mit Einwilligung des ganzen Volks angenommen, und Konrad zum Könige von Deutschland mit der größten Eintracht (912.) gewählt. Die Lotharinger allein schienen

mit dieser Wahl nicht zufrieden zu seyn. Er hatte sich bey ihnen durch die Verwüstung der Güter der lotharingischen Grafen Gerard und Matfried, die seinen Vater und Bruder befehdet hatten, sehr verhaßt gemacht. Izt schien es ihnen eine bequeme Gelegenheit, sich zu rächen. Sie unterwarfen sich daher, auf Anrathen des untreuen lotharingischen Herzogs Reginar, Karln dem Einfältigen, der dieses für so merkwürdig hielt, daß er von hier an seine Regierungsjahre a largiore haereditate indepta zu rechnen beliebte. Konrad versuchte zwar (912.) in einem Feldzuge die Lotharinger zu ihrer vorigen Verbindung mit Deutschland zurükzuzwingen; allein das Glük war ihm nicht günstig. Die Lotharinger machten ihm sogar disseit des Rheins zu schaffen, und er mußte zufrieden seyn, daß noch Uetrecht und Elsaß getreu blieben. Vielleicht verhinderten ihn aber auch an der Ausführung seines Vorhabens die Unruhen, welche izt in dem Innern von Deutschland ausbrachen.

Die Herzogthümer, und Fürsten-Lehen waren zwar noch nicht erblich, allein seit der so schnellen Abnahme des königlichen Ansehens von Karl des Diken Zeiten her erlaubten es die Umstände nur selten, den Sohn von den Würden und Lehen des verstorbenen Vaters auszuschliessen. Die Grossen waren durch ihre erbliche Güter schon zu mächtig, und die Mindermächtigen suchten es noch zu werden. Diese unterstüzten jene daher sehr gerne, wenn es auf die Schwächung des königlichen Ansehens ankam. Der Fall eräugnete sich izt in Sachsen. Otto war im ersten Jahre der Regierung Konrads gestorben, und hinterließ einen Sohn Heinrich. Konrad, der den aufrichtigen Wunsch hatte, das königliche Ansehen wieder zu

heben, und gar wohl wußte, wie gefährlich für dasselbe die zu grosse Macht der Herzoge sey, fürchte= te Heinrich alle Macht seines Vaters zu lassen, und wollte daher sie zu schwächen versuchen. Hein= rich hingegen, der sich auf die Anhänglichkeit der ihn liebenden und schäzenden Sachsen verlassen konnte, war so wenig Willens, Konrads Befehle zu befolgen, daß er vielmehr beschloß, sich allen= falls mit den Waffen in der Hand in dem väter= lichen Erbe festzusezen. Es glükte ihm auch so, daß Eberhard, Konrads Bruder, den dieser gleich nach seiner Erhebung statt seiner zum Herzoge in Franken ernannt, und mit einem Heer nach Sachsen geschikt hatte, sich mit Verluste zurükzuziehen ge= zwungen wurde, und Konrad nach einem abermali= gen vergeblichen Feldzuge, auf Vorstellung der Für= sten mit Heinrich Friede machen mußte. Heinrichs Glük reizte auch andere Stände, ihre Macht an der sinkenden königlichen Gewalt zu versuchen. Konrads Stiefsohn, Arnulph der Böse, Herzog in Bayern, empörte sich, man weiß nicht eigentlich aus welchen Ursachen, gegen seinen Stiefvater. Allein Arnulphs Macht war nicht groß genug, und die Anhänglichkeit der Bayern nicht so stark, als jene der Sachsen an Heinrich; und so zwang ihn Kon= rad, das Herzogthum zu verlassen, und bey den Ungarn seine Zuflucht zu suchen, oder in den salz= burgischen Gebirgen sich zu verstecken. Noch schlim= mer gieng es Erchangern und Bertholden, die als Kammerboten Schwaben unter ihrer Verwaltung gehabt hatten. Konrad hatte seinem Freunde dem konstanzer Bischofe Salomo einige königliche Kam= mergüter geschenkt. Allein Erchanger und Berthold kehrten sich nicht daran, sondern verlangten von Salomo's Lehnleuten das nämliche, was diese Gü=

ter vorher getragen hatten, und suchten ihre Foderungen mit Gewalt durchzusezen. Salomo beschwerte sich darüber, allein Berthold und Erchanger achteten darauf nicht; sondern befehdeten ihn, und nahmen ihn gefangen. Sie ließen ihn zwar wieder frey, und Konrad zwang Erchangern mit den Waffen in der Hand zur Ruhe und verwies ihn ins Elend. Die Händel brachen aber von neuem aus, und wurden nicht eher geendigt, bis Konrad beyde Brüder nach dem Urtheile der zu Oettingen versammleten Fürsten (917.) enthaupten ließ.

Diese Händel, und die so verschiedene Beendigung derselben, geben uns einen vollständigen Begriff von der damaligen Beschaffenheit des königlichen Ansehens. Alles war immer davon abhängig, ob Macht und Glük sich für den König oder für den empörenden Stand erklärten. Reginar entzieht sich eigenmächtig dem deutschen Könige, und wirft sich ungezüchtigt in die Arme des französischen Königs. Heinrich wiedersezt sich öffentlich; allein er ist mächtig, und sogleich erklären sich die Grossen für ihn, und rathen Konraden zu einem für die Krone nachtheiligen Frieden. Arnulph empört sich; Glük und Macht sind einigermaaßen zweifelhaft, und die Stände nehmen daran keinen Antheil. Erchanger und Berthold hingegen befehden einen simplen Prälaten; Konrad nimmt sich des leztern an, bekömmt die beyden unmächtigen Brüder in seine Hände, und die Fürsten verdammen sie zum Tode. Die Grossen hatten insgesammt die Schwächung der Krone zur Absicht, und sie erklärten sich nur dann für den König, wenn Glük und Macht auf seiner Seite waren. Im Grunde war dieses zu allen Zeiten die Lieblingssache der deutschen Grossen; nur daß man in neuern Zeiten gelernt

hat, diese Wünsche hinter dem glänzenden Titel von Reichspatriotischen Empfindungen, oder hinter der erhabenen Politik zu verbergen, die ein neuerer Philosoph in ein so blendendes System gebracht hat.

Bey diesen so mannigfaltigen innerlichen Unruhen ist es ganz und gar nicht zu bewundern, daß die Ungarn nicht nur im Stande waren ihre Einfälle zu wiederholen; sondern auch eine Provinz nach der andern mit Feuer und Schwert zu verheeren. Zu Anfange dieser Regierung erlitten sie zwar von den vereinten Baiern und Schwaben eine harte Niederlage; allein dieses hinderte sie nicht, wenige Zeit hernach (915.) Thüringen zu verwüsten, bis nach Fuld und dann bis Basel vorzudringen, und endlich Elsaß und Lotharingen zu verheeren.

So waren die Deutschen immer ihre ärgsten Feinde! Wie leicht würde es, wenigstens nach dem Beispiele der Schwaben und Baiern zu urtheilen, den vereinten Kräften der Nazion schon damals gewesen seyn, diese Einfälle zu hindern und die unbändigen Ungarn zu demüthigen! Wie leicht besonders unter einem so tapfern und so patriotischen Könige, wenn nicht dieses stäte Ringen der Grossen nach Unabhängigkeit und Herrschaft, oder welches wohl eins ist, nach Despotismus und Tirannei über das Volk, Konraden anderswo beschäftigt, und den König, die Grossen und das Volk getrennt hätten.

Deutschland begann kaum die Früchte der innern Ruhe zu geniessen, als der Tod ihnen einen König raubte (919.) der noch in den lezten Tagen die thätigste Probe ablegte, daß alle seine Schritte blos von der Liebe zum allgemeinen Beßten geleitet worden waren. Er hinterließ keine Kinder, aber einen mächtigen Bruder, der seine Ansprüche auf die Krone — da man bisher immer so gern bey der regieren-

den Familie geblieben war, sehr leicht hätte geltend machen können. So sehr er auch demselben diese Würde mag gegönnt haben; so überwog doch sein Patriotismus die Liebe zu seiner Familie. Er befürchtete eine Trennung zwischen den ohnehin nebenbuhlerischen Franken und Sachsen; er sah vorher, daß die alten Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem mächtigen Herzoge Heinrich erwachen, und in die hellesten Flammen ausbrechen würden. Dieses bewog ihn vor seinem Tode seinen Bruder Eberhard nebst seinen Anverwandten zu sich zu berufen, und ihnen die Nothwendigkeit, dem deutschen Throne zu entsagen, auf das kräftigste vorzustellen. Nicht zufrieden mit diesem gebrachten Opfer, schlug er seinen ärgsten Feind, eben den Herzog Heinrich, der ihn so sehr gedemüthigt hatte, zum Könige vor. Seine triftige Vorstellungen bewirkten auch in der That so viel, daß Eberhard, eben so patriotisch als sein Bruder, dem Herzoge die Reichskleinodien selbst übergab, und zuerst sich demselben unterwarf.

Dieser so edeln Handlung, dieser fast beyspiellosen Aufopferung, die nachher von Heinrichs Sohne eben nicht auf die beßte Art belohnt wurde, verbunden mit den grossen Regententugenden, die Heinrichen niemand absprechen kann, hat Deutschland das Glük und Uebergewicht zu danken, dessen es von nun an eine geraume Zeit hindurch, genoß.

Heinrich der erste.

Konrads Vorschlage gemäß ward Heinrich von den versammelten Fürsten und Aeltesten in Beyseyn der Sachsen und Franken (919.) in den Gegenden von Frizlar zum Könige gewählt. Nur die Baiern und Schwaben schienen mit dieser Wahl nicht zufrieden zu seyn, sondern vielmehr Miene zu machen, sich vom übrigen Deutschlande trennen, und einen eignen unab-

hängigen Staat bilden zu wollen. Allein Heinrichs Macht und Entschlossenheit, da er eilends von Frizlar mit einem Heere nach Schwaben gieng, zwangen den schwäbischen Herzog Burkard sich dem Könige zu unterwerfen, und ihm den Eid der Treue zu leisten. Der baierische Herzog Arnulph, der sogleich nach Konrads Tode in sein Vaterland zurükgeeilt, und der ganzen baierischen Nazion so willkommen war, überzog Heinrich ebenfalls mit einem Heere; allein ehe noch der Krieg angieng, söhnte sich Arnulph mit ihm aus, und gab den Vorstellungen des Königs und der Grossen und den Wünschen der Nazion Gehör. Er unterwarf sich dem Könige, der ihm dafür verschiedene königliche Gerechtsame über die Baierische Bischöfe ertheilte.

Die Früchte dieser glüklichen Einigkeit zeigten sich gar bald. Da die Ruhe von innen hergestellt war, so bemühte sich Heinrich die abgerissenen Stücke mit dem grossen Staatskörper wieder zu vereinigen, und die Gränzen des Reichs, wo nicht zu erweitern, doch wenigstens gegen die Anfälle der alten Feinde sicher zu stellen. Die Lotharinger, die seither mit Frankreich verbunden waren, izt aber in diesem durch innerliche Unruhen und schwache Regenten und Gegenkönige entnervten Staate keine Sicherheit mehr zu finden glaubten, unterwarf sich freywillig dem deutschen Könige. Der Bischof von Mez widersezte sich zwar einige Zeit; allein er ward gar bald zur Unterwürfigkeit; so wie König Karl zur Verzichtleistung auf alle Rechte von Lotharingen (924.) genöthigt.

Der Lotharingische Herzog Giselbert, ein Sohn des verstorbenen untreuen Herzog Reginar, und der Trierische Erzbischof Rutger hatten an dieser Unterwerfung den größten Antheil. Theils diese

Freundschaft zu belohnen, theils dieses neugeknüpfte Band enger zusammenzuziehen, bestätigte Heinrich den Herzog Giselbert in seiner Würde, und gab ihm seine Tochter Gerberg zur Ehe. Um vielleicht einen beständigen treuen Beobachter in diesen Gegenden zu haben, ernennte er den großmüthigen Eberhard (926.) zum Pfalzgrafen in Lotharingen, wovon man den Ursprung der sogenannten Pfalzgrafen am Rheine herleitet.

Um eben diese Zeit fanden sich auch die alten Feinde der Deutschen, die Ungarn wieder ein, und statteten in Sachsen einen fürchterlichen Besuch ab. Allein Heinrich fand Mittel, dieselben wenigstens auf einige Zeit zu verscheuchen. Er hielt sich, um desto sicherer zu gehen, blos in festen Orten auf, aus welchen er verschiedene Ausfälle auf den herumschwärmenden Feind that. Bey einer solchen Gelegenheit bekam er einen ihrer Ersten gefangen, und die Loslassung desselben brachte einen neunjährigen Stillstand zuwegen, dem Deutschland so vorzüglich wichtige Anstalten, und die nachher über eben diese Feinde erfochtene Siege zu verdanken hat.

Die Deutschen waren zwar nicht mehr jene ungestümme Barbaren, die sich den Römern so schrekbar gemacht hatten; indeß hatten sie doch von ihrer alten Tapferkeit noch nicht alles verloren. Der Krieg war noch immer ihr Lieblingshandwerk, und mit den Waffen in der Hand zu sterben oder zu siegen, noch immer der höchste Ruhm des deutschen Mannes. Allein sie hatten es izt nicht mit entmannten Römern zu thun, denen der blosse Anblik des Deutschen, Schweiß und Todesangst auspreßten; noch mit weibischen Italienern, die nicht mit Waffen, sondern nur mit Treulosigkeit fechten gelernt hatten. Ihre Feinde, die Ungarn, waren we-

nigstens eben so ungestüme Barbaren, als sie selbst zu den Zeiten des Manlius und Laepio gewesen. Und gerade die ungewöhnliche Art Krieg zu führen, die den Römern bey den Deutschen so nachtheilig gewesen, war es auch izt, die den Ungarn so manche wichtige Vortheile über die deutsche Tapferkeit gegeben hatte.

Heinrich, geleitet von der Begierde, seine Nazion vor diesen Feinden sicher zu stellen, wandte den erhaltenen Stillstand dazu an, die Deutschen um so geschikter zu machen, die Ungarn zu besiegen. Diese fochten meistentheils zu Pferde, wodurch sie ungemeine Vortheile über das deutsche Fußvolk erhielten, das jene nicht verfolgen, desto leichter aber in einer allenfalsigen Flucht von denselben eingeholt werden konnte.

Die Ungarn hingegen verstanden es nicht, Städte oder Festen zu belagern, oder zu erobern; sondern schwärmten blos im Lande herum, und raubten und plünderten, wo sie etwas fanden. Dieses bewog Heinrichen mehrere Städte anzulegen, sie zu befestigen und mit einer Besatzung zu versehen, die im Nothfalle dem Feinde in den Rücken fallen, und ihm den Weg nach seiner Heimath abschneiden könnte. Diese anfänglich blos wegen des Feindes gemachte Anstalt zog nachher die wichtigsten Folgen nach sich, und es ist daraus ein dritter Stand der Nazion entwachsen, von dem wir bald mehr hören werden. Wir dürfen hier nicht vergessen, anzumerken, daß schon Heinrich festsezte, daß alle Versammlungen, Berathschlagungen und Gastgebote in den neuen Städten gehalten werden sollten.

Nicht zufrieden, die Nazion in einen guten Vertheidigungsstand gesezt zu haben, wollte er sie auch zum Angriffe geschikt machen. Sein hauptsächlichstes

stes Bestreben gieng daher dahin, den Kriegsdienst zu Pferde zu vervollkommnen, und die Krieger in beständiger Uebung zu erhalten. Vielleicht würden aber diese ohne wirkliche Gegner angestellte Uebungen nicht hinlänglich, sondern vielleicht gar schädlich gewesen seyn, wenn nicht Heinrich gesucht hätte, die Deutschen gegen wirkliche Feinde anzuführen, und dadurch ihren Uebungen einen grössern Grad von Lebhaftigkeit zu geben.

Eine muthige geübte Nazion, die fast keine andere Beschäftigung als den Krieg kennt, muß ihre Waffen gegen sich selbst kehren, wenn sie von Aussen keine Beschäftigung findet. Die vier Hauptnazionen, die Sachsen, Franken, Schwaben und Lotharinger waren noch nicht so fest mit einander vereint, daß nicht immer noch eine gewisse Abneigung und Eifersucht unter ihnen hätte statt finden sollen. Eine lange Ruhe ließ befürchten, daß sie sich bald in Haß, Befehdungen und öffentliche bürgerliche Kriege verwandeln möchten. Ein anderer Grund, warum man eben nicht Ursache hatte einen Frieden zu wünschen, war der Neid, welcher schon seit einiger Zeit zwischen dem geistlichen und weltlichen Stande gewurzelt hatte. Die Laien beschwerten sich, daß die Bischöfe und Pfaffen überhaupt sie durch allerley Künste und Mittel rein ausplünderten. Sie klagten laut, daß der größte und beßte Theil ihrer Güter den Bischöfen und Mönchen nach und nach anheim fallen würde. Sie hatten nicht Unrecht. Man darf nur einige Klosterchronicken durchblättern, und man wird über die Menge Schenkungen erstaunen, die bald aus Liebe zu Gott, bald um Erhaltung eines glücklichen Sterbstündleins und Nachlaß der Sünden, bald auch wohl aus blos zeitlichen Wünschen und andern Gründen, deren der geitzige Priesterstand von jeher

und allenthalben eine so grosse Menge ersonnen, in den damaligen Zeiten den Bischöfen, Kirchen und Klöstern gemacht wurden. Die Bischöfe und Mönche hingegen klagten ebenfalls, daß die weltlichen Herren ihnen ihr Bisgen aus so guten Titeln erworbenes Eigenthum nicht gönnten, sondern sie oft überfielen, und ihnen das wieder abnähmen, was sie von dem Vater oder Bruder erhalten hatten. Auch von diesem unter der Asche glimmenden Feuer war zu befürchten, daß es von dem geringsten Winde in helle Flammen angeblasen werden könnte. Diese Gründe und Besorgnisse waren es vermuthlich, welche Heinrichen entschlossen machten, die Deutschen, während des Stillstandes mit den Ungarn, gegen die Wenden und Dänen, oder wie sie damals hiessen, gegen die Slaven und Normänner, anzuführen. Sein Muth und Glück halfen ihm hier der Nazion den Rücken zu sichern, wenn sie in der Folge von den Ungarn angegriffen werden sollten.

Die Reihe traf zuerst die Dalemingier und Milzier, slavische Nazionen, die in den Gegenden der heutigen Lausiz ihren Siz hatten, und beständig das Deutsche Reich beunruhigten. Heinrich überwand sie gänzlich, so, daß die slavische Sprach und Sitten seitdem sich zu verlieren begann. Er baute, um sie desto eher im Zaume halten zu können, an der Elbe eine Burg, die er nach dem vorbeifliessenden Bache Meissen nannte, woraus nachher die Stadt und Markgrafschaft Meissen entstanden. Von hieraus gieng er nach Böhmen, eroberte Prag, und zwang den Fürsten Wenzel, die von seinen Vorfahrern, den Karolingern geleistete, nun aber verweigerte Huldigung zu thun. Die Heväler, eine andere slavische Nazion in der heutigen Mark Brandenburg, besiegte er in verschiedenen kleinen Scharmützeln,

und zwang sie endlich mitten im Winter (927.) ihre Hauptstadt Brenneburg, in welche sie geflüchtet, zu übergeben. Den Rhetriern schikte er ihren ehemaligen Anführer Bernhard entgegen, der sie in der heutigen Priegnitzer Mark bey Lenzen Tapfer schlug. Um vor diesen unruhigen Völkerschaften im Innern des Reichs für die Zukunft desto gesicherter zu sein, sezte er nach der damaligen Art einen Markgrafen, und ernennte eben diesen Bernhard (930.) zum ersten Markgrafen von Nordsachsen.

Die Normänner oder Dänen erwartete er nicht, wie seine Vorfahrer, in Deutschland selbst; sondern er brach izt in ihrer Heimath ein, drang (931.) über die Eider, welche die bisherige Gränze gewesen, eroberte eine Strecke Landes, und befestigte es nach der damaligen Art. Die Vertheidigung desselben übergab er einem Markgrafen, den er nebst einer sächsischen Kolonie dahin sendete. Die Markgrafschaft selbst erhielt hierauf den Namen von Schleßwig, den sie auch behalten.

Die Nazion war durch diese glüklichen Feldzüge in ihrer Tapferkeit erhalten, in der Meinung von ihrer Uebermacht bestärkt, und zu jedem Anfalle beßtens gerüstet. Deutschland genoß einer vollkommenen innerlichen Ruhe, und die verschiedenen Hauptvölkerschaften schienen immer mehr und mehr in eine einzige zusammen zu schmelzen. Dieses alles sezte Heinrichen in den Stand, die Abgesandten der Ungarn, die sich nach geendigtem Stillstande wieder einfanden, die gewöhnlichen Geschenke abzuholen, mit verdienter Verachtung abzuweisen. Die Ungarn ermangelten nicht, Rache zu versuchen. Getheilt in zwey Haufen fielen sie mit ihrem gewöhnlichen Ungestüm (934.) in Thüringen ein, fanden aber gar bald ihre Ueberwinder. Der eine Haufen ward von ver-

schiedenen Sächsischen und Thüringischen Fürsten angegriffen und geschlagen ; der andre erlitt bei Merseburg von Heinrich selbst eine so schrekliche Niederlage , daß bis auf den heutigen Tag das Andenken dieses wichtigen Sieges in den Gegenden von Merseburg erhalten worden.

Während dieser für Deutschland so glüklichen Ereignisse trugen sich in dem benachbarten Frankreich verschiedene Veränderungen zu , die um so mehr hier erörtert zu werden verdienen , als sie auf die Geschichte unsers Vaterlandes einen nicht geringen Einfluß hatten. Wenigstens waren diese Unruhen grösztentheils Ursache , daß Heinrich mit vereinter deutscher Macht die nördlichen und östlichen Feinde mit so glüklichem Erfolge angreifen konnte , ohne befürchten zu müssen , daß ihm seine Nachbarn in den Rücken fallen würden.

Karl der dritte oder einfältige war endlich nach einem langewierigen Kriege und einem Vergleiche mit seinem Gegner Odo (897.) zum ruhigen Besitze der französischen Krone gelangt. Er genoß aber dieses Glückes nicht lange. Herzog Robert , ein Bruder des (898.) gestorbenen Königs Odo , warf sich zum Könige auf. Dieser blieb zwar (923.) in einem Gefechte ; allein sein Sohn Hugo der Weiße oder Grosse sezte die Unruhen fort , und rufte , unterstüzt von andern mißvergnügten mächtigen Grossen , noch im nämlichen Jahre den Herzog Rudolf von Burgund , seinen Schwager zum Könige aus. Der Graf Herbert von Vermandois nahm den unglüklichen Karl (923.) in Verhaft , und dieser Abstämmling des grossen Karls mußte (929.) in einem Gefängnisse zu Peronne sterben. Dem Könige Rudolf gieng es nicht viel besser als seinem Vorfahrer. Er besaß fast nichts als den königlichen Titel , und seine mächs-

tigen Vasallen bekriegten sich erst unter sich selbst, und zulezt auch den König. Unter diesen Grossen war der Graf von Vermandois der ärgste. Dieser gieng so weit, daß er sich von Rudolf gänzlich trennte, und unserm Heinrich unterwarf. Heinrich statt diese Begebenheit so zu nützen, wie Karl der Dritte unter Konrad dem ersten gethan hatte, dachte vielmehr so edel, daß er den König (935.) mit seinen Vasallen aussöhnte, und zur einzigen Belohnung sonst nichts nahm, als daß Rudolf die Verzichtleistung seines Vorfahrers auf Lotharingen bestätigte.

In Italien war es nicht minder unruhig gewesen. Nach Lamberts Tode († 898.) hatte sich Ludewig, Boso's Sohn, von Benedikt dem Vierten zum Kaiser krönen lassen; allein Berengar blendete ihn, und nöthigte ihn nach Provence zurück. Der burgundische König Rudolf rächte diese schwarze That durch einen Zug nach Italien, wo er Berengarn endlich (924.) erschlug. Eine andere Parthie berief (926.) Hugo'n von Provence, der Rudolfen (930.) zu einem Vergleiche zwang, wodurch Hugo die Oberherrschaft von Italien behielt. Heinrich nahm an allen diesen Unruhen keinen Antheil, indessen erwekten sie doch in ihm die Lust, selbst nach Italien zu gehen, und die Kaiserkrone und Oberherrschaft Italiens für sich zu nehmen.

Wir haben eben nicht Ursache, zu beklagen, daß der Tod dieses würdigen Fürsten (936.) ein Vorhaben vereitelte, dessen Ausführung vielleicht zu sonst nichts gedient hätte, als Heinrichs Ruhm zu verdunkeln, und eine Menge braver Deutschen in Italien zu begraben. Heinrich starb geliebt und angebetet von der Nazion, und gehaßt, verflucht und gefürchtet von Deutschlands Feinden, gegen welche er die Deutschen ihre Kräfte zu gebrauchen gelehrt

hatte. Er verdiente in allem Betrachte den Beinamen des Grossen, den die Geistlichkeit seinem minderwürdigen Sohne Otto beilegte. Ihn selbst nennen die meisten ältern Geschichtschreiber — weil er eben im Vogelfangen begriffen gewesen sein soll, als er die Nachricht von der auf ihn gefallenen Wahl erhielt, — den Vogler. Eine Name, der für den deutschen Helden so wenig passend ist, als für Pabst Gregor VII. der Name des Heiligen, und den man in den neuern Zeiten aus allen Geschichtschreibern eben so herausnehmen sollte, als izt die Legende Gregors aus dem Brevier.

Otto der Grosse oder Erste.

Heinrich hatte kurz vor seinem Ende die Nachfolge seinem Sohne Otto von den zu Erfurt versammelten Fürsten zusichern lassen. Allein weder Heinrichs Vorschlag noch die Ernennung der Fürsten war in den damaligen Zeiten zur Besitznehmung des Throns hinreichend; sondern hiezu ward noch besonders auch die Anerkennung des Volkes erfodert. Diesem zufolge versammelten sich die Grossen und das Volk der Deutschen und Lotharinger zu Aachen, und nachdem dasselbe seine Einwilligung zu erkennen gegeben hatte, ward der neue König gesalbt und gekrönt. Heinrich hatte sich dieses Zeremoniel verbeten, Otto hingegen ließ nachher auch (937.) seine Gemahlin krönen.

Von der Wahl, Salbung und Krönung Otto's selbst müssen wir einige Umstände anführen, die uns ein gleichzeitiger, sehr zuverläßiger Geschichtschreiber der Korveyische Benediktiner Mönch Wittichind aufbewahrt hat. Die Grossen befanden sich in einer an die Hauptkirche stossenden Gallerie, wo sie den jungen Otto zu einem Throne führten, ihn zu ihrem Könige erklärten und ihm Beistand und Treue ver-

sprachen. Die Geistlichkeit und das Volk befanden sich an dem Eingange der Kirche. Sobald der König aus der Gallerie kam, gieng ihm der Erzbischof Hildebert von Mainz entgegen, faßte ihn bei der Hand, stand still, und redete das Volk also an. „Sehet, hier stelle ich euch den von Gott erwählten, „vom König Heinrich vorgeschlagenen, nun aber „von allen Fürsten ernannten König Otto vor. „Wenn euch diese Wahl gefällt; so erhebt zum Zei„chen dessen eure rechte Hand gegen den Himmel.„ Das Volk that es, und schrie mit lauter Stimme dem neuen Könige seine Glükwünsche zu. Der Erzbischof gieng hierauf mit dem noch nach Fränkischer Art gekleideten Könige hinter den Altar, worauf die königlichen Insignien lagen, nämlich das Schwerdt mit dem Gürtel, der Mantel mit den Armbändern, der Stab nebst dem Zepter und Diadem. Bei der Ueberreichung dieser Insignien selbst bediente sich Hildebert folgender Ausdrücke, die uns einen Begriff von dem Geschmake der damaligen Zeit geben. Das Schwerdt überreichte er ihm mit den Worten: „Nimm hin dieses Schwerdt, alle Feinde Christi „und alle böse Christen zu vertreiben, und vermöge „der göttlichen dir übergebenen Macht, wie auch „der ganzen Gewalt des Reichs der Franken, den „Frieden aller Christen auf das stärkste zu befesti„gen.„ Wie sich doch alles in so kurzer Zeit verändert hatte! Sonst zükte der Deutsche das Schwerdt, um bessere Wohnungen zu suchen, oder um seine eigene zu vertheidigen, focht blos gegen die Feinde des Reichs. Von Bonifaz Zeiten an, ward die sanfte Lehre Jesu mit dem Schwerdte in der Hand gepredigt; und izt sollte der König damit alle böse Christen, das heißt nach der damaligen Sprache, alle Priesterfeinde, verfolgen. Bei der Ueber-

reichung des Mantels bediente er sich einer Ermahnung, von der wir izt schwerlich verstehen, wie sie mit dem Mantel nur in einer entfernten Verbindung stehen konnte. „Dieser bis' zur Erde herabhängende Mantel, sagte er, erinnere dich, im Eifer des „Glaubens„ (das heißt, im Eifer, die Kirchen, Bischöfe und Mönche zu bereichern, und diese erzbischöfliche Erinnerung hat Otto treulich befolgt) „nicht zu erkalten, und bis an das Ende nie aufzuhören, den Frieden zu erhalten.„ Bei dem Stab und Zepter hieß es: „Erinnere dich bei diesem „Zeichen, die Unterthanen mit väterlicher Gewalt „zu regieren, zuforderst reiche den Dienern Gottes, den Wittwen und Waisen die Hand der Barmherzigkeit; und niemalen ermangle es an dem Oele „der Erbarmung auf deinem Haupte, damit du „gegenwärtig und in Zukunft mit dem ewigen Lohne „gekrönt werdest.„ Der Erzbischof sezte ihm dann die goldene Krone auf, und führte ihn zum Throne, wo er alle sehen, und von allen gesehen werden konnte. Bei der Krönung und Salbung selbst entstand ein Streit zwischen den ehrgeizigen Prälaten. Der Erzbischof von Trier wollte dieses Amt verrichten, weil seine Kirche die älteste sei. Man glaubte nämlich damals, ein, ich weiß nicht welcher, Schüler des heiligen Petrus habe diese Kirche gestiftet. Der Erzbischof von Köln hingegen machte deshalb darauf Ansprüche, weil Aachen in seiner Diözes gelegen. Da beide sich nicht vereinen konnten; so trugen sie lieber das Amt für diesesmal einem dritten, dem Erzbischofe der Mainzer Kirche auf. Der Erzbischof von Trier scheint indeß nach Ditmars Zeugnisse dabey etwas verrichtet zu haben.

Nach der Krönung und nach verrichtetem Gottesdienste speiste der König öffentlich mit dem Erzbi-

schofe und der übrigen Versammlung, wobei die vier Herzoge aufwarteten. Der Lotharingische Herzog Giselbert, in dessen Herzogthum Aachen gelegen, schafte alle Nothwendigkeiten zur Bewirthung des Hofes und der Fremden an. Der Herzog Eberhard von Franken besorgte die Tafel. Herzog Hermann von Schwaben versah das Schenken- und der Baierische Herzog Arnulph das Marschall-Amt. In Sachsen war kein Herzog, sondern der König war es selbst. So viel Ehrenbezeugungen hatte noch kein König vor Otto genossen. Heinrich hatte sich alle Herzoge und die ganze Nazion zu Freunden gemacht; und daher kam es vermuthlich, daß seinem Sohne so viel Ehre wiederfuhr, und daß man sich so viel Mühe gab, den Anfang seiner Regierung recht glänzend zu machen. Der Erfolg entsprach indessen dem Anfange keineswegs. Die ganze Regierungszeit Otto's war eine Kette von innerlichen Unruhen, Empörungen, Befehdungen, Zusammenverschwörungen und Kriegen, die den König oft in die größte Verlegenheit stürzten, und aus welcher er sich nur mit einem beispiellosen Glücke retten konnte.

Die ersten Unruhen entstanden in Baiern, wo Herzog Arnulph (937.) gestorben war. Eberhard, dessen ältester Sohn, maaßte sich, ohne Otten nur darum zu befragen, dieses Herzogthums an, und weigerte sich nebst seinen Brüdern Ottens Befehle gemäß bei Hofe zu erscheinen. Otto hingegen gab das erledigte Herzogthum Arnulphs Bruder, Bertholden, der bisher Pfalzgraf in Baiern gewesen, gieng mit einem Heere (938.) selbst nach Baiern, setzte Bertholden mit gewafneter Hand in das Herzogthum ein, und machte sich alles unterwürfig. Nur Eberhard selbst rettete sich durch die Flucht.

In Böhmen kam es um die nämliche Zeit ebenfalls

zu gefährlichen Weiterungen. Der dasige Herzog Boleslaus hatte seinen Bruder Wenzel (938.) ermordet, und sich ohne Otto's Vorwissen des Herzogthums angemaßt. Die Böhmen hatten dem Könige Heinrich Gehorsam geleistet, weigerten sich aber dessen izt nicht nur, sondern Boleslaus fiel sogar in die benachbarten deutschen Staaten ein. Dies bewog Otten mit einem Heere gegen Boleslaus zu ziehen; er ward aber mit Verlust zurückgenöthigt. Da sich indessen andere Unruhen in Deutschland entsponnen, die Ottens Gegenwart in Deutschland nothwendig machten, so ernannte er, Theils um den unruhigen Boleslaus zu demüthigen, Theils um das Land gegen die Böhmen und andre unruhige slavische Nazionen zu decken, einen gewissen Hermann zum kommandirenden Feldherrn (principem militiæ). Dieser, ein sehr tapferer, thätiger Mann und Ottens Anverwandter, war ein Sohn Billungs, dessen Erbgüter im heutigen Lüneburgischen vorzüglich lagen; durch diese neue Ehrenstelle kam nachher das Herzogthum selbst in die Hermannische Familie, die es auch bis 1106. inne hatte, wo der Billungische Mannsstamm verblühte.

So sehr auch Hermann diese neue Würde verdienen mochte; so erwekte doch diese Wahl nicht nur ihm, sondern auch dem Könige selbst eine Menge Neider und Feinde. Der Böhmische Krieg zog sich indessen in die Länge, und er ward erst durch die Eroberung von Bunzlau (Boleslavia) (950.) beendigt, nach welcher sich Boleslaus endlich unterwarf.

In Franken waren ebenfalls kleine Unruhen ausgebrochen, die zwar bald beendigt, aber die Quelle der nachher entstandenen grossen Verwirrungen und öffentlichen Zusammenverschwörungen wurden. Heinrich hatte, vermuthlich aus einer weisen Politik,

um in allen Gegenden treue Freunde, Anhänger und Beobachter zu haben, fast alle Aemter mit sächsischen Herren besezt, die stolz auf ihre Könige unter keinem Auswärtigen, selbst nicht einmal unter den Herzogen, sondern unmittelbar unter dem Könige stehen wollten. Dieses verdroß die Franken, und besonders den noch lebenden Bruder des Königs Konrad, den angesehenen Herzog Eberhard, durch dessen Großmuth die deutsche Krone an das sächsische Haus gekommen war. Die Eifersucht zwischen den Sachsen und Franken stieg darüber auf das Höchste, und brach in verschiedene öffentliche Empörungen aus, die gefährliche Folgen drohten. Als nun gar Eberhard in die Güter des sächsischen Dynasten Breunig einfiel, diese plünderte und verheerte; so glaubte Otto durch seine königliche Macht diesen Streitigkeiten ein Ende machen zu müssen. Er verurtheilte daher Eberharden zu einer Strafe von hundert Talenten an Pferden, und die übrigen Feldherren (principes militum,) zum Hunde tragen, welche sie auch bis zur königlichen Stadt Magdeburg tragen mußten. Die Ruhe ward zwar dadurch hergestellt, aber das Feuer glimmte blos unter der Asche, um in so hellere Flammen auszubrechen. Die Streitigkeiten in Ottens Familie selbst gaben hiezu Gelegenheit. Der jüngere Thankmar, Ottens Halbbruder, und Heinrichs I. Sohn aus der von ihm geschiedenen Hatburg, deren Ehe, weil sie vorher den Schleier genommen, für ungültig erkennt worden, hatte schon nebst dem jüngern Heinrich und der verwittibten Mathild, allen Kräften aufgeboten, Otten vom Throne zu entfernen. Seine Bemühungen waren vergeblich; indeß trug er doch deshalb immer einen heimlichen Groll mit sich herum, der nun in eine öffentliche Empörung

ausbrach, als Otto die durch eines gewissen Siegfrieds Tod erledigte Grafschaft Merseburg, welche Thankmar, als Siegfrieds Anverwandter von seiner Mutter wegen in erblichen Anspruch nahm, und sich zueignete, einem Grafen Gero übergab, der sich schon durch sehr grosse Thaten gegen die Slaven oder Wenden berühmt gemacht hatte. Thankmar, bemächtigte sich der Festung Ehresburg, und nahm in Gesellschaft Eberhards von Franken, der sich sogleich zu dem Mißvergnügten geschlagen, Badelik ein, und bekam darinn den Prinzen Heinrich, Ottens Bruder gefangen. Allein kaum näherte sich Otto, so verliessen die Ehresburger Thankmarn, und ergaben sich an Otten. Der tapfere unglükliche Thankmar flüchtete sich in eine Kirche, und stellte sich neben dem Altar, wo er von einer durch die Fenster geworfenen feindlichen Lanze getödet ward. Eberhard flüchtete sich, und die übrigen Anhänger Thankmars wurden auf Ottens Befehl aufgehenkt. Eberhard selbst kam nachher auf das Zureden, und die Verheissungen des von Otten an ihn geschikten Erzbischofs Friedrich von Mainz zu Otten zurük, und ward gnädig aufgenommen, des gethanen Versprechens des Erzbischofs ungeachtet aber zur Buße nach Hildesheim gebannt. Dieses verdroß nicht nur Eberharden, sondern auch den Erzbischof Friedrich so sehr, daß der leztre von nun an es immer mit Ottens Feinden hielt.

Eberhard bemühte sich nun, Otten auf allen Seiten Feinde zu machen. Er verband sich mit dem Lotharingischen Herzoge Giefelbert, und mit Ottens eignem Bruder Heinrich, einem hochmüthigen Prinzen, den Eberhard durch vorgespiegelte Hofnung zu dem königlichen Throne selbst in sein Interesse zu ziehen verstand. Dieser begab sich nach Lotharingen,

wo der Sammelplaz der Mißvergnügten war; allein Otto folgte ihm, bis über den Rhein, und erfocht bey Bürich einen wichtigen Vortheil über die Lotharinger, so, daß man selbst in Sachsen Heinrichen Tod sagte, und seine Städte von ihm abzugehn im Begriffe standen. Dieß nöthigte Heinrichen zurük, und Otto schloß ihn in Merseburg ein, wo sich endlich beide Brüder verglichen, doch so, daß Heinrich mit seinen Anhängern binnen dreisig Tagen Sachsen zu räumen versprechen mußte. Heinrich gieng sogleich wieder nach Lotharingen, wohin ihm Otto folgte, und die Belagerung von Chievremont unternahm.

Indessen hatte sich auch der Westfränkische König Ludwig IV. mit dem Beynamen übers Meer mit den Misvergnügten näher verbunden. Dieser Prinz, ein Sohn Karls des Einfältigen war nach Ruddlfs Tode († 937.) und nach einer fünf monatlichen Zwischenzeit, während welcher die Kronvasallen ihre ohnehin ausserordentliche Macht nur noch mehr vergrössert hatten, von Herzog Hugo dem Grossen, und Herzog Wilhelm I. von der Normandie aus England zurückberufen worden, wo er sich nach seines Vaters Tode nebst seiner Mutter aufgehalten hatte. Diese beiden Herren waren ihm behülflich, daß er gegen das Ende des nämlichen Jahrs mit Einwilligung der Stände den Westfränkischen Thron bestieg. Die öffentlichen Empörungen, die gegen Otten ausgebrochen waren, schienen diesem Monarchen eine bequeme Gelegenheit, Lotharingen wieder mit Westfranken zu verbinden, und diese Krone dadurch für den ansehnlichen Verlust zu entschädigen, den sie seit einigen Regierungen erlitten hatte. Ludwig that daher einen Einfall ins Schloß, welches Otten zwang, die Belagerung von Chievremont aufzuheben, und

mit einem verstärkten Heere vor Breysach zu rücken, um seinem getreuen Freunde, dem Herzoge Hermann in Schwaben Luft zu machen. Die Besatzung wehrte sich tapfer, und Eberhard, Giselbert und Heinrich, welche die Wichtigkeit dieses Plazes kannten, suchten durch schrekliche Verwüstungen diesseits des Rheins Otten, wiewohlen vergeblich zu zwingen, die Belagerung aufzuheben. Die Anzahl der Mißvergnügten wuchs mit jedem Tage, und man dachte nun ernstlich daran, Ottonen zu entthronen, und Eberharden zum Könige zu wählen. Mez sollte der Sammelplaz und Wahlort sein; und wirklich verliessen auch der Erzbischof Friedrich von Mainz, und Bischof Ruthard von Strasburg insgeheim Ottens Lager vor Breisach, und eilten nach Mez.

Nichts als Zufall und Glük war vermögend den König zu retten. Eberhards eigne Verwandte, Hermann von Schwaben, Uden, und der fränkische Graf Konrad die bei der Verheerung von Badalik von Eberhards Leuten beleidiget worden waren, stritten für Otten, und griffen in den Gegenden von Andernach, eben als Eberhard, und die übrigen im Begriffe waren, über den Rhein zurükzugehn, das geschwächte Heer der Mißvergnügten so tapfer an, daß Eberhard getödet ward, und Gieselbert im Flusse auf der Flucht ertrank, und sie einen vollständigen Sieg erhielten. Dadurch ward Otto von seinen stärksten Gegnern befreit. Der Prinz Heinrich war zwar entkommen; indessen war dessen Macht in Sachsen so fürchterlich nicht, und in Lotharingen brauchte Otto die Vorsicht, die Vormundschaft über Gieselberts hinterlassenen Sohn Heinrich, und die Verwaltung und Aufsicht von Lotharingen seinem Freund dem Grafen Otto von Verdun anzuvertrauen.

Otto suchte sich nun an dem Westfränkischen Kö-

nige Ludwig zu rächen. Er hatte sich bemüht, verschiedene unruhige westfränkische Vasallen an sich zu ziehen, und wirklich hatten sich ihm auch der Herzog Hugo, und der Graf Herbert ergeben. Auf die Freundschaft dieser mächtigen Grossen sich verlassend, that er einen Einfall in Frankreich, wodurch Ludwig gezwungen ward, alle Eroberungsgedanken von Lotharingen aufzugeben, und den obengenannten Grossen zu verzeihen. Um das wechselseitige neue Band noch fester zu knüpfen, vermählte sich Ludwig mit Ottens Schwester Gerberg, Gieselberts von Lotharingen hinterlassener Wittwe.

Gleichsam als ob alles sich verschworen hätte, Otten Unruhen zu erregen, um ihm nur Gelegenheit zum Siegen zu geben, empörten sich auch seine eignen Landesleute gegen ihn. Der von den Slaven eingezogene Tribut, war die einzige Belohnung, für diejenigen Sachsen, welche die Gränzen des Vaterlands vertheidigten. Alleine während daß Otto am Rheine beschäftigt war, hatten sich die Slaven wieder empört, und den bisherigen Tribut zu zahlen sich geweigert. Die Gränzsachsen foderten deshalb von Otten eine Entschädigung, die derselbe ihnen zu geben keine Lust bezeigte. Darüber entstand grosses Mißvergnügen, das endlich in den geheimen Entschluß ausartete, Otten zu ermorden, als der Prinz Heinrich, den Otto nach dem Siege bei Andernach nach Lotharingen gebannt hatte, an den sächsischen Hof zurück kam, und sich zur Parthei der Mißvergnügten schlug. Ihr Vorhaben ward jedoch entdekt, die Häupter der Verschwörung wurden bestraft, Prinz Heinrich mußte flüchten, und ward erst im folgenden Jahre (942.) nach einer demüthigen, und bußfertigen Unterwerfung zu Quedlinburg, von Otten zu Gnaden aufgenommen. Otto suchte

in der Folge seinen Bruder noch mehr in sein Interesse zu ziehn, als der Herzog Berthold in Baiern (947.) mit Tode abgieng. Er übergab demselben dieses Herzogthum, das vorher sein Schwiegervater Arnulph der Böse besessen, ohne auf Arnulphs hinterlassene Söhne einige Rükſicht zu nehmen. Auch in Lotharingen ereignete sich eine günstige Gelegenheit, dieses Herzogthum noch näher mit Sachsen zu verbinden, indem er dasselbe nach dem Tode des jüngern Heinrichs und des Herzogs Otto seinem Tochtermanne dem Grafen Konrad dem Weisen von Worms (943.) und Herzogen in Franken, seinem so treuen Freunde übergab. Das Glük schien noch nicht zufrieden zu sein, das sächsische Haus groß zu machen, es wollte ihm auch noch das Herzogthum Schwaben verschaffen. Herzog Hermann in Schwaben, Otto's Anhänger, hatte eine einzige Tochter, und besaß, wie Luitprandus ihn selbst sagen läßt, weitläuftige Güter und ungeheure Reichthümer (prædiorum latitudine tum pecuniarum immensitate prædivitem) Hermann schlug deshalb Otten vor, seinen Sohn Luidulf mit dieser Erbin zu vermählen, welches Otto mit vielem Vergnügen that. Dadurch kamen nicht nur diese beträchtliche Güter an diesen Prinzen; sondern Otto fand auch nachher für gut, ihm das Herzogthum Schwaben (949.) selbst zu geben.

Nachdem Otto sich vor seinen persönlichen Feinden Ruhe geschaft, so glaubte er, verbunden zu seyn, noch etwas zum Beßten des Reichs zu unternehmen. Sein erster Zug gieng gegen die slavischen Nazionen, die immer noch nicht ruhen wollten. Er drang bis an die Oder vor, machte sich die dortigen Slaven zinsbar, und errichtete die Bisthümer Havelberg, und Brandenburg. Im Norden gaben ihm die Dänen zu schaffen, welche unter ihrem König Harald

die

die von König Heinrich über die Eiter geführte sächsische Kolonie auszurotten gesucht, und den Markgrafen von Schleßwig (948.) umgebracht hatten. Otto unternahm dagegen einen Feldzug, drang bis an die äusserste Gränze von Jüttland vor, und zwang den König Harald nach einer harten Niederlage bey Schleßwig sich ihm zu unterwerfen, und die christliche Religion anzunehmen. Theils zur Befestigung des Christenthums, theils aus der alten Politik stiftete er drey Bisthümer zu Schleßwig, Ripen, und Aarhaus, und unterwarf sie dem Erzbisthum Hamburg.

Die Gränzen von Osten und Norden waren gesichert, Otto war im Innern von Deutschland gefürchtet, und die Herzogthümer befanden sich in den Händen von Otto's Freunden und Verwandten. Nichts war ihm mehr übrig, seinen Namen in den Augen seiner Zeitgenossen zu vergrößern, als die Vereinigung Italiens mit Deutschland, diese dem deutschen Reiche so nachtheilige Vereinigung, welche so viel deutsches Fürsten- und Volks-Blut nachher gekostet, zu bewirken. Es ereignete sich hierzu eine vortheilhafte Gelegenheit, und sogleich war Arnulphs Unglük vergessen. Nach Hugo's Tode († 947.) war ihm sein Sohn Lothar, im Königreiche Italien, aber auch gar bald († 950.) nicht ohne Verdacht berengarischen Gifts in das Grab gefolgt. Berengar II. Markgraf von Ivrea, und Enkel des treulosen Berengar I. hatte sich hierauf der Oberherrschaft von Italien bemächtiget, und, um diese Krone seiner Familie desto mehr zu versichern, Adelheiden, Lothars hinterlassenen Witwe, eine Vermählung mit seinem Sohne Adelbert angetragen. Allein diese tugendhafte und schöne Fürstin weigerte sich, die Hand dem Verfolger ihres Schwiegervaters und dem

wahrscheinlichen Mörder ihres Gemahls zu geben, und in eine Verwandschaft mit einer tirannischen Familie zu treten. Als Berengar Bitten und Drohungen vergeblich verschwendet hatte, griff er zu den Waffen, und belagerte die aus einem Schlosse unter tausend Gefahren entflohene und von einem ihrer Freunde Appo aufgenommene Fürstin zu Lanassa. Appo suchte bey Otto Hülfe, und trug ihm, der seit (947.) Wittwer war, die liebenswürdige Prinzeßin selbst samt der Oberherrschaft von Italien an. Der Ruf der Schönheit und Tugenden Adelheids, der Gedanke, der Retter einer unglüklichen Fürstin zu seyn, die Aussichten zur Vergrößerung seiner Staaten, und der mit dieser Erwerbung verknüpfte Ruhm bewogen Otten noch im nämlichen Herbste (951.) über die Alpen zu gehen, und in Italien einzubrechen. Sein gewönliches Glük verfolgte ihn auch hier. Er zwang Berengar, die Belagerung von Lanassa aufzuheben, und in eine Festung zu flüchten, eroberte die Hauptstadt des Lombardischen Reichs, ließ sich zum König der Longobarden ausrufen, und vermälte sich (952.) mit der schönen Adelheid.

Diese wichtige Begebenheit, wodurch das Staatssystem von Italien und Deutschland eine so veränderte Wendung erhielt, war indessen auch die Urquelle, aus welcher sehr wichtige Veränderungen in der Familie des Königs selbst entstanden, und wodurch die so sehr in die Höhe geschraubte Macht des sächsischen Hauses eine nicht geringe Schwächung erlitt.

Die erste Veranlassung dazu war Ottens Sohn Ludolph, der die ihm schon zugesicherte deutsche Krone zu verlieren fürchtete, wenn sein Vater mit seiner Stiefmutter noch Kinder zeugen würde. Er

verließ daher Italien, ohne von seinen Aeltern Abschied zu nehmen, und gieng nach Deutschland, um sich Anhänger zu verschaffen. Dazu kam, daß der Prinz Heinrich mit der Königin Adelheid in gutem Vernehmen stand, und verschiedene Gränzstreitigkeiten mit Ludolph als Herzog von Schwaben hatte. Einen neuen Feind machte sich Otto selbst durch sein Betragen gegen seinen Tochtermann, den Herzog Konrad in Lotharingen. Otto hatte diesen nämlich, nach seinem Rükzug nach Deutschland, in Italien gelassen, um den Berengar zu beobachten. Konrad glaubte zur Ruhe des Reichs und zu Ottens Vergnügen vieles beyzutragen, wenn er zwischen beyden einen Frieden stiftete. Er trat daher mit ihm in Unterhandlungen, und brachte es durch Versprechungen einer gnädigen Aufnahme bey Otten so weit, daß Berengar sich zu ergeben zusagte, und wirklich mit Konrad die Reise nach Deutschland antrat. Allein Berengar ward vermuthlich auf Anstiften seiner alten Feindin, der Königin Adelheid, schnöde empfangen, und erhielt erst im künftigen Jahre die Belehnung über ganz Italien, wovon sich jedoch Otto die Marken Verona und Aquileja vorbehielt, die er seinem Bruder Heinrich gab. Die wenige Rükficht, welche Otto auf Konrads Versprechen genommen, beleidigte diesen auf das empfindlichste, und er suchte sich dadurch zu rächen, daß er mit Ludolph gemeine Sache machte. Zu ihnen schlugen sich der Erzbischof Friderich von Maynz, der eine ähnliche schon erwähnte Behandlung nicht vergessen hatte, und der bayrische Pfalzgraf Arnulph, ein Sohn des Herzogs Arnulph, der in Heinrichs Abwesenheit das Herzogthum Bayern verwaltete, welches er noch immer mit neidischen Augen ansah. Um ihren

schon beschlossenen Feindseligkeiten einen Anstrich zu geben, drangen sie bey Otten auf die Entscheidung der Gränzirrungen zwischen den Herzogthümern Schwaben und Bayern. Als sich eben Otto mehr auf Heinrichs Seite neigte, so machten sie den Anfang mit Thätlichkeiten dadurch, daß sie Maynz (953.) besezten. Otto belagerte sie, und nun baten die beyden Prinzen um Gnade, die ihnen Otto zwar zusagte, die Prinzen aber mit der harten gesezten Bedingung, alle ihre Anhänger und Freunde auszuliefern, nicht erkaufen mochten. Ludolph gieng hierauf nach Regensburg der Residenz seines Gegners des Prinzen Heinrich, die ihm sein Freund Arnulph übergab, der sich ihm zugleich nebst vielen Bayern unterwarf. Nebst diesen bürgerlichen weit aussehenden Streitigkeiten ward Deutschland auch noch durch einen verwüstenden Besuch bestraft, den die Hunnen oder Ungarn in Lotharingen, Schwaben, und Bayern, gelokt vielleicht von Ludolph und Konrad selbst, unvermuthet abstatteten. Doch von allen diesen Feinden ward Otto bald befreyt. Er gieng mit einem Heere seinem Sohne entgegen, und als sie an der Ilfey schon nahe zusammen standen, so unterwarf sich auf Zureden der Bischöfe von Augsburg und Chur, der Herzog Konrad. Ludolph zog sich zwar nach Regensburg, mußte sich aber nach einer anderthalb monatlichen Belagerung, während welcher sein Freund, der Pfalzgraf Arnulph getödtet ward, ebenfalls unterwerfen, und die Hunnen oder Ungarn giengen durch Frankreich, und Oberitalien in ihre Heimath zurük.

Die Folgen dieses Aufruhrs waren, daß Konrad und Ludolph zwar zu Gnaden aufgenommen wurden, jener aber das Herzogthum Lotharingen, und dieser jenes von Schwaben verloren. Otto gab

Lotharingen seinem Bruder Bruno, Erzbischofen zu Kölln, der anfänglich einen Herzog Gottfried, und nachher (960.) bey Gelegenheit einer Empörung des Grafen Immo von Loos noch einen andern Herzog Friderich ernannte, und unter sich hatte, weshalb auch Bruno von gleichzeitigen Schriftstellern Erzherzog genannt wird. Schwaben erhielt einen gewissen Burkard, der Herzog Heinrichs Tochter Hatwig zur Gemahlin hatte, und der Erzbischof Friderich von Maynz, der aber bald hernach starb († 25. Okt. 954.) und Otto's natürlichen Sohn Wilhelm zum Nachfolger hatte, mußte sich vom Verdachte der Theilnehmung an der Verrätherey mittels Eydes reinigen. Heinrich ward wie natürlich, in seinem Herzogthume wieder eingesezt, nahm an allen, die ihm untreu gewesen, eine schrekliche Rache, wie er z. B. den Erzbischof Herald von Salzburg blendete, und erhielt von seinem Bruder, daß ihm sein Sohn Heinrich (955.) im Herzogthum Bayern folgte.

In der That war es ein sehr großes Glük, daß diese bürgerliche Unruhen sobald gedämpft wurden, weil Deutschland izt von zwey sehr wilden Feinden angegriffen wurde. Der Besuch, den die Hunnen im vorigen Jahre (954.) so ungestraft im mittäglichen und westlichen Deutschlande hatten abstatten dürfen, lokte sie auch dieses Jahr aus ihren Waldungen hervor: Sie fielen mit einem außerordentlichen Heere in Schwaben ein, und kamen bis an den Schwarzwald. Deutschland hatte von ihnen um so mehr zu befürchten, da sie sich izt auf die Belagerung der Städte verstanden, und wirklich jene von Augsburg unternahmen. Allein sie erfuhren izt, was die vereinigte Kraft der Deutschen vermag. Otto zog ihnen mit einem außerordentlichen

Heere von Schwaben, Bayern, Franken, und Böhmen entgegen, und grif sie am 10. August 955. auf dem Lechfelde bey Augsburg an. Der Sieg neigte sich Anfangs auf der Hunnen Seite, indem diese schon die Böhmen und Schwaben in Unordnung brachten. Allein Konrad eilte zu Hülfe, und erfocht mit dem Verluste seines Lebens und Ottens tapferem Beystande einen so wichtigen Sieg, daß die Hunnen nicht nur völlig in die Flucht gejagt wurden, sondern seitdem sich auch nicht wieder in Deutschland sehen ließen. Dieser große Sieg ward noch mit der Wiedereroberung von Avarien oder Panonien, der nachherigen Markgrafschaft Oesterreich gekrönt.

Die Sachsen waren bey diesem Siege nicht zugegen, allein sie hatten alle Hände voll gegen die aufrührischen Slaven zu thun, die sich bey Gelegenheit der innern Unruhen von der sächsischen Oberherrschaft frey zu machen gedachten. Der Aufstand war um so gefährlicher, als sich zugleich auf Anhezzen des damals noch feindlichgesinnten Ludolphs, des Herzogs Hermanns Billungs-Bruders Söhne Wichmann und Echbert gegen ihren Oheim empört, und die Ukrier zu Hülfe gerufen hatten. Die Unruhen dauerten auch nach Ludolphs Tode fort, bis Otto nach erfochtenem Siege bey Augsburg über die Hunnen nach Sachsen eilte, und auch hier nach einigen Jahren die Slaven zum Tribut, und zur Annehmung der kristlichen Religion zwang.

Es war Otten nicht gegönnt, der Ruhe lange zu genieſſen, welche er sich durch die Demüthigung der Grossen, die Bestrafung seiner Anverwandten, und die Besiegung der Feinde des Reichs erfochten hatte. Die angefangene Verbindung mit Italien

nöthigte ihn, sich in die Unruhen zu mischen, welche sich während dieser deutschen Kriege in Italien entsponnen hatten. Berengar hielt sich nämlich so wenig an sein zu Augsburg gegebenes Wort gebunden, daß er sich sogleich nach seiner Zurükkunft, da er Otten in so mancherley innerliche Unruhen verwikelt hörte, an den Freunden Ottens, und der Königin Adelheid zu rächen, äußerst angelegen seyn ließ. Er verfolgte sie mit außerordentlicher Strenge, und seine Rache traf besonders die Geistlichen und die römische Kirche, die häufige Gesandten an Otten schikten, nach ihrer Gewohnheit die Sache noch vergrößerten, und Otten um Beystand, und Hülfe für den heiligen Peter und seine Erbschaft ansprachen, die sie allem Anscheine nach aus keiner geringern Absicht wünschten, als nur nach und nach ganz herrenlos zu werden. Die hergestellte Ruhe von Deutschland, der Anblik der elenden Italiener, die ihn bestürmten, besonders der Erzbischof Waltbert von Mayland, der halbtod aus Berengars Klauen errettet, zu Otten geflohen war, und die Bitten und Zureden seiner Gemalin, die auf die Erhaltung Italiens wegen ihres von Otto erst unlängst gebornen Prinzen Otto vorzüglich bedacht war, reizten Otten, den aufrührischen Berengar zu demüthigen, und zur Unterwerfung zurük zu zwingen. Er schikte deshalb sogleich seinen ihm nun sehr ergebenen Sohn Ludolph mit tausend Mann (956.) nach Italien. Dieser erfocht zwar einige nicht unbeträchtliche Vortheile über Adelberten, Berengars Sohn, allein er ward in der Blüthe seiner Jahre getödtet, (957.) ohne daß er in der Hauptsache etwas entschieden hätte.

Dieser Unfall reizte Otten nur noch mehr, in eigner Person den Zug nach Italien anzutreten,

und Berengarn zu strafen. Nachdem er also seinem mit Adelheit erzeugten Sohne, Otto dem Zweyten, (961.) die Thronfolge in Deutschland auf einer Versammlung zu Worms selbst zuvörderst hatte zusichern lassen; so gieng er im Jahre (961.) in eigner Person über die Alpen. Die Italiener handelten, wie sie fast allzeit, wenn sie in Aengsten und Nöthen sich befanden, gegen die Deutschen in der Folge zu handeln pflegten. Wohin der Erretter Otto nur immer kam, da unterwarfen sich die Italiener, und öfneten ihm die Thore, die sie dem Deutschen selbst, bey der ersten günstigen Gelegenheit, wieder zu verschliessen beschlossen hatten. Berengar selbst verkroch sich mit seiner Gemalin in monte feretro, und suchte einige Festungen, die er am Komoer See, und in der Lombardey noch inne hatte, so zu befestigen, daß er es daselbst gegen den glüklichen Deutschen aushalten könnte. Nichts hinderte also Otten nach Mayland selbst zu gehn, wo er sich vom Erzbischofe Waldbert zum Könige der Lombardey (961.) krönen ließ. Als ein frommer Verehrer des heiligen Stuhls zu Rom, und um den heiligen Aposteln Peter und Paul, die ihm nach dem Zeugnis seiner Zeitgenossen die so schnelle Eroberung von Italien verschaft hatten, den schuldigen Dank abzustatten, gieng Otto kurze Zeit hierauf nach Rom. Er ward vom damaligen Pabste Johann XII. so wie vom ganzen Clerus und römischen Volke mit derjenigen Freude und den Ehrenbezeugungen empfangen, die der Sklave seinem kommenden Erlöser zu bezeugen pflegt. Otto vergalt ihnen diese falsche blendende Münze reichlich. Er schenkte dem Pabste alles wieder, was Adelbert und Berengar ihm genommen, und damit nicht zufrieden, that er auch aus dem seinen eine unge-

heure Summe Edelsteine, Gold und Silber hinzu. Diese so reichliche Güte verdiente wol eine Krone, die der römische Bischof nun schon als sein Eigenthum anzusehen anfieng. Johannes sezte sie ihm wirklich am 2ten Febr. 962. auf, nachdem Otto die Kirche und Römer gegen alle Anfälle zu sichern gelobt, der Pabst hingegen auf den Reliquien des heiligen Peters nebst dem römischen Volke geschworen hatte, dem neuen Kaiser treu zu bleiben, und sich nie mit Berengar auszusöhnen, noch weniger denselben in Rom aufzunehmen.

Entzükt über eine so schnelle und grosse Eroberung, und voll Vergnügen, ein nach den Begriffen der damaligen Welt so schönes gutes Werk vollbracht zu haben, eilte Otto um Ostern herum nach Pavia zurük, um zur gänzlichen Vertreibung Berengars aus Italien alle Anstalten zu machen. Allein kaum hatte Otto die römischen Thore verlassen, als Johann von seinem gethanen Eide als Stellvertreter Kristi sich lossprach, mit Adelbert in geheime Verbindungen trat, ihn anlokte nach Rom zu kommen, und eidlich ihm versicherte, ihm zur Vertreibung der Deutschen behülflich zu seyn. Was den heiligen Vater bewogen, so unheilig zu handeln, haben uns seine Zeitgenossen nicht erzählt; vermuthlich waren die Furcht vor der Strafe, die er von Otten vielleicht für seine andere Schandthaten zu erwarten hatte, wenn dieser sie von den mißvergnügten Römern erführe, oder die Hofnung, für seine Treue von Adelbert ebenfalls so schöne Geschenke zu bekommen, als er Otten abgeschmeichelt hatte, die einzigen Triebfedern eines so schändlichen Betragens. Eine so schnelle Untreue war Otten nicht denkbar; er schikte deshalb einige Vertraute nach Rom, um von dieser Sache nähere Nachrichten einzuziehen. Sie fanden die

gedachte Unmöglichkeit wirklich, und erfuhren zugleich soviel Schändlichkeiten von Johannes selbst, daß ihre Begriffe von der Heiligkeit der römischen Bischöfe ziemlich herabgestimmt wurden. Otto eilte, nachdem er einen Theil seines Heeres von St. Leo, wo Berengar sich verschlossen, zurückgelassen, und zur Belagerung dieser Festung alles veranstaltet hatte, selbst nach Rom, um diese Händel gesezlich untersuchen und entscheiden zu lassen. Johannes fand nicht für rathsam die Ankunft seines Richters zu erwarten; sondern flüchtete (963.) mit Adelbert nach Campanien. Das römische Volk und die Geistlichkeit nahmen Otten mit Freuden auf, bestätigten, was sie vorher schon gegen Ottens Vertraute geäussert hatten, und schwuren ihm von neuem ewige Treue. Otto gieng nun in dieser Sache so bedächtlich zu Werke, als der gerechteste Richter nur immer thun kann. Nach dreyen Tagen berief er auf die Bitten der Römer, die anwesenden Bischöfe und Priester samt der römischen Klerisey in die St. Peterskirche, um von der letztern ihre Klagen gegen Johannes zu hören. Die Römer erzählten hierauf soviel Schändlichkeiten von ihm, die nur von einem Enkel der Marozzia, die durch ihre Unkeuschheit die römische Kirche befleckt hatte, denkbar sind. Mord, Meineid, Ehebruch, Blutschande, Nothzucht, Sakrilegien, Vertrauen auf den Teufel und die Götter der Heiden, Verachtung alles dessen, was heilig ist, z. B. die Weihung eines Diakons im Pferdstalle, waren die Tugenden, welche nach der Römer Aussage Seine Heiligkeit auszeichneten. Nicht als Richter, sondern als Freund, der den Angeklagten gerechtfertiget wünscht, schrieb Otto an den schändlichen Pabst: „Da Wir Andachtshalben nach Rom „kamen, schrieb er; so befragten Wir eure Kinder,

„die Römer ꝛc. warum Ihr die Ankunft des Beschü-
„zers eurer Kirche, und eurer Person nicht habet
„abwarten wollen; Wir hörten hierauf so viel
„Schändlichkeiten von euch, daß sie, wenn man sie
„von Histrionen erzählte, euch Schaam abzwingen
„würden. Damit dieselbe euer Heiligkeit nicht ver-
„borgen seyen, so wollen wir einige hersezen, denn
„alle namentlich anzuführen, würde mehr als ein
„Tag erfodert werden. Nicht nur einige, sondern
„alle, Laien und Geistliche, beschuldigen euch des
„Meuchelmords, Meineids, Sakrilegiums, und der
„Blutschande, sagen von euch, ihr habet die Ge-
„sundheit des Teufels getrunken, und im Spiele
„die Hilfe Jupiters, der Venus, und anderer Dä-
„monen angerufen. Wir bitten euch daher, heili-
„ger Vater, sogleich hieher zu kommen, und euch
„ungeheuchelt von der Anklage zu reinigen. Soll-
„tet ihr vielleicht die Verwegenheit der Menge fürch-
„ten; so schwören Wir euch, daß nichts als was
„die heiligen Kirchensazungen verordnen, geschehen
„solle.„ Aber eben diese Kirchensazungen fürchtete Johannes. Seine Antwort war daher kurz, aber kräftig, wie die eines entschlossenen Bösewichts. „Wir hören, schrieb er an die versammelten Bischö-
„fe zurük, daß ihr einen andern Pabst machen
„wollet; wenn ihr das thut, so exkommunizire ich
„euch, und ihr sollt weder weihen, noch Messe lesen
„dürfen.„ Allein es fehlte diesen Drohungen an dem Nachdruke, den ihnen der schlaue Hildebrand in der Folge zu geben verstand. Es war blos die lächerliche Rache eines schwachen Feindes, der den Dolch gegen seinen Ueberwinder zükt; aber keine Kraft hat, den mächtigen Streich zu führen. Vielmehr erbitterte dieser das Volk und die Klerisey so sehr, daß sie Otten baten, den schändlichen Buben

vom heiligen Stuhle zu entfernen, und diesen mit einem würdigern zu besezen. Er erhörte ihre Bitte, und einmüthig ward der bisherige Protoscrinarius Leo (964.) zum neuen Pabste gewählt, der nebst dem Volke, und der Geistlichkeit eidlich angelobte, daß künftig kein Pabst ohne Wissen und Willen Ottos und seiner Nachfolger erwählt werden sollte.

Johannes suchte sich nun auf eine andere Art, als durch blosse Worte zu rächen. Otto hatte ihn reich gemacht, und er wandte diese Geschenke zu nichts geringerm an, als dadurch die Römer zu reizen, ihren Herrn und seinen Wohlthäter zu ermorden. Sein Geld verblendete sie auch wirklich. Otto zählte auf den Eid der Römer, auf die Gerechtigkeit seiner Sache, und auf die Wohlthaten, die er den Römern erwiesen. Sie noch mehr zu schonen, entfernte er den größten Theil seines Heers von Rom. Diese Gelegenheit benuzten Johannes, und die Eidvergessene, undankbare Bewohner Roms. Zum Glük erfuhr Otto die Bosheit, und züchtigte ihren Frevel, jedoch auf Leo's Bitten mit vieler Mäßigung. Berengar hatte sich indeß ergeben, und ward nebst seiner Gemahlin (964.) von Otten, um allen fernern Unruhen vorzubeugen, nach Bamberg verwiesen. Allein sein Sohn Adelbert hatte noch keine Lust, seine Empörungen zu beschliessen. Theils um ihn zur Ruhe zu bringen, theils um in den von Berengar übergebenen Herzogthümern Camerino, und Spoleto neue Einrichtungen zu trefen, verließ er die Hauptstadt Italiens. Johannes unzüchtige Freundinnen baten hierauf die Römer, den von ihnen selbst gewählten keuschern Leo zu verstossen, und ihren Liebhaber wieder einzunehmen. Gewonnen durch Gold und Schmeicheleyen vertrieben sie den Leo, und nahmen den Johannes wieder ein.

Noch ehe Otto im Stande war, die Rebellen zu züchtigen, starb Johannes an einem Schlage, (14. May 964.) den er acht Tage vorher in den Armen eines Weibes vom Teufel, (wie es damals hieß) vermuthlich aber von dem gekrönten Ehemann selbst, erhalten hatte. Nicht zufrieden, den Kaiser so empfindlich beleidigt und seine gerechte Rache gereizt zu haben, schritten die Eidsvergessene sogar zu einer neuen Wahl, ernennten den Kardinal-Diakon Benedikt, zu Johannes Nachfolger, und schwuren ihm, ihn nie zu verlassen, sondern mit gewafneter Hand gegen die ganze Macht des Kaisers zu schützen. Diese Unbilden zu rächen, gieng Otto von neuem vor Rom, und zwang durch Hunger und Gewalt die Römer zur Treue zurück. Seine ganze Rache bestand darinn, daß er in einem neuen Konzil den Leo bestätigte, Bencdikten absezte, und nach Hamburg verwieß. Während aller dieser Unruhen vergaß Otto nicht, sich durch politische Einrichtungen in seiner Eroberung zu sichern. Er hatte nun die Italiener zu gut kennen gelernt, als daß er sich auf ihre fernere Treue hätte verlassen sollen. Dieses bewog ihn, keine grossen Herzogthümer mehr zu machen, sondern Italien in mehrere kleine Herrschaften zu verstükeln, deren Aufsicht und Verwaltung er meist sächsischen treuen Freunden unter ansehnlichen Titeln anvertraute.

Otto gieng nun (964.) siegreich und mit doppelter Majestät nach Deutschland zurük, nachdem die Deutschen zuvor durch Pest und andere Krankheiten ziemlich geschwächt, und verschiedene Grosse verloren hatten. Allein es war ihm nicht gegönnt, lange in seinem Vaterlande zu bleiben.

Bald nach Otto's Zurückkunft starb Leo VIII. († 965. im April). Das Andenken an Ottens

Macht bewog die Römer, ihren Eid zu halten. Sie schikten den Protoscrinarius Azo, und Bischof Marinus an Otten, um ihm diesen Todesfall zu melden, und ihn zu ersuchen, einen Pabst nach seinem Belieben (quem vellet) zu ernennen. Otto schikte diesen Abgesandten nebst den Bischöfen Odgar von Speier, und Linzo von Cremona nach Rom zurük, um bey der Wahl eines neuen Pabstes gegenwärtig zu sein. Sie fiel auf Johannes den Dreyzehnten, der auf die Macht und Freundschaft des Kaisers sich verlassend, sogleich anfieng, sein fast ganz vernichtetes weltliches Ansehn zu heben, und die römischen Grossen zu demüthigen. Der römische Adel sah dieses als eben soviel Eingriffe in seine Gerechtsame an, empörte sich gegen Johannes, und verjagte den Pabst aus Rom, oder wie einige behaupten, sezte ihn sogar in einer Campanischen Stadt gefangen. Diese Gelegenheit nüzte Adelbert, seinen ohnehin noch nicht ganz besiegten Anhang in der Lombardey und Italien zu verstärken. Otto erhielt zeitige Nachricht von diesen neuen Unruhen, und schikte sogleich den schwäbischen Herzog Burkard voraus, der auch Adelberten angrif, und zwang, sich in den Gebirgen zu verkriechen. Otto selbst gieng im Herbste (966.) zum Drittenmale über die Alpen, ließ dreyzehn der vornehmsten römischen Aufwiegler henken, stellte so durch eine nothwendige Strenge Ruhe und Ordnung wieder her, befestigte das weltliche Ansehen des Pabstes, bereicherte ihn und die römische Kirche, wie gewöhnlich, und ließ seinen 14-jährigen Sohn Otto II. in Rom krönen.

Er bemühte sich hierauf noch sein italienisches Reich zu erweitern, und es gelang ihm auch, daß sich die Fürsten Ludolf von Benevent und Pandolf von Capua ihm unterwarfen. Er ernennte, um sich die

neuen Vasallen desto treuer zu machen, den leztern zum Herzog von Spoleto und Camenino. Allein darüber zerfiel er mit dem griechischen Kaiser Nicephorus, und es kam sogar zu einem Kriege, der durch griechische Treulosigkeit in Apulien eben nicht zu Otto's Vortheile sich anließ. Doch endigte sich dieser Krieg gar bald, da Nicephorus (969.) in einer Revoluzion in Konstantinopel umkam, und Johannes Zaniskes den griechischen Thron bestieg. Dieser bot nun die Hand selbst zum Frieden, und vermöge dessen erkannte er die beyden Ottonen als Kaiser, überließ ihnen Kapua und Benevent, und behielt nur den Griechen das Herzogthum Neapel, und die griechischen Besizthümer in Apulien und Kalabrien bevor. Zu besserer Freundschaft vermählte sich noch Otto der Zweite zu Rom (972.) mit des griechischen Kaisers Romani Tochter, und Nicephorus Stieftochter, der Prinzeßin Theophania, wie schon vorher war verabredet worden.

Otto hatte nun seine Macht so sehr gestärkt, und Adelberten so aller Stüze beraubt, daß er ruhig nach Deutschland mit seinem Sohne (972.) zurükkehren konnte. Allein er genoß auch dieser Ruhe nicht lange, sondern starb im ein und sechszigsten Jahre seines Alters († 974.) in dem Benediktiner-Kloster zu Memleben an der Unstrut. Seine spätere Zeitgenossen haben ihm den Beynamen des Grossen gegeben, und in der That, wenn man die Menge von Empörungen, und erfochtenen Siegen, und die Erweiterung der Gränzen des Reichs in Erwägung zieht; so wird man ihm denselben weit eher geben, als Konstantin dem Grossen.

Indessen würden seine Lobredner, Prälaten und Mönche, vielleicht nicht so verschwenderisch mit diesem Beynamen gewesen sein, wenn er die geistlichen

Stände mit eben der Strenge behandelt hätte, welche er gegen die weltlichen, die von den ihm schmeichelnden Geschichtschreibern größtentheils selbst gelobt werden, vorkehrte, wenn er den allerdings schuldigen Erzbischof Friedrich eben so seines Erzbisthums entsezt hätte, wie er seinem Sohne das Herzogthum Schwaben nahm, und wenn er nicht durch seine unvernünftige Verschwendung an Geistliche das Widrige in seiner Person, seine Ungerechtigkeiten, seinen Stolz, seine Eigenliebe, und seinen Hartsinn zu überschleiern verstanden hätte. In dieser unzeitigen Verschwendung ist wol größtentheils die Ursache zu suchen, warum er schon bey seinen Lebzeiten diesen Namen erhielt, der eigentlich nur jenen Fürsten gebührt, die ohne so viele Ströme von Menschenblut zu vergiessen, durch Weisheit und Tugend, Väter ihres Volkes, und Wohlthäter des Menschengeschlechts sind. In der That haben die Mönche ganz recht, wenn sie von ihm behaupten, daß er seines Gleichen gar nicht gehabt habe. Er stiftete nicht nur ein neues Erzbisthum (Magdeburg 968.) und verschiedene Bisthümer (Brandenburg 939. Havelberg 946. Altenburg in Wagrien 956. Meissen 965. Posen 967. Merseburg und Zeiz 969.) denen er insgesamt eine Menge Städte, Flecken, Schlösser, Burgen, und viele andere zeitliche Güter, Rechte, und Gerichtsbarkeiten schenkte; sondern er bereicherte auch viele Bischöfe und Erzbischöfe mit Herzogthümern, Grafschaften und Herrschaften, unterwarf ihnen eine Menge mächtiger Vasallen, damit sie mit gewafneter Hand die Heiden, Ketzer, und bösen Kristen bekämpfen könnten, und kaum wird man ein Bisthum oder Kloster der damaligen Zeit finden, das nicht eine Schenkungs-Urkunde, oder wenigstens die Befreyung der geistlichen Gerichtsbarkeit

richtsbarkeit von dem grossen Otto aufzuweisen hätte. Wenn wir die ungeheuern Verzeichnisse der Ottonischen Freygebigkeit durchlesen, so müssen wir die Mäßigkeit der geistlichen Herren bewundern, die unter einer für sie so glüklichen Regierung nicht gesucht haben, sich ganz von der königlichen Gewalt zu befreyen, sich schon damals die Landeshoheit zu erwerben, und zu souverainen Prinzen umzuschaffen.

Einige neuere Schriftsteller haben diese so ungeheure Verschwendung Otto's als eine politische Spekulation betrachtet, als ob Otto dadurch sich nur die Klerisey habe verbindlich machen wollen, um für die mächtige Grossen eine trefliche Gegenmacht zu haben.

Otto der Zweyte. Otto der Zweyte fand das deutsche Reich nach seines Vaters Tode in einer für das Ansehen und die Macht des sächsischen Hauses so glüklichen Verfassung, als es noch keiner seiner Vorfahren empfangen hatte. Die Franken waren durch die Politik der beyden leztern Könige mit den Sachsen fast ganz in ein Volk zusammengeschmolzen, und hatten gelernt, sächsischen Herren zu gehorsamen. Die mächtigsten Herzogthümer waren bey dem sächsischen Hause; Baiern, wie wir gehört, hatte Heinrich (Rixosus) ein Sohn Heinrichs des Bruders Otto I; Schwaben hatte seit 973. Otto ein Enkel Otto's I. von seinem Sohne Ludolf. Sachsen selbst war nach Herrmanns Tode († 973.) von Otto an Herrmanns Sohn Bernhard gegeben, und so diese Wohlthat zu neu, als daß nicht die sächsische Herzoge den Regenten ganz ergeben hätten seyn sollen. Lotharingen stand zwar in keiner so engen Verbindung, indem Bruno schon 965. gestorben; allein Frankreich, die einzige Stüze, welche die Lotharinger allenfalls, wenn sie

Lust bekamen, gegen das sächsische Haus sich zu empören, wählen konnten, war zu ohnmächtig, als etwas gegen Deutschland mit Nachdrucke zu unternehmen. In Italien waren die innern Unruhen gedämpft, und die Griechen zu sehr entmannt, als daß man von diesen Weichlingen einen Sturm hätte erwarten dürfen. Die Hungarn schienen froh zu seyn, daß man sie selbst in Ruhe ließ, und die Slaven waren durch Ottens Siege so eingeengt, daß sie für immer weggeschrekt und gedemüthiget zu seyn schienen. Diese glükliche Beschaffenheit verkündigte eine ruhmvolle Regierung, und die goldene Zeiten der sächsischen Regenten, besonders da die noch unter Otto I. entdekten Silberbergwerke den Regenten selbst mehrere Stärke gaben, und Otto's persönlicher Karakter allerdings so beschaffen war, daß man etwas Grosses von ihm zu erwarten das Recht hatte. Der Erfolg hat indessen diesen Erwartungen wenig entsprochen. Gleich Anfangs entstand in dem sächsischen Hause selbst eine Mißhelligkeit. Die verschiedenen Prinzen hatten noch nicht gelernt, nach einem Interesse mit vereinten Kräften zu arbeiten, und waren die ersten, die zur allmähligen Schwächung ihres Hauses selbst das meiste beytrugen. Herzog Heinrich in Baiern, und Herzog Otto in Schwaben erneuerten die Gränzstreitigkeiten, die ihre Väter schon veruneint hatten. Die Sache kam vor den Kaiser, dessen Urtheil zu sehr für Otto zu seyn von Heinrich angesehen ward. Zu dem darüber gefaßten Mißvergnügen gesellte sich noch die alte Lieblingsidee von Unabhängigkeit, welche die Baiern ihrem Herzoge eingeschmeichelt hatten. Sich zu rächen und diese Idee einzuführen, verband er sich mit dem Böhmischen Herzoge Boleslaus. Allein sein Vorhaben ward entdekt, Heinrich zur Verwah-

rung nach Ingelheim (974.) gebracht; und sein Herzogthum seinem schwäbischen Gegner zur einsweiligen Verwaltung übergeben. Indessen fand Heinrich Mittel zu entkommen, und zu seinem Freunde nach Böhmen zu entfliehen. Das Glük neigte sich Anfangs auf Heinrichs Seite, da er den Vortrupp des ihm folgenden Kaiserlichen Heeres schlug, und Passau in seine Gewalt bekam. Allein der Kaiser belagerte ihn, und zwang ihn, sich zu ergeben, worauf er nach dem Urtheile der Fürsten zu Magdeburg, sein Herzogthum seinem Gegner dem schwäbischen Herzoge Otto übergeben, und sich bequemen mußte, in die Verwahrung des Bischofs Poppo nach Utrecht zu wandern. Boleslaus hingegen versöhnte sich bald darauf mit dem Könige.

In Lotharingen hatten sich indessen einige Veränderungen zugetragen, die zulezt Otto'n in einen Krieg mit dem französischen Könige Lothar verwikelten. Herzog Bruno hatte nämlich unter der vorigen Regierung den Grafen Reginar in Hennegau sammt seinen Söhnen Reginar und Lambert verwiesen, und sich ihrer Erbgüter bemächtiget. Diese giengen nach Frankreich, und um von da aus vielleicht Hülfe zu erhalten, hatte sich Reginar der jüngere mit Hedwig, Hugo Kapets Tochter, vermählt. Beyde Brüder machten nunmehr Miene, ihrer Erbgüter sich wieder zu bemächtigen, und König Lothar unterstüzte ihr Vorhaben. Otto I. hatte hierauf nicht geachtet; allein izt schien Lothar nicht nur die beyden Brüder unterstüzen zu wollen, sondern sogar auch selbst seine Gedanken auf Lotharingen zu richten. Dieses zu verhindern gab Otto nicht nur beyden ihre Erbgüter wieder, sondern ernennte auch Karln Lothars Bruder, der ohnehin einige Ansprüche machte, und der nicht im besten Vernehmen mit

Lotharn stand, zum Herzog in Niederlotharingen. Karl leistete dem deutschen Otto die Lehenspflicht, und dieses verdroß Lotharn und die Franzosen so sehr, daß sie unvermuthet über Mez nach Aachen gingen, und diese Stadt (978.) einnahmen. Otto mußte sich zurükziehen, sammelte aber sogleich ein Heer, womit er nicht nur Lotharn verjagte, sondern ihn sogar bis nach Paris verfolgte. Dieses war aber weiter von keiner Folge, als daß Lothar mit Otto bald darauf Frieden machte, vermöge dessen Lotharingen in seiner bisherigen Verbindung mit dem deutschen Reiche ferner blieb.

Das väterliche Beyspiel, die Hofnung und der Wunsch, Apulien und Kalabrien zu erobern, das nach dem Zeugnisse eines spätern Schriftstellers der Prinzeßin Theophania zur Aussteuer gegeben seyn sollte, die Klagen der Fürsten von Benevent und Kapua, die Streifereyen der Sarazenen, und die Bitten des neuen Pabstes Benedikts VII. vermogten Otten mit seiner Gemalin (980.) nach Italien zu gehen. So geduldig die Römer die Herrschaft der Theodore und Marozin ertragen hatten; so wollten sie doch izt ganz und gar nichts davon hören, daß die von den Kaisern gesezte Päbste die ihnen so günstige Gelegenheit, sich zu weltlichen Herren empor zu schwingen, benuzten. Die Einmischung des Kaisers in die Pabstswahl, und überhaupt jede Ausübung der kaiserlichen Gerechtsame schien ihnen eine Tiranney, und sie wünschten eine Anarchie, unter welcher sie ungestraft thun könnten, was ihnen beliebte. Ein gewisser Koeszenz ließ deshalb den anstatt Johannes XIII. mit kaiserlicher Bewilligung gewählten Benedikt VII. ermorden, und einen seiner Freunde Bonifaz VII. auf den päbstlichen Thron erheben. Dagegen machten die Grafen von Tus-

kulum, die es mit dem Kaiser hielten, erst einen Donus II. und nach dessen Tode einen ihrer Verwandten Benedikt VII. mit des Kaisers Bewilligung zum Pabste. Bonifaz, der sich diesen mächtigen Gegnern nicht gewachsen glaubte, und die Ankunf des Richters befürchten mochte, floh nach Konstantinopel, und nahm das Beste vom päbstlichen Schaze mit sich. Dadurch ward die Ruhe von Italien noch vor Otto's Ankunft hergestellt, die durch des Kaisers Gegenwart noch mehr befestiget wurde.

Indessen hatten die Griechen, welche des Kaisers Anschlag auf Kalabrien und Apulien wußten, die Sarazenen, die Sizilien inne hatten, in ihr Interesse gezogen. Der Kaiser zog ihnen mit einem Heere von Deutschen und Italiänern im Herbste (981.) entgegen, besezte noch Neapel, und eroberte Salerno, wie auch in dem darauf folgenden Jahre Tarento. Allein bald neigte sich das Glük auf die Seite der Sarazenen. Otto grif sie bey Basantello an, erlitt aber daselbst (am 13. Jul. 982.) eine solche Niederlage, daß er selbst kaum mit dem Leben entkam, aber sehr viele Grosse und Edle, unter andern der fränkische Herzog Udo nebst vielen Prälaten, auf dem Platze blieben. Die Bestürzung in Deutschland und Italien war allgemein, und alle beeiferten sich ihrem Fürsten wieder aufzuhelfen. Es ward deshalb eine allgemeine Versammlung zu Verona angesezt, wo die Fortsetzung des Krieges beschlossen, und zugleich dem Sohne des Kaisers Otto dem Dritten (geb. 980.) die Thronfolge versichert wurde. Allein der unvermuthete Tod des Kaisers († 15. Dec. 983.) machte den Zurüstungen zu einem neuen Kriege ein Ende. Kurz vorher war auch der schwäbisch-bairische Herzog Otto in Thuscien gestorben. Der Verlust zwey sächsischer Prinzen war

nicht das einzige Unglük, das Deutschland traf. Die Dänen und Slaven hatten sich die Abwesenheit des Kaisers und so mancher Herzoge, Grafen und Herren zu Nutze gemacht, und einen allgemeinen Aufstand erregt. Die Dänen schüttelten unter ihrem neuen Könige Sunno das Kristenthum ab, verjagten die Sachsen aus Schleswig, und drangen sogar in Nordsachsen ein. Auf der andern Seite verheerten die Häreler Havelberg und Brandenburg, und die Obotriten giengen auf Hamburg los. Ja alle slavische Völker glaubten izt den günstigsten Augenblik zur Abschüttelung des deutschen Jochs gefunden zu haben, und sezten sich gegen dreißigtausend Mann stark am Tangerflusse. Der ganze Norden schien sich verschworen zu haben, die Unbesonnenheit zu strafen, mit welcher die Deutschen dem italiänischen Grabe zueilten, und die Vertheidigung des eignen Vaterlands vergassen, um eine Titular-Eroberung zu machen. Doch gelang es noch den Deutschen, dem reissenden Strome wenigstens auf eine Zeitlang einen Damm entgegen zu setzen. Der sächsische Herzog Bernhard eilte aus Italien zurük, und hinderte die Dänen am weitern Vordringen, und der Markgraf Theodorich brachte durch einen in Gesellschaft des Erzbischofs Gisler von Magdeburg, und des Bischofs Hilliwart von Halberstadt über die Slaven erfochtenen Sieg diese Nazionen zur Ruhe, ohne sie jedoch unter den vorigen Gehorsam zurük zu führen.

Ein noch grösseres Unglük drohte dem deutschen Reiche und dem sächsischen Hause, die bürgerlichen Unruhen nämlich, die nach Ottens Tode in die hellesten Flammen ausbrachen. Otto der Zweyte hatte noch vor seinem Tode die erledigten Herzogthümer Schwaben und Baiern, und zwar das

erstere an Konrad, einen Bruder des bey Basantello gebliebenen Herzogs Udo, und Baiern an den Herzog Heinrich von Kährnten, wahrscheinlich einen Sohn des ehemaligen Herzogs Berthold vergeben, und also seinen Vetter Heinrich den ehemaligen Herzog von Baiern übergangen. Ein neuer Grund, das alte Misvergnügen des Prinzen Heinrichs zu verstärken. Otto III. war zwar zu Verona für den folgenden Regenten anerkannt, und zu Aachen vom Erzbischof Johann von Ravenna und dem Mainzer Erzbischofe Willigis, der von gemeiner Herkunft, erst Ottens Kanzler, und dann Erzbischof geworden war, auch gekrönt worden. Allein er war noch jung, und es war also nothwendig die Frage, wer während der Minderjährigkeit das Reichsruder steuern sollte, zu entscheiden. Verschiedene Stände waren schwierig, bey der Kaiserin Mutter Teophasnia, die theils wegen ihrer griechischen Herkunft, theils wegen ihres stolzen Betragens, und besonders wegen der unsinnigen Freude, die sie bey der Basantelloer Niederlage bezeugt, fast allgemein verhaßt war, von dem Gesetze der Deutschen, welches die Weiber von der Vormundschaft und Regierung ausschloß, eine Ausnahme zu machen; und überhaupt befürchteten viele, daß die ebenfalls verhaßte Großmutter Adelheid, und Otto II. Schwester die Quedlinburgische Aebtißin Mathild, die während Otto's Abwesenheit sogar Reichsverweserin gewesen, zu viel Antheil an der Regierung erhalten möchte.

Diese für die weiblichen Anverwandten des jungen Otto so ungünstigen Gesinnungen mehrerer Grossen, schienen dem Prinzen Heinrich eine vortheilhafte Gelegenheit, sich zu rächen. Er trat deshalb als nächster männlicher Verwandter auf, und behauptete, daß er der geborne Vormund, und unstreitige Ver-

walter des Reichs sey. Der Utrechter Bischof, bey dem er in Verwahrung gewesen, trat auf seine Seite, viele Grosse, und Bischöfe gaben ihm Beyfall, der Erzbischof von Kölln, dem der junge Prinz zur Erziehung anvertraut worden, lieferte ihm denselben aus, und billigte nebst dem Erzbischof Ekbert von Trier sein Vorhaben. Wahrscheinlich würde er auch durchgedrungen haben, wenn er hiebey bloß stehen geblieben wäre. Allein er ließ sich nach der Krone selbst gelüsten, und nahm auf einer Versammlung zu Quedlinburg den Königlichen Titel an. Dies erinnerte die Stände an den Otten geleisteten Eid. Verschiedene verliessen ihn, und die Schwaben und Franken, aufgemuntert durch den Erzbischof Willigis und den Herzog Konrad, die durch keine Vorstellungen von Heinrichen gewonnen werden konnten, machten Miene, die Rechte des jüngern Otto mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Auch der westfränkische König Lothar eilte Otten zu Hülfe, und nahm unter diesem Vorwande Verdun in Besitz. Diese Anstalten, vielleicht auch der Gedanke, das Bürgerblut zu schonen, und endlich das Anerbieten, dem Prinzen sein ehemaliges Herzogthum wieder zu ertheilen, machten Heinrichen entschlossen, den Prinzen seiner Mutter zurükzugeben, und seinen vorhin behaupteten Ansprüchen zu entsagen. Auf einer feierlichen Versammlung zu Frankfurt unterwirft er sich dem jungen Könige, Theophania erhält die Vormundschaft, und der bisherige Innhaber des Herzogthums Baiern muß dem Prinzen dasselbe abtreten, und behält nur Kährnten, das aber nebst der Markgrafschaft Verona dem Prinzen in der Folge ebenfalls zu Theil wird. Auch der König Lothar gab Verdun wieder heraus, und so gelangte Otto, so wenig Anschein es auch

Anfangs hatte, ruhig zum Besitze des väterlichen Throns.

Otto der Dritte.

Die erste Sorge der Regierung war, die noch immer aufrührischen Slaven zur Ruhe zu bringen. Es wurden daher verschiedene nicht unglükliche Feldzüge unternommen, und endlich (994.) Brandenburg wieder erobert, und bis an die Ostsee alles in Ordnung gebracht.

Auch über die Normänner, die sich wieder an den Sächsischen und Friesländischen Küsten eingefunden hatten, und tief ins Land eingedrungen waren, ward um eben diese Zeit ein entscheidender Sieg erfochten.

In Italien waren indessen verschiedene Veränderungen vorgegangen, die in Otten die gefährliche Neigung, in eigner Person nach Rom zu gehn, und die Wünsche verschiedener den Deutschen ergebenen Italiäner zu erfüllen, erwekten. Das Beyspiel seines Vaters, den wahrscheinlich das den Deutschen so ungewöhnliche Klima gemordet hatte, konnte ihn nicht abschrecken, einen neuen Versuch zu machen. Nach Benedikt VII. Tode war der Bischof Peter von Pavia unter dem Namen Johannes XIV. auf den päbstlichen Thron gesezt worden. Allein der geflüchtete Bonifaz, dessen geraubte vatikanischen Schätze nun vermuthlich durchgepraßt seyn mochten, kam bald darauf zurük, um den neuen Pabst vom Throne zu stossen, oder wenigstens die römische Kirche noch einmal zu plündern. Unterstüzt von seinen alten Freunden gelang es demselbrn, den Johannes zu überfallen und umzubringen. Bonifaz erlitt aber bald (985.) das nämliche Schikfal, und nun gelangte Johannes XV. erst zum ruhigen Besiz der Tiarn. Indeß war er beynahe nur Titular-Pabst.

Die weltlichen Familien hatten während dieser Unruhen und während der Abwesenheit der Kaiser fast alle weltliche Herrschaft an sich gezogen, welche die Päbste unterstüzt von den Deutschen an sich zu reissen gedachten. Besonders zeichnete sich darinn ein gewisser Crescentius als römischer Konsul aus. Er war der römische Monarch, alle weltliche Angelegenheiten besorgte er, den Pabst hielt er als einen Gefangenen, die Schätze der Kirche, und die häufigen Opfer eignete er sich zu, theils um seine Geldgierde zu befriedigen, theils um sich mittels der heiligen Reichthümer in seinem Ansehn zu erhalten. So standen die Sachen, als Otto nach Italien kam, um diese Peiniger des Pabstes, und Verächter der kaiserlichen Gerechtsame nach Verdienst zu züchtigen. Allein ehe er noch diese Strafe vollziehen konnte, erhielt er zu Ravenna die Nachricht von dem Tode Johannes des XV.

Dieses erwekte in dem jungen ehrgeitzigen Monarchen den kühnen Entschluß, den Römern zu zeigen, daß die Eroberung von Italien nicht bloß eine Titular-Eroberung sey. Die Ottonen waren gewohnt, die deutschen Erzbischöfe und Bischöfe als ihre geistlichen Staatsdiener anzusehen. Einige Kirchen genossen zwar die Wahlfreiheit; allein da die Herzoge und das Volk bey dieser Wahl selbst erschienen; so geschah die Wahl immer nach den Absichten des Regenten. Ja wenn auch manchmal die Klerisey den Winken nicht folgte; so hatten die Regenten tausend Mittel in den Händen, ihre Anverwandten, oder ihre Kanzler mit bischöflichen Kappen zu bereichern. Einige Kirchen genossen nicht einmal diser Scheingründe; so erhielt z. B. Udalricus das Bisthum Augsburg von Otto I. ohne vorhergegangene Wahl; so Ansbert das Bisthum Lüttich von Otto dem III.

War die Wahl streitig, so kam es ohnehin dem Könige zu, die Stelle des heiligen Geistes zu versehen. Die deutschen Könige betrachteten diesen Vorzug als ein Majestätsrecht, und glaubten daher, daß ihnen mit Uebertragung der Kaiserlichen und Königlichen Würde in Italien dieses nämliche Recht zu Theil geworden. Der Tod Johannes XV. war daher für unsern Otto eine erwünschte Gelegenheit, einen Schritt weiter zu gehn, als seine Vorgänger. Er mußte bemerket haben, daß die Römer nicht nur selbst unter sich niemals einig waren, sondern, daß auch die auf den päbstlichen Thron bisher gesezten Italiäner sich kein Gewissen daraus machten, die Parthey der Deutschen zu verlassen, und sich durch eigne Macht von dem Eide der Treue loszusprechen, sobald es ihr Interesse foderte, nämlich so bald die Parthey des Kaisers die schwächste war. Dieser Treulosigkeit ein Ende zu machen, sezte Otto seinen Vetter Bruno, einen Enkel des fränkischen Herzogs Konrad, und der Schwester Kaisers Otto I. Luitgardis, einen Mann, den man in den damaligen Zeiten für eine Komposition von Tugend und Weisheit hielt, auf den päbstlichen Thron. Ein glüklicher Gedanke, der Deutschland vermuthlich von allen päbstlichen und italiänischen Drangsalen erlöst hätte, wenn er eben so muthig wäre fortgesezt worden, als kühn er gedacht und ausgeführt war. Bruno nahm den Namen Gregor des Fünften an, und ward vom Erzbischofe Willigis von Mainz und Hildebald von Worms in Rom eingeführt. Otto ward von Bruno zum römischen Kaiser gekrönt, und von beyden das Grundgesez errichtet, daß die Deutschen allein das Recht haben sollten, den König zu wählen, und daß dieser auch sogleich als König von Italien und Kaiser angesehn werden

müsse *). Otto selbst blieb der Landesherr von Rom, wie seine Vorgänger, und der Pabst war nur der Verwalter des geistlichen, und der Vollstrecker der königlichen Befehle; wie die deutschen Bischöfe etwa in jenen Städten, die aus sogenannten urbibus præfectoriis in urbes libertate donatas umgeschaffen worden waren **).

Dieser Schlag war zu hart für die Römer. Sie, die zwar ausgeartete, aber an die Thaten ihrer Voreltern mit thatenlosem Entzücken sich noch immer erinnernde Abstämmlinge der ehemaligen Weltbezwinger, die fast das ganze menschliche Geschlecht mehrere Jahrhunderte hindurch mit einer unglaublichen Fühllosigkeit gepeinigt hatten, vor welchen so viele Könige sich gedemüthigt, und als Privatbürger, als Sklaven ohne Zepter und Krone erschienen waren, sollten sich jzt nicht nur zur jüngsten Provinz eines barbarischen Reichs herabgewürdigt sehen, sondern sich auch des leztern Schattens von Freiheit, der Wahl eigner Anführer, eigner Gesezgeber, eigner Richter beraubt wissen, sollten aus den Händen der Barbaren selbst Barbaren zu Richtern, Gesezgebern, und Priestern erhalten! Diese Gedanken hätten selbst den weibischen Griechen zur Rache entflammen können. Sie hatten bisher die deutschen Barbaren gehaßt; indeß waren doch immer noch ihre Landsleute die Regenten, und Eroberung der Deutschen bestand mehr in Titeln, als in der Wirklichkeit. Die Hofnung blieb ihnen wenigstens, ihre schwachen Landsleute zu demüthigen, so

*) Die Urkunde ist zwar nicht mehr vorhanden; doch sehe man hievon Pfeffinger Vitr. illustr. T. I. p. 63. Ed. Goth. 1712.

**) Die Ottonen nannten Rom immer: vrbem suam regiam wie sie Magdeburg und andre Städte auch nannten. S. Goldast Const. Imp. T. I. p. 226.

bald es ihnen nach Despotism gelüsten würde. Und dieser Gedanke, diese Hofnung verhinderte wenigstens, daß dieser Haß nicht alle Augenblike in Thaten ausbrach. Auch der römischen Klerisei mußte ein deutscher Pabst nicht minder verhaßt seyn. Die italiänischen Päbste hatten vor den Ottonen die deutschen und gallischen Bischöffe gewöhnt, sie als ein Wesen höherer Art anzusehen; sie hatten angefangen, sie gar zu Tributairs des heiligen Stuhls zu machen, sich selbst zu Monarchen der Welt empor zu schwingen. Dieses mußte die römische Klerisei nach dieser Stelle lüstern machen. Zwar war die Macht des Pabstes durch die Entschlossenheit Otto's I. und durch innerliche Uneinigkeiten ziemlich eingedämmt, und die aussertitaliänischen Bischöfe hatten ziemlich Luft geschöpft. Indessen blieb ihnen die Hofnung, daß eine einzige schwache Regierung in Deutschland alles auf den alten Fuß sezen würde, so lange die Tiare auf dem Haupte geborner Italiäner, die den Haß gegen die Deutschen mit der Muttermilch einsogen, bleiben würde. Allein auch dieser Trost entgieng ihnen, wenn die Deutschen im Besitze des päbstlichen Stuhls bleiben sollten. Diese hatten ein ganz anderes Interesse; sie waren von den deutschen Bischöfen gekannt, und mehr für ihres gleichen angesehn. Nichts war natürlicher, als daß diese die günstige Gelegenheit benuzen, und das ihnen ohnehin unerträglich scheinende Joch abschütteln würden. Diese Umstände zusammen genommen, mußten den Ausbruch des römischen Hasses in Thaten bewirken, die Römer entflammen, die Deutschen für ewig von dem italiänischen Boden zu entfernen. Der neue Pabst selbst ward hiezu durch eine unzeitige Güte oder Schwäche Gelegenheit.

Otto hatte nach seiner Zurükkunft in Rom zu Ge-

richt gesessen, und den Crescentius wegen seiner gegen Johann XV. verübten Grausamkeiten ins Elend verwiesen, um seinem Pabste einen so aufrührischen Mann vom Halse zu schaffen. Allein auf Gregors Bitten, der durch Gnaden sich die Römer verbindlich zu machen suchte, hatte Otto dieses Urtheil wiederrufen. Diese Wohlthat war nicht vermögend, die Erbitterung und den Haß des Crescentius zu ersticken. Kaum hatte Otto aus Italien sich entfernt, als Crescenz aufs neue anfieng, den Pabst auf das heftigste zu verfolgen. Diese Verfolgung artete in einen förmlichen Entwurf aus, die Deutschen ganz zu vertreiben, als der Bischof Johann von Placenz, ein griechischer Unterthan, der durch die Kaiserin Theophania sein Glück gemacht hatte, von seiner Gesandtschaft nach Konstantinopel in Rom wieder eintraf, und sich in die genaueste Verbindung mit Krescenz einließ. Da sie sich nicht stark genug fühlten, aus eigner Kraft, das deutsche Joch abzuschütteln; so beschlossen sie, sich dem griechischen Hofe zu ergeben, von dessen Weichlichkeit sie weniger zu befürchten hatten, als von der deutschen Entschlossenheit. Gregor ward verjagt, und Bischof Johann unterm Namen Johann XVI. zum Pabste gemacht. Indessen war dieses nur eine vorübergehende Hize. Sobald Otto mit dem ihm entgegen geeilten Gregor und einem sehr grossen Heere sich den Gegenden Roms näherte, um die Treulosen zu züchtigen, flüchtete Johann, und Crescenz verschloß sich in der nachher sogenannten Engelsburg. Die Freunde des Kaisers holten den falschen Pabst ein, blendeten ihn, und schnitten ihm Hand und Nase ab, nicht ohne Bewilligung des Kaisers, ja einige neuere Schriftsteller sezen hinzu, daß er auf Befehl des Kaisers und Gregors verkehrt auf einem Esel, des-

sen Schwanz in den Händen haltend, Rom habe durchreisen müssen. Crescenz ward belagert, sein Schloß erobert, und er selbst nebst verschiedenen seiner Anhänger (996.) zum Tode verurtheilt. Diese Unruhen mußten den jungen Otto durchaus lehren, daß von den Römern keine Treue zu erwarten sey. Allein statt dieses Land, welches durch Klima und natürliche Lage selbst dazu geeignet ist, um ewig von Deutschland getrennt zu bleiben, gänzlich zu verlassen, faßte er einen Gedanken, der für Deutschland selbst von den wichtigsten Folgen hätte seyn müssen, wenn er ausgeführt worden wäre. Um dem römischen Stolze zu schmeicheln, um den Namen des Wiederherstellers des alten Roms zu erhalten, beschloß er, Rom selbst zur Hauptstadt des ganzen Reichs und zur Residenz der Kaiser zu machen, und von da aus die übrigen Theile und sein eignes Vaterland zu beherrschen. Er glaubte sich dadurch nicht nur alle Römer verbindlich und zu Freunden zu machen, sondern er hielt dieß für das einzige Mittel, die Römer zur ewigen Treue zurük zu führen. Ueberdieß hatte er auch hiebey nebst der Sättigung seines Ehrgeizes die Befriedigung seines durch griechische Erziehung erhaltenen und genährten Geschmaks, der ihm den Aufenthalt in dem schönern Italien weit angenehmer machen mußte, als in dem rauhern Deutschland, zur Absicht. Er fieng daher an, alles auf römisch griechischen Fuß einzurichten. Neue Ehrenstellen wurden nach Art der Griechen an seinem Hofe eingeführt; alles sollte griechisch seyn; es ekelte ihn vor der sächsischen Grobheit, wie er sich ausdrükt, seine Deutschen sogar sollten diese verabscheuen, und ihn in seiner griechischen Feinheit nachahmen. Die Römer, die den griechischen Weichlingen weit ähnlicher waren, als die geraden Sachsen, wurden izt

allenthalben vorgezogen, und des größten Vertrauens gewürdigt. Und wenn jene nur biegsam genug gewesen wären, so würden sie vielleicht zum zweytenmale den Namen der Weltbezwinger erhalten haben. Ja er gieng in seiner Gefälligkeit gegen die Italiäner noch weiter. Er beschloß, viele von ihnen mit sich nach Deutschland zu nehmen, damit sie die Nation und das Land näher kennen lernen möchten, um dessen Oberherrschaft ihre Voreltern vergeblich gefochten, und das er izt zur Provinz herabzuwürdigen Willens war. Er trat auch wirklich diese Reise an, nachdem er dem berühmten Gerbert, Erzbischof von Ravenna, einem ehmaligen heftigen Gegner des Pabstes statt des 999. gestorbenen Gregors zum Pabste unter dem Namen Silvester des zweyten befördert hatte. Sein vorzüglichstes Geschäfte in Deutschland war, einen Spaziergang zu thun, den wir in unsern Tagen für eine sehr lächerliche und eines Fürsten unwürdige Handlung halten dürften. Der Bischof Adelbert von Prag, Otto's Liebling, hatte eine Bekehrungsreise nach Preussen unternommen, der heilige Mann wurde aber von den Preussen, die vermuthlich von ihren Nachbarn wußten, daß mit diesem frommen Eifer immer die Absicht zur Unterjochung der bekehrten Nation verbunden war, ziemlich unfreundlich empfangen. Sie schlugen ihren Apostel ohne weiters tod (997.) Nichts war in diesen Zeiten natürlicher, als daß der entseelte Körper sogleich wunderthätige Proben seiner Heiligkeit, und seines apostolischen Eifers ablegte; und daß der Ruf der Wunder sich nicht nur nach Polen und Deutschland verbreitete, sondern mit vielen Vergrösserungen, je weiter die Entfernung nach Italien drang, und geglaubt wurde. Boleslaus hatte den heiligen Leib gekauft — ein Beweiß, daß

die

die heidnischen Preussen von der Einfalt der Christen ihren Vortheil zu ziehen verstanden, und zu Gnesen zur Schau und Verehrung ausgesetzt. Otto eilte seinen Begleitern einen Beweis seiner Frömmigkeit zu geben, gieng baarfuß zu dem Grabe des Heiligen, und kehrte nach einigen getroffenen kirchlichen Einrichtungen nach Deutschland zurük, wo er das Grab des grossen Karls zu Aachen öfnen ließ, und das an dessen Brust hängende goldne Kreuz sich zueignete. Vergnügt, so wichtige Thaten vollbracht zu haben, eilte er nach seinem lieben Italien zurük, um seinen Entschluß auszuführen. Allein die Römer wollten durchaus keinen deutschen Herrn haben, oder besser, sie wollten Herrnlos seyn. Otto glaubte sich mitten unter Freunden zu befinden, als er sich plözlich vom römischen Pöbel in seinem eignen Pallaste drey Tage lang belagert sah, während welcher er weder Essen noch Trinken erhielt. Er machte sich auch wirklich zum Tode bereit, als der baierische Herzog Heinrich und der Markgraf Hugo von Thusrien den Pöbel zerstreuten, und ihren Fürsten von der Wuth der Treulosen befreyten. Der sonst so milde Otto beschloß die undankbaren Römer für diese neue Beleidigung zu züchtigen, und foderte alle seine Freunde zur Rache auf. Allein dieses Vergnügen war ihm nicht gegönnt; er starb bald hernach zu Paterno in der Blüthe seiner Jahre (1002) 22. Jahr alt. Unvermählt und zwar nach dem Zeugnisse eines gleichzeitigen berühmten Geschichtschreibers an den Frieseln. So hatte also Otto des Grossen ganze männliche Nachkommenschaft, seine beyden Söhne, und beyden Enkel, so kurz hintereinander, so alle in ihren besten Jahren, ihren Tod in Italien gefunden. Ein Beweiß, daß die damaligen deutschen Pflanzen noch nicht gut auf dem italiänischen Boden fortka-

men. Sie hätten zwar auch in Deutschland verdorren können, indessen nach dem natürlichen Laufe der Dinge zu urtheilen, würden sie nicht verpflanzt, und besser gewartet, in Deutschland die herrlichsten Früchte getragen haben.

Heinrich der zweyte. 1002. — 1024.

Durch Ottens unvermutheten Tod stürzte das grosse Gebäude zusammen, welches Otto I. mit so mancherley Kunstgriffen aufgeführt hatte, und die Deutschen befanden sich in der nämlichen Verlegenheit, in welcher sie nach dem Tode Ludwig des Kindes gewesen waren. Sie hatten sich schon wieder gewöhnt, in dem Sohne des regierenden Königs ihren künftigen Beherrscher zu erbliken, allein jezt war kein Zweig der Ottonischen Familie mehr übrig, und es mußten nothwendig mehrere Faktionen entstehen, mehrere Kronprätendenten auftreten. Der vornehmste war der baierische Herzog Heinrich, ein Urenkel Heinrich des ersten. Die nahe Verwandtschaft mit der ausgegangenen regierenden Familie, die Macht und Reichthümer, welche er als sächsischer Prinz, und bairischer Herzog hatte, seine Verdienste um den jungen Otto, die Besorgnisse mehrerer Grossen, daß Heinrich jedem andern, den sie wählen könnten, den Thron streitig machen dürfte, und die Verwendung der Schwestern des gestorbenen Königs — dieses zusammen genommen gab seinen Ansprüchen ein grosses Gewicht, und wahrscheinlich würde er sogleich von der ganzen Nation für den König anerkannt worden seyn, wenn sich nicht sein Vater und Großvater durch die mannichfaltigen Unruhen bey verschiedenen verhaßt gemacht hätten. Seine mächtigsten Gegner waren der schwäbische Herzog Hermann und der Markgraf Ekard von Meissen. Jenen empfahlen Macht und Güte; diesen seine vor-

zügliche Tapferkeit, die er gegen die Polen, Böhmen, und andere slavische Nationen bewiesen hatte. Auch verschiedene andere waren nach der königlichen Würde lüstern; allein sie waren, wie sich ein Geschichtschreiber ausdrükt, weise; sie kannten die Macht des Herzogs Heinrich, und die Sache des Weisen ist, zu verachten, was er nicht erhalten kann.

Die Beschaffenheit der Wahl war damals in Deutschland wie in allen weitläufigen Reichen, wo die verschiedenen Nationen nur durch eine Konföderation verbunden, aber noch nicht in eine Nation zusammen geschmolzen sind. Jede Nation berathschlagte sich für sich, wenn sie auf der allgemeinen Versammlung ihre Stimme geben sollte. Heinrichs erstes Bemühen war, sich der Sachsen zu versichern, welche zu Merle versammelt waren. Der Markgraf Ekard gab sich ebenfalls alle Mühe; allein die Vorstellungen der Schwestern Otto's siegten. Heinrich ward von ihnen anerkannt, und der Markgraf Ekard von den Söhnen des Grafen von Nordheim ermordet. Heinrich verlor zwar an ihm einen sehr tapfern Gegner, aber Deutschland zugleich eine mächtige Schuzwehre gegen die Slaven, die von diesem furchtbaren Feinde befreyt, um so eher es in der Folge wagten, dem Reiche ihren Uebermuth fühlen zu lassen. Heinrich suchte nun die Franken zu gewinnen, und es gelang ihm auch, daß er von dem Erzbischofe zu Mainz, und andern fränkischen Herren, und Bischöfen für ihren König anerkannt und 1002. gekrönt ward, ohngeachtet sich Herzog Herrmann alle Mühe gegeben hatte, ihm den Weg nach Franken zu verlegen. Allein über diese einseitige Krönung, wo nur Franken, und Baiern zugegen gewesen, beschwerten sich sowohl die Lotharinger, als auch die

Sachsen. Heinrich eilte deshalb zuerst nach Merseburg, wo er auch ohne Anstand für ihren König anerkannt wurde, nachdem er ihnen versprochen, an ihren Gesezen nicht das geringste zu ändern, und überhaupt ihrer Wichtigkeit verschiedene Komplimente gemacht hatte. Auch die Lotharinger erkennten ihn auf einer Versammlung zu Duisburg; nur der Erzbischof von Kölln bewieß sich etwas truzig, weil der Erzbischof von Mainz Heinrichen gekrönt hatte, doch ergab er sich, und Heinrich ward mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten zu Aachen inthronisirt. Hermann, der nun sah, daß ihn die Grossen, welche ihm bey Ottens Leichenbegängniß ihr Wort gegeben, und Heinrichen für untauglich erklärt, nur geäft hatten, hielt es für rathsamer, die ergriffenen Waffen niederzulegen, und den König um Verzeihung zu beten, die er auch zu Bruchsal erhielt. Nach einer schlechten Politik, die nicht wenig zur Schwächung des königlichen Ansehens beygetragen, belehnte Heinrich gleich nach seiner Thronbesteigung seinen Schwager Heinrich von Luxenburg mit dem Herzogthum Baiern. Dieses verdroß sowohl einen gewissen fränkischen Markgraf Heinrich, der dieses Herzogthum als eine Belohnung seiner bey Heinrichs Wahl besonders in Rükficht der Franken als Baiern geleisteten Dienste erwartet hatte, als auch des Königs eignen Bruder Bruno. Beyde verbanden sich noch näher mit dem polnischen Herzoge Boleslaus, der ohnehin Heinrichs Freund nicht war, und mit dem Markgrafe Ernst einem Sohne Leopolds von Oestreich, der von Otto 3. (984.) zur Beschüzung der östlichen Seite von Baiern zum Markgrafen ernannt worden war. Diese zusammen beschlossen, den Königz zu befehden, doch Heinrich vereitelte diese Anschläge sehr bald. Er gieng ihnen mit einer gros-

sen Macht entgegen, schlug die Mißvergnügten bey Creusen im Kulmbachischen, (1003.) bekam den Markgrafen Ernst gefangen, eroberte Heinrichs Stammhaus Schweinfurt, Heinrich ergab sich, und Bruno flüchtete zu seinem Schwager dem Ungarischen Könige Stephan. Heinrich, der von Natur sehr gutherzig war, ließ sich um so eher von verschiedenen Bischöfen und dem Könige Stephan bereden, den Mißvergnügten Gnade angedeihen zu lassen. Der Markgraf Heinrich mußte auf eine kurze Zeit seine Verwegenheit in einem Staats-Gefängnisse auf dem Giebchensteine bey Halle büssen, Bruno hingegen ward gänzlich mit seinem Bruder ausgesöhnt, und erhielt nachher das Bisthum Augsburg.

Während dieser innern Unruhen, waren in Italien weit gefährlichere Veränderungen vorgegangen. Froh eines Beherrschers entledigt zu sein, welchen die Italiener seiner vorzüglichen Güte ungeachtet dennoch gehaßt hatten, dachten sie izt nicht mehr an das erst neuerlich errichtete Grundgesetz; sondern Harduin, Markgraf von Yrena warf sich gleich nach Otto's Tode zum Könige auf, ward vom größten Theile des Volks anerkannt, und zu Pavia (1002.) gekrönt. Allein der Erzbischof Arnulph von Mayland, Friedrich von Ravenna, und verschiedene Grosse waren mit dieser Wahl nicht zufrieden, nicht so wohl aus Anhänglichkeit an Deutschland, als vielmehr, weil man sie dabey nicht zur Rathe gezogen hatte. Der bisherigen Politik der Italiener zu Folge, die ihr eignes Blut so gern sparten, und nur fremdes mit Vergnügen verspritzen sahen, riefen sie den deutschen Heinrich zur Hülfe an. Da er damals noch alle Hände voll in Deutschland selbst zu thun hatte; so schikte er den Kärnthischen Herzog Otto mit einem Heere nach Italien, das sich mit

Harduins Gegnern vereinigen sollte. Allein Harduin verhinderte diese Vereinigung, gieng auf den Herzog selbst loß, und schlug ihn zurük. Da die Italiener ihre Bitten wiederholten, so gieng Heinrich endlich selbst (1004.) über die Alpen, und nöthigte Harduinen sich in seinen Festungen zu verschliessen. Alles ergab sich ohne Widerstand, und Heinrich ward zu Pavia gekrönt. Doch war dieses nur eine vorübergehende Hitze, und der eingewurzelte Haß erwachte bald wieder. Noch in der nämlichen Nacht oder einige Tage darauf empörten sich die Bürger von Pavia, stürmten den königlichen Pallast, und Heinrich würde ein Opfer ihrer Wuth und Treulosigkeit geworden sein, wenn nicht die auſſer der Stadt liegende Deutsche in der größten Eil in die Stadt gedrungen und ihren König gerettet hätten. Ein so schneller Uebergang von Feigheit und Unterwürfigkeit zum höchsten Grade von Empörung machte dem redlichen Heinrich, Italien so verhaßt, daß die Bitten seiner getreuen Anhänger nicht vermögend waren, ihn zu einem längeren Aufenthalt zu bereden. Er gieng noch im nämlichen Jahre nach Deutschland zurück, wo er zwar nicht alles in Ruhe antraf, doch aber wenigstens keine feige italienische Treulosigkeit zu befürchten hatte.

Der polnische Herzog Boleslaus war der erste, welcher Heinrichen zu schaffen machte. Die Veranlassung dazu gaben die Böhmen, welche ihren Tyrannischen Herzog Boleslaus, der seine beiden Brüder des Landes verwiesen hatte, verjagten und einen polnischen Herrn Namens Vlodimir zu ihrem Herzoge ernannten. Dieser nahm das Herzogthum von Heinrichen zu Regensburg zur Lehne, starb aber bald, worauf die beiden verwiesenen Brüder des Boleslaus von den Böhmen zurükberufen und in das

Herzogthum eingesezt wurden. Der polnische Boleslaus nahm sich nun des zu ihm geflüchteten böhmischen Boleslaus an, sezte ihn mit bewafneter Hand in das Herzogthum ein, ließ ihn aber hernoch blenden, und machte sich selbst zum Herzog von Böhmen. Diese Usurpazion veranlaßte Heinrichen (im Jahr 1004.) einen Zug nach Böhmen zu thun. Heinrich war wirklich so glüklich, den Boleslaus aus Böhmen zu vertreiben, und sogar nach Polen zu dringen; und es kam auch durch die Vermittelung des Erzbischofs Tagmo von Magdeburg zu einem Frieden, der aber nur von kurzer Dauer war. Denn Heinrich hatte nachher beständig mit diesem unruhigen Herzoge zu thun; bis ihm (1013.) ein Stük Landes förmlich abgetreten wurde, und endlich (1018.) zu Bauzen ein neuer dauerhafterer Frieden zu Stande kam.

Im Inneren von Deutschland nahmen zwar die Befehdungen der Grossen und Kleinen unter sich ausserordentlich zu, und man muß oft genug schwören lassen, daß die Herren Friede halten, und das Rauben und Verheeren einstellen sollten. Allein dies war in Vergleich mit Lotharingen etwas sehr geringes. Hier war nach dem Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller alle Gerechtigkeit, aller Gehorsam, alle wechselseitige Liebe verkennt; Könige, Fürsten und Prediger vermogten nichts, oder wenig, die Exkommunikazionen, ein sonst treffliches Mittel, die Ruhe herzustellen, das aber vielleicht, weil der Bann zu oft geschleudert ward, unkräftig geworden, wurden verachtet und nur Räuber und Verfolger der Gerechten herrschten. Die Grossen selbst bekümmerten sich wenig um den König, liessen sich vorladen, aber hüteten sich wohl zu erscheinen. So machte es der Flandersche Graf Balduin, der den Grafen Arnulph

von Valenciennes (1006.) verjagt hatte. Heinrich ermahnte denselben vor ihm zuscheinen, und die Grafschaft herauszugeben. Allein vergeblich. Heinrich mußte selbst in die Niederlande ziehn, und durch Gewalt den Grafen zwingen Valenciennes herauszugeben, dies geschah zwar, allein Heinrich fand rathsamer, ihm Valenciennes freiwillig zur Lehn zu geben.

In Oberlotharingen fand Heinrich noch mehrere Verwirrung. Hier hatten einige Anverwandte von Heinrichs Gemahlin einen aus ihren Freunden Namens Adalbero zum Erzbißthume von Trier verholfen. Heinrich hingegen zernichtete aus verschiedenen Gründen diese Wahl. Adalbero griff unterstüzt von den Triesrern zu den Waffen. Heinrich gieng selbst nach Trier, und zwang den Adalbero sich in einen festen Ort zu verschliessen, wo er sich endlich hätte ergeben müssen, wenn nicht der bairische Herzog Heinrich den König seinen Schwager verleitet hätte, jene Gnade angedeihen zu lassen. Kaum aber war dieses geschehen, als die Trierer den Adalbero von neuem in die Stadt liessen, und so den von Heinrich zum Erzbischofe ernannten Mainzer Probst Megingaud nöthigten, Zeit Lebens in Koblenz zu bleiben.

So sehr auch Heinrich Ursache hatte, Italien zu hassen; so ließ er sich doch noch zweimal verführen, mit den Waffen in der Hand einen Zug dahin zu thun. Der erste geschah auf das Zureden der Feinde Harduins und besonders des von diesem verfolgten Erzbischofs von Mailand (im Jahr 1013.) Da Harduin sich verkroch; so gieng Heinrich geradeswegs nach Rom und ließ sich daselbst nebst seiner Gemahlin krönen, worauf er eben nach Deutschland zurükkehrte, ohne etwas gegen Harduin zu unternehmen. Dieser legte endlich von selbst die Krone nieder und gieng in das Kloster Fruttuaria.

Zum drittenmale gieng Heinrich (1022.) auf das Zureden des Pabstes Benedikt VIII. nach Italien. Die Griechen machten nämlich Miene, ganz Apulien und Kalabrien an sich zu reissen, und da der Pabst nicht gern eine so unangenehme Nachbarschaft haben mochte, so vermogte er Heinrichen, mit einem mächtigen Heere dahin aufzubrechen. Er eroberte die erst neuerlich von den Griechen erbaute Stadt Troja, bekam den untreuen Fürsten Pandulph von Capua in seine Gewalt und ertheilte dieses Fürstenthum dem Grafen Pandulph von Trano, und stärkte die schon in ihrer Treue wankenden Neapolitaner und den Fürsten von Salerno. Um den Longobarden eine Schuzwehr gegen die Griechen zu verschaffen, räumte er den Normännern, die aus der Normandie nach Neapel gewallfahrtet, und den Longobarden beygestanden hatten, ein Stük Landes ein. Dadurch zogen sich immer mehrere Normänner dahin, die endlich auch die Longobarden bekriegten, und zulezt ganz Sizilien eroberten. Bald nach seiner Zurückkunft nach Deutschland starb Heinrich (1024.) unbeerbt. Die fromme Nachkommenschaft hat ihm den Beynamen des Heiligen gegeben, und in der That war er auch ein gottesförchtiger Mann. Man hätte ihn aber mit mehrerem Rechte den Thätigen nennen können, denn seiner Andacht ungeachtet trift man ihn seine ganze Regierungszeit hindurch stets geschäftig, stets im Kriege und auf Reisen begriffen.

Konrad der Zweyte. 1024.—1039.

Der unbeerbte Abgang des Kaiser Heinrichs versezte Deutschland in die größte Verwirrung. Jeder von den mächtigern weltlichen Fürsten, sagt ein gleichzeitiger Geschichtschreiber a), suchte mehr durch

a) Wippo de vita Conradi Salici.

Gewalt als durch Geisteskräfte der erste, oder auf irgend eine Art wenigstens der zweyte zu werden, woraus denn im ganzen Reiche eine Uneinigkeit entstand, so daß fast allenthalben Mord und Raub Statt fanden. Indessen wurden in den Provinzen die besondern Versammlungen gehalten, und die Gegend zwischen Mainz und Worms ward endlich zum Wahlorte bestimmt. Jede Nazion traf unter Anführung ihres Herzogs daselbst ein, und fast alle Prälaten und Bischöfe waren gegenwärtig. Gleich Anfangs vereinigte sich alles zu Gunsten der Franken, auf der einen Seite vielleicht um sie für den Verlust zu entschädigen, den sie unter den sächsischen Prinzen erlitten, vielleicht auch, weil die Sachsen keinen in Deutschland so beliebten Herrn hatten, der sich die deutsche Krone hätte versprechen dörfen.

Unter den Franken selbst hatten sich zwey Herren die Liebe des Volks und der Fürsten erworben. Beyde waren Abstämmlinge von Konrad dem Weisen, Otto I. Tochtermanne, und beyde hatten auch den Namen Konrad. Zum Glücke für Deutschland vereinten sich beyde, daß jeder demjenigen Pflicht und Treue zu leisten versprach, welchen die Nazion wählen würde, die Wahl möchte nun fallen, auf wen sie wollte. Konrad der ältere ward hierauf einhellig gewählt, und zu Mainz den 8. Sept. 1024. gekrönt. Konrads erste Sorge war, Lotharingen, Sachsen, Schwaben, Baiern und Franken zu durchreisen, um durch seine persönliche Gegenwart die verlezte Ordnung wieder herzustellen. Sobald dieses geschehen, war seine wichtigste Angelegenheit, die Erbfolge im Königreiche Burgund auf den Fall, wenn König Rudolf III mit Tode unbeerbt abgehen sollte, festzusetzen. Schon zwischen Heinrich dem Zweyten und Rudolf III. waren 1016. und 1018. deßhalb Verträge

abgeschlossen worden. Allein izt erklärte Rudolf dieselben für unverbindlich. Konrad, der eine so schöne Gelegenheit, das Reich zu erweitern, nicht vorbeygehen lassen wollte, drang also mit gewafneter Hand ins Königreich ein, und nahm Basel weg. Er würde noch weiter vorgerückt seyn, wenn nicht Konrads Gemahlin Gisela, Rudolfs Schwester Tochter, einen Vergleich vermittelt hätte, kraft dessen nach Rudolfs Tode das Burgundische Reich mit der deutschen Krone wieder vereiniget werden sollte, welches auch im Jahre 1032. wirklich erfolgte. In Italien war, wie gewöhnlich eine doppelte Faktion, wovon die eine, meistens weltliche, auf die Reichthümer und das Ansehen der Geistlichen eifersüchtige Stände einen Herrn aus Frankreich, die Bischöfe hingegen einen Herrn aus Deutschland verlangten. Diese, wiewohl ohnehin schon reich und angesehen genug, glaubten von der deutschen Freygebigkeit, von der sie so entschiedene Proben hatten, weit eher dasjenige wieder zu erhalten, was sie etwa durch die Macht der Weltlichen verloren hatten. Jene hingegen versprachen sich von einem französischen Herrn, daß er die Bischöfe jene Demüthigung würde fühlen lassen, welche die französischen Bischöfe erfahren hatten. Beyde, und besonders die durch ihren ausgebreiteten Handel großgewordene Städte wünschten vielleicht, lieber ganz Herrenlos zu werden, wenn sie sich nur mächtig genug gefühlet hätten, den Pöbel im Zaume zu halten, der in seiner Raserey so weit gegangen war, daß er sich an dem königlichen Pallaste zu Pavia vergriffen. Die Weltlichen, deren Haupt der Markgraf Manfred von Susa war, trugen daher dem Könige Robert von Frankreich und dann seinem Sohne Hugo die italienische Krone an. Robert, der das Interesse der französi-

schen Krone, und die gefährlichen Weiterungen, die aus der Annahme entstehen könnten, so wie den Wankelmuth der Italiener überhaupt besser kannte, schlug für sich und seinem Sohne die Krone aus. Sie wendeten sich deßhalb an den Herzog Wilhelm von Aquitanien, der auch wirklich unter der Bedingung, wenn die Italiener unter sich selbst einig wären, ihren Antrag annahm, und Anstalten zur Reise nach Italien machte. Die Geistlichkeit hatte indessen auch nicht gesäumt, ihrem Interesse gemäß, einen deutschen Herrn zu wählen. Der Erzbischof Heribert von Mailand, der an der Spitze der entgegengesezten Parthie stand, hatte sich deshalb in Gesellschaft mehrerer italienischen Herren nach Konstanz verfügt, daselbst Konraden den Eid der Treue geschworen, und ihn zugleich ermahnt, baldigst nach Italien zu gehen, und von dem Reiche Besitz zu nehmen.

Sobald also die Burgundischen Angelegenheiten in Ordnung gebracht waren, und Konrad durch sein Ansehen und den glänzenden Anfang seiner Regierung die deutschen Fürsten dahin vermogt hatte, daß sie seinen jungen Sohn Heinrich (geboren 1017.) ihm zum Nachfolger bestimmten; so trat er in Gesellschaft seines mißvergnügten Stiefsohns Ernst II. Herzogs in Schwaben seinen Zug nach Italien an. Hier unterwarf sich ihm alles. Konrad ward noch im nämlichen Jahre von dem Erzbischof Heribert zu Mailand und (1027.) vom Pabste Johann dem XIX. in Gegenwart des Burgundischen Königs Rudolf, und des Dänischen Königs Kanut zu Rom gekrönt. Konrads Bemühungen giengen nun während seines dreyjährigen Aufenthalts in Italien dahin, Rom und Italien fester als jemals mit dem deutschen Reiche zu verbinden. Nachdem er hierinn seine Absicht erreicht hatte, so gieng er auch (1029.) nach Apulien,

wo sich ihm verschiedene Städte theils durch die siegreichen Waffen gezwungen, theils freywillig ergaben. Die Normänner bewohnten diesen ihnen von Heinrich dem Zweyten eingeräumten Strich Landes. Konrad machte sie, um sie desto fester mit dem Reiche zu verbinden und eine starke Vertheidigung der Reichsgränzen gegen die Griechen zu haben, zu Vasallen des Reichs, und erweiterte ihre Besitzthümer, da ihre Anzahl sich täglich vergrösserte. Die Unruhen, welche sein Stiefsohn der schwäbische Herzog Ernst angefangen, riefen den Kaiser nach Deutschland zurück. Dieser Prinz glaubte von seiner Mutter her gegründete Ansprüche auf die Burgundische Krone zu haben, die nach dem oben angeführten Vergleiche an den Kaiser zurückfallen sollte. Konrad hatte ihn, um Unruhen vorzubeugen, mit sich nach Italien genommen, und um ihn zu befriedigen, die reiche Abtei Kempten gegeben. Ernst hielt diese Entschädigung für zu klein, verwüstete aus Rache in Gesellschaft des Grafen Werner von Kyburg, und des schwäbischen Grafen Welf gleich nach seiner Rückkunft aus Italien die Güter eines nahen Anverwandten des Kaisers, nämlich des Grafen Hugo von Dagsburg, befehdete die Bischöfe von Augspurg und Freysingen, und die Abteien Reichenau und St. Gallen, und wollte selbst nach Burgund gehen; wovon ihn nur Rudolfs Treue gegen den Kaiser abhielt. Dieses Betragen war zu auffallend beleidigend, als daß der Kaiser von ihm nicht hätte Rechenschaft fodern sollen. Er berief ihn deshalb nach Ulm. Anfangs war Ernst Willens, nicht zu erscheinen, indem er sich auf seine schwäbische Grafen und sonstige Mannschaft verließ. Er berief deshalb dieselben und ermahnte sie zur Treue, diese aber erklärten sich standhaft, daß sie ihn gegen alle Feinde,

nur nicht gegen den Kaiser beystehen würden, indem sie ihre Freiheit verlören, wenn sie den Beschützer ihrer Freiheit, ihren König und Kaiser, der sie nicht als Knechte, sondern als freye Leute dem Herzoge unterworfen, angreifen wollten. Ernst unterwarf sich daher dem Kaiser, der ihn um fernern Unruhen vorzubeugen, auf das Schloß Giebchenstein bey Halle im Magdeburgischen in Verwahrung bringen ließ. Der Graf Welf mußte den zugefügten Schaden vergüten, nur Werner von Kyburg wollte sich nicht ergeben, sondern zog sich in seine festen Schlösser. Von diesen fiel er in Gesellschaft des Herzogs Ernst, der bald seine Freiheit wieder erhalten hatte, in die umliegende Güter ein, und die Befehdungen und Unruhen hörten nicht eher auf, bis beyde vom Graf Manigold in einem Treffen erlegt wurden.

In einem andern beschwerlichen Krieg ward Konrad durch die Streifereyen und Einfälle verwickelt, welche die Polen Anfangs nur in die Besitzthümer der Sklaven und hauptsächlich der Leutizier, endlich aber auch in das Sächsische gewagt hatten. Schon der polnische Herzog Boleslaus hatte nach dem Tode des Kaisers Heinrich sich einfallen lassen, den königlichen Titel anzunehmen. Nach dessen Tode sollte das Reich unter seine beyde Söhne Miceslaus und Otto vertheilt werden; allein Miceslaus verjagte seinen Bruder, und suchte nicht nur König von Polen zu werden, sondern griff auch die Deutschen an. Konrad zog ihm daher (1029.) entgegen, konnte aber nichts ausrichten, da die Gegenden zu unwegsam und waldicht waren. Miceslaus drang daher immer weiter, sogar bis in die Gegenden von der Havel vor, und plünderte auch diesseits der Elbe. Der Herzog Othalrich von Böhmen griff auf einer andern Seite die deutschen Provinzen an. Aber bald

veränderte sich das ungünstige Schicksal. Konrad trieb (1031.) die Polen aus der Lausitz. Die Polen verliessen Miceslaus, und hiengen sich an Otto. Miceslaus flüchtete zu dem Herzog Othalrich, der aber unedel genug dachte, dem Kaiser dessen Person anzubieten, um nur zu der verlornen Gnade wieder zu gelangen. Konrad schlug dieses Anerbieten aus der Ursache aus, weil er keinen Feind von einem Feind haben möchte. Dieses großmüthige deutsche Betragen unsers Kaisers hatte die vortheilhafteste Wirkung. Denn sobald die Polen, welche den durch seine Grausamkeit verhaßten Otto ermordet, den geflüchteten Miceslaus zum väterlichen Erbe wieder zurückberufen; so war die erste Angelegenheit dieses klüger gewordenen Prinzen, sich mit einem so großmüthigen Kaiser auszusöhnen. Er kam daher selbst nach Merseburg zum Kaiser, und beyde machten einen Frieden, dessen Bedingungen aber noch nicht hinlänglich bekannt sind. Sobald Konrad die Ruhe in Polen hergestellt hatte, verweilte er sich noch in Sachsen, um die Leutizier unter die Bottmäßigkeit zu bringen. Allein der unbeerbte Abgang des Burgundischen Königs Rudolfs rufte ihn nach Burgund, um den Verträgen gemäß Besitz von dem Burgundischen Reiche zu nehmen. Wiewohlen nun der Graf Odo von Champagne, ein Schwestersohn des letztern Königs als Kronmitwerber auftrat, und auch einigen Anhang fand, so gelang es doch Konraden, daß er von dem größten Theile der Burgunder als König erkannt, (1033.) zu Peterlingen gekrönt ward, in zwey aufeinander folgenden Feldzügen den Grafen bezwang, und seine Anhänger nöthigte, ihm den Eid der Treue zu leisten. Sobald er sich im Besitze des Reichs gesichert glaubte, eilte er nach Sachsen, um die angefangenen Bekämpfungen der Leuti-

zier fortzusetzen. Es gelang ihm auch, nicht nur diese slavische Nation zur Zahlung des alten Tributs zu zwingen; sondern der sächsische Herzog Bernhard war auch so glücklich, die aufrührerischen Obotriten und Vagrier, welche in den Gegenden von Hamburg, im hollsteinischen Stormarn und Dittmarschen grosse Verwüstungen angerichtet hatten, zu besiegen, und von neuem zum Tribute zu nöthigen. In Italien waren ebenfalls grosse Irrungen zwischen den Vasallen uud ihren Lehenherren ausgebrochen, so, daß es endlich zu einem Treffen kam, worinn die ersten unterlagen. Konrad eilte daher (1036.) nach Italien, um die öffentliche Ruhe auf einer Versammlung zu Pavia wieder herzustellen. Hier ward der Erzbischof Heribert von Mailand von den Lehenherren beschuldigt, daß er die Gegenparthie unterstützet habe. Konrad verwieß ihm nun sein Verbrechen, worüber aber der Erzbischof sich unanständig und pflichtwidrig gegen den Kaiser ausdrückte. Konrad nahm ihn daher gefangen, und gab ihn seinen Freunden zur Verwahrung. Allein Heribert suchte nun nicht nur Mailand gegen ihn aufzubringen, sondern ihm auch das Königreich Italien zu nehmen. Der Graf Odo von Champagne, Konrads alter Feind schien ihm das schicklichste Werkzeug zu diesem Unternehmen zu seyn. Er ließ ihm also die italienische Krone anbieten, die Odo ohne Anstand annahm. Konrad war nun wohl nicht im Stande, die Stadt Mailand, in der sich Heribert befand, zu bezwingen, und er mußte sich begnügen, die umliegende Gegend zu verwüsten, aber von seinem alten Feinde ward er bald befreyt. Denn als dieser sich einfallen ließ, ehe er nach Italien gieng, in Lotharingen einzudringen; so ward er in einem Treffen, welches ihm der Herzog Goselo mit seinem

Sohne

Sohne Gottfrid und dem Grafen Gerhard von Metz lieferte, erlegt. Konrad machte noch jene berühmte Verordnung wegen der Lehen bekannt, die als der Grund aller nachherigen Lehengesetze angesehen ward. a)

Hierauf gieng Konrad auf Einladen Benedikts des Achten nach Rom, und von da nach Kaßino. Hier setzte er den Fürst Pandulph von Padua wegen seinem bösen Betragen gegen die Abtey Kaßino ab, und legte die Irrungen der Normänner bey. Gleichsam als ob alle deutsche Kaiser wegen ihrer Unvorsichtigkeit, sich in die italienischen Streitigkeiten zu mischen, gestraft werden, und ein Opfer bringen sollten, mußte Konrad das gewöhnliche Schicksal der Deutschen in Italien erfahren. Nämlich der größte Theil des deutschen Heeres wurde auf dem Rückwege nach Deutschland von einer ansteckenden Krankheit befallen, woran des Kaisers Stiefsohn, Herzog Hermann von Schwaben, und die Gemahlinn seines Sohns Heinrich, eine dänische Prinzessinn nebst vielen Edeln aufgerieben wurden. Konrad selbst kam (1038.) krank nach Deutschland zurück. Nach einer sehr richtigen Politik, welche alle sächsische Kaiser verfehlet hatten, vergab er, um das Kaiserliche Ansehen zu heben, seinem zum Thronfolger schon erklärten Sohne Heinrich das erledigte Herzogthum Schwaben, und ließ ihm auch zu Ende

---

a) Diese Verordnung, wovon die Hauptsache war 1) ne Vasallus Feudo privetur, nisi *culpa judicio parium* cognita 2) Si Valvasor major *judicio parium* condemnatus provocaverit ad *principem*, *nihil innovetur*. 3) Ut Filii & nepotes ex Filiis, utque Fratres fratribus in feudo paterno succedant. 4) Ne domino feudum *militis sui alienare* liceat. 5) de fodro seu anona militari uti præstanda. Diese Verordnung, sage ich, findet man in Muratorii antiquitatibus medii ævi Tom. I. p. 609.

des Jahres (1038.) zu Solothurn die burgundische Krone auffetzen.

Konrad verfügte sich nach Burgund, wo er sich alle Mühe gab, die sogenannte treugam Dei oder pactum propter timorem Dei, kraft welcher es unter Bann und sonstiger Strafe untersagt war, an gewissen Tagen einen andern zu befehden, hier einzuführen. Die Nazion war nämlich so verwildert, ihre Leidenschaften so unbändig, ihre Begierde nach Plünderungen und Räubereyen so unmäßig, und das Ansehen der Kaiser, um diesem Unheile zu steuern, so gering, daß man, um Ruhe und Ordnung wenigstens einige Tage hindurch zu erhalten, seine Zuflucht zu dem abscheulichsten Mittel, zum Aberglauben selbst nehmen mußte. Nur dieser allein war ein schwacher Damm gegen das immer mehr und mehr sich verbreitende Faustrecht. Man mußte Gott selbst mit ins Spiel mischen, mußte mit diesem höchsten Wesen entehrende Begriffe zu verbinden lehren, um nur einige Tage in der Woche hindurch, nämlich von Mittwochs Abends bis Montags früh seines Lebens und seiner Güter versichert zu seyn. Sobald Konrad diesen wöchentlichen Waffenstillstand in einigen Gegenden des Reichs eingeführet hatte, gieng er nach Thüringen, Sachsen, und endlich nach Frießland, wo er im Jahre (1039.) zu Utrecht starb. Gleichzeitige und spätere Geschichtschreiber treffen alle darinn überein, daß er ein vortreflicher, tugendhafter Privatmann, und ein politischer, standhafter, thätiger, kriegerischer Regent gewesen, der der Würde des deutschen Reiches nichts vergeben, sondern vielmehr die Gränzen desselben erweitert hat.

Heinrich der Dritte. 1039 — 1056.

Heinrich war zwar kaum zwey und zwanzig Jahre alt, als er zum Besitze des deutschen Thrones gelangte; allein die Erziehung, die er von seinen vortreflichen Eltern und besonders seiner Mutter Gisela genossen, ersetzten, was ihm an Alter abgieng. Er war auch Anfangs gleich so glücklich, daß die burgundische Grafen sich ihm, so wie der Erzbischof Heribert von Mayland, zu Ingelheim unterwarfen. Allein nicht so die Böhmen. Der Herzog Bretislaus, der seinem Vater Othalrich (1037.) im Herzogthume gefolget war, weigerte sich nicht nur Gehorsam zu leisten, sondern versagte auch den Tribut von 500. Mark zu zahlen. So machte auch der Bischof Severus von Prag, ein Suffragan des Erzbischofs von Mainz Miene, sich der Metropolitan-Gewalt desselben durch Unterhandlungen an der römischen Kurie zu entziehen, und vereinte sich deshalb mit dem Herzoge. Da überdies der Herzog einen Theil von Polen verwüstet hatte; so wollte Heinrich die Böhmen mit Gewalt zu ihrer Pflicht zurückführen. Der erste Zug, welcher theils von Sachsen, theils von Baiern aus geschah, war nicht gar glücklich, denn der Markgraf Otto von Schweinfurt, welcher von Baiern aus eindringen sollte, wurde an den böhmischen Gränzen geschlagen, und die glücklichern Sachsen zogen sich nach gehörtem Verlust ihrer Freunde zurück. Allein im Jahre (1042.) war Heinrich desto glücklicher. Er drang von Baiern aus, und der Marggraf Eicard von Meißen mit dem Erzbischofe Bardo von Mainz von Sachsen aus bis nach Prag, wo sich beyde Heere vereinten. Severus unterwarf sich sogleich; allein Bretislaus ließ sich von beyden Heeren bis in den Herbst verfolgen, wo er endlich auch vom Heinrich begnadigt wurde,

zu Regensburg die Treue schwur, und den rückständigen Tribut bezahlte.

So sehr man auch Heinrichs Tapferkeit zu belobeben berechtigt ist; so wird man doch Heinrichs Betragen in Rücksicht auf die Herzogthümer, in wiefern nämlich durch die Schwächung des kaiserlichen Ansehens zugleich auch das Reich selbst immer mehrere Stösse erlitt, nicht billigen können. Statt nämlich wie sein Vater mehrere Herzogthümer mit der Krone zu verbinden, um durch einen mächtigern Arm den immer mehr und mehr einreissenden Verheerungen, und Befehdungen Einhalt thun zu können, gab er (1040.) das Herzogthum Baiern, dem jüngern Heinrich aus dem Hause Luxenburg, das Herzogthum Schwaben (1045.) dem Pfalzgrafen Otto, und (1047.) das Herzogthum Kärnthen einem Sohne des schwäbischen Graf Welf, welcher den väterlichen Namen beybehalten hatte. Nur das Rheinische Herzogthum von Franken blieb noch unmittelbar unter dem Könige. Wahrscheinlich um sich die Burgundier noch ergebener zu machen, gieng Heinrich (1042.) selbst nach Burgund, und vermählte sich glücklicher Weise mit Agnes, einer Tochter des Grafen von Poitou und Herzogs von Aquitanien, Wilhelm des IV. dessen Gemahlinn eine Tochter des Grafen Otto Wilhelm von Burgund mit den vornehmsten Burgundischen Häusern verwandt war.

Die Unruhen, welche sich nach dem Tode des Königs Stephan in Ungarn entsponnen, ruften unsern Heinrich aus diesen Gegenden an die Ufer der Donau. Zwey Kronprätendenten waren daselbst aufgetreten, Peter Stephans Schwestersohn, und Obo Stephans Schwager. Jenen hatten die Stände einmüthig gewählt, haßten ihn aber wegen seiner

nachherigen übeln Aufführung, dieser hingegen bemächtigte sich (1041.) des Reichs, und zwang Petern, seine Zuflucht bey dem Grafen Adalbert von Oesterreich zu suchen. Adalbert und Peter baten nun vereint den Kaiser, ihnen beyzustehen. Heinrich eilte von Burgund aus mit einem Heere nach Ungarn, und war so glücklich, Petern im Reiche wieder einzusetzen. Allein der Haß der Ungarn gegen Petern, die Unmöglichkeit ihn im Besitze zu schützen, vermogten den Kaiser, den beliebtern Obo zu bestätigen. Dieser vergalt aber die Nachgiebigkeit des Kaisers damit, daß er den Markgrafen Adalbert befehdete. Heinrich fiel also von neuem in Ungarn ein, verjagte den Obo, und setzte Petern ein, der (1045.) dem Kaiser zu Stuhl Weissenburg den Eid der Treue schwur. Obo selbst ward kurz hernach, man weiß nicht ob auf Peters Anstiften, ermordet.

Auch in Lotharingen entstand über die Vergebung des Herzogthums Ober-Lotharingen an Adalbert von Elsaß eine Empörung, indem es der Herzog Gottfried von Nieder-Lotharingen, für sich suchte. Der Kaiser bezwang ihn, und ließ ihn nach dem Gibchenstein abführen, aus welchem er nur dadurch erlößt wurde, daß er seinen Sohn zum Bürgen für seine Treue stellte.

In Italien selbst war zwar alles ruhig; allein bey den Pabstwahlen gieng es desto verwirrter zu, indem der Adel und das Volk sich selten vereinen konnten. Die Tuskulanische Parthie unterstützte den Pabst Benedikt VIII. den eine andre unter Anführung des Konsuls Ptolomäus verjagte, und dafür den Bischof von Sabia unterm Namen Sylvester III. einsetzte. Benedikt kam nach drey Monathen wieder nach Rom, trat aber bald darauf unter g-

wissen Bedingungen dem Erzpriester Johann die dreyfache Krone an, die er unterm Namen Gregor des Sechsten trug. Heinrich hörte von diesem dreyfachen Ungeheuer, gieng (1046.) nach Italien, und ließ zu Skutri eine Kirchenversammlung halten, auf welcher Sylvester und Benedikt abgesetzt wurden, Gregor aber das Consilium abdicandi erhielt. Sobald dieser den wohlmeinenden Rath erfüllt hatte, schritt man zur neuen Pabstwahl, die auf den Bamberger Bischof Suidger fiel, welcher den Namen Klemens des Zweyten annahm. Klemens krönte Heinrichen nebst seiner Gemahlin, bey welcher Gelegenheit der Vertrag erneuert wurde, daß kein Pabst künftig ohne kaiserliche Bewilligung gewählt werden sollte. Von dieser Zeit an lernen wir auch genau die Feyerlichkeiten kennen, welche bey der Krönung eines Kaisers beobachtet wurden, wir erfahren aber auch zugleich die Politik, welcher sich die Päbste bedienten, um die Kaiser zu ihren Vasallen herabzuwürdigen. Denn daß es ihnen völlig Ernst gewesen, sich zu unumschränkten Herren hinaufzuschwingen, und daß alle Feyerlichkeiten, so kleinlicht und lächerlich sie auch immer waren, dahin abzweckten, daß sie Anfangs bey allen Dingen zweydeutige Worte brauchten, deren Sinn die Deutschen entweder nicht kannten, oder für unbedeutend hielten, welche in der Folge aber, da die politischen Zeitläufe den Päbsten günstiger waren, nicht mehr für Komplimente sondern für Realitäten ausgegeben wurden, dies finden wir bey allen Geschichtschreibern dieser Zeit. Es ist der Mühe werth, den Einzug und die Krönung der Kaiser in den damaligen Zeiten kennen zu lernen. Rom, die Weltbezwingerin, war zwar von seiner Höhe so tief herabgesunken, daß es weder Legionen noch Kohorten hat-

te, und, ohne fremden Beystand, kein Städtgen erobern konnte. Dessen ungeachtet waren die Römer noch so trunken von jenem Stolze, der sie ehemals zu Herrschern der Welt erhob, daß sie nun ins Kleinlichte fielen, und was ihnen an wirklichen Legionen und Kohorten abgieng, durch Sinnbilder ersetzten. Sie liessen also unter Begleitung des Volks, ihm Löwen, Adler, Drachen, Wölfe, u. s. w. wodurch schon unter ältern Kaisern die Legionen vorgestellt wurden, entgegen tragen. Der Pabst erwartete den Kaiser mit dem Gefolge auf der ehernen Pforte der St. Peterskirche. Da war der Pabst so verwegen, seinen Pantoffel hinzuhalten, und der Kaiser so kriechend demüthig, ihn nebst seinem Gefolge zu küssen, nicht so bieder Deutsch wie Fürst Kaunitz in unsern Tagen, dem ehrwürdigen Manne die Hand zu schütteln. Nun mußte der Kaiser den nämlichen Eid schwören, welchen die Vasallen der römischen Kirche ablegten, indem sie dem Pabste die Treue (Fidelitatem) versprachen.

Es ist zuverläßig, daß die Deutschen mit diesem zweydeutigen Worte keinen entehrenden Begriff verbunden, aber wir werden in der Folge sehen, daß es die Päbste damit ernstlich gemeint, und wirklich von den deutschen Kaisern die Treue eines Vasallen verlangt haben. Dieses Wort war nicht die einzige Schlinge, in welche die guten Deutschen so unvorsichtig fielen; sondern sie liessen sich in weit engere Netze verstricken. Die Päbste behaupteten nämlich, ihre Salbung sey nicht bloß eine Zeremonie, sondern sie gäben dadurch dem Kaiser selbst die Krone. Der natürliche Schluß daher war, daß diesem ehrwürdigen Manne auch die Untersuchung zukommen mußte, ob der Kaiser rechtmäßig gewählt sey. So entstanden also nach und nach so wie bey den Erz- und Bi-

schöfen, also auch nun bey den Kaisern die Untersuchung der Würdigkeit und kanonischen Wahl. Eine andere eben so nachtheilige Feyerlichkeit war, daß der Kaiser die kaiserlichen Insignien vor dem Altare des heiligen Mauritius empfieng. Denn auch hieraus schloß man, daß ohne den Pabst gar keine Kaiser-Wahl vollständig sey. Die letzte entehrende Feyerlichkeit war, daß der Kaiser dem Pabste, wie ein schwäbischer Vasall seinem Herrn, beym Auf- und Absteigen auf das Pferd, die Steigbügel halten mußte, statt daß der Pabst als Vasall des Kaisers, welcher noch immer Herr von Rom war, auch daselbst seinen Stadtpräsident hatte, diese Vasallenpflicht hätte erfüllen sollen. Allein man hatte schon zu hohe Begriffe von der Würde eines Geistlichen, und noch höhern, verleitet von den falschen Isidorischen Waaren, von der Würde eines Pabstes, als daß man nur den Gedanken hätte fassen sollen, einem Pabste so etwas zuzumuthen, oder seinen listigen Foderungen zu widersprechen.

Warnung auch in unserm Zeitalter für Fürsten und Bischöfe, in allen Verhandlungen und Zeremonien bey dem römischen Hofe alle zweydeutige Worte zu meiden, weil die Päbste, auch der beßte unter ihnen, alles fleißig auszeichnen läßt, Worte verdreht, und stets darauf bedacht ist, die vortheilhaften in Realitäten zu verwandeln. Ich habe mich bey der Beschreibung dieser Feyerlichkeiten etwas länger verweilt, theils weil man die ersten ausführlichern Nachrichten davon unter diesem Kaiser findet, theils weil sie viel Licht auf die folgende Irrungen zwischen den Kaisern und Päbsten wirft. Nach vollendeter Krönung schickte Heinrich den größten Theil seines Heeres nach Deutschland zurück, und gieng nach Kaßino, wo er den von seinem Vater abgesetzten Pan-

dulf zum Fürsten von Capua machte, und in den Besitzthümern der Normänner verschiedene Einrichtungen traf. Nach einer zu Mantua überstandenen gefährlichen Krankheit, kehrte Heinrich nach Deutschland (1047.) zurück, und fand theils Ungarn, theils die Niederlande in Unruhe. Der verhaßte Peter war schon (1046.) von den Ungarn geblendet, und an einem sichern Orte verwahrt, Andreas aber zum Nachfolger ernannt worden. Andreas, um sich einen gefährlichen Gegner zu entfernen, schickte sogleich an den Kaiser Gesandte, die ihn entschuldigen mußten, daß er an der Verschwörung keinen Antheil gehabt, und versicherten, daß er dem Kaiser treu und gehorsam seyn wolle. Hierauf eilte Heinrich nach den Niederlanden, wo er sich eines Theils der Güter des unruhigen Grafen Theodorich von Holland bemächtigte, der bald darauf (1049.) in einem Gefechte mit den Bischöfen von Lüttich, Utrecht und Metz sein Leben verlor.

Um diese Zeit erhielt Otto von Schweinfurth das durch den Tod des Pfalzgrafen erledigte Herzogthum Schwaben; und Gerhard wurde Herzog von Oberlotharingen, nachdem Adalbert durch den Herzogen Gottfried von Niederlotharingen ermordet wurde. Pfalzgraf Konrad wurde zum Herzog von Baiern erwählt. Fast zu gleicher Zeit ernannte Heinrich auch zween Päbste, Damasus II. und nach dessen frühen Tod Leo. IX.

Inzwischen zwang die Treulosigkeit des Königs Andreas von Ungarn den Kaiser abermals, einen Feldzug wieder, ihn zu machen. Ohne es zu einem entscheidenden Treffen kommen zu lassen, verbargen sich die Ungarn allenthalben hinter ihren Flüssen und Morästen, und zwangen den Kaiser, da sie ihr eigenes Land verwüsteten und verheerten, aus Man-

gel au Lebensmitteln wieder zurück. Im folgenden Jahre (1052.) belagerte Heinrich Preßburg. Die Besatzung that einen verzweifelnden Widerstand, und Heinrich hob auf Anrathen Pabst Leo's IX. der eben aus Italien ankam, die Belagerung auf. Es kam zu Friedensverhandlungen. Allein Andreas wollte von keinem Vergleiche hören, und der Pabst drohte mit Bannflüchen.

Die Normänner fiengen in Italien wieder furchtbar zu werden an. Diese Barbaren erfüllten Alles, wo sie hinkamen, mit Mord und Verheerung. Die eigentliche Absicht der Reise des Pabstes nach Deutschland war, Heinrichen zu bereden, mit ihm einen Zug nach Italien gegen die Normänner zu machen. Als die Mühe, die sich der Pabst gab, vergebens war, rafte er in Deutschland so viel Volk, als er aufbringen konnte, zusammen, und führte es in eigner Person gegen die Normänner an. Die armen Deutschen wurden, da die Normänner, ehe sich's die päbstlichen Truppen versahen, einen Angriff wagten, und die feigen Italiäner, alles Widerstandes unfähig, die Flucht ergriffen, sämmtlich niedergehauen. Selbst Leo IX. gerieth in die Gewalt seiner Feinde, und wurde gefänglich nach Benevent abgeführt.

Ganz Baiern war über die schlimme Regierung seines Herzogs Konrad entrüstet, der das Volk aussaugte, und das Gebiet des Bischofs von Regensburg verwüstete. Heinrich rief ihn also nach Merseburg, entsetzte ihn seines Herzogthums, und machte seinen eigenen dreyjährigen Sohn Konrad zum Herzog. Als dieser bald darauf starb, übergab er seiner Gemahlinn, der Kaiserinn Agnes, das Herzogthum.

Nach dem im J. 1054. erfolgten Tode Leo's IX. beförderte Heinrich den Bischof von Eichstädt zum

päbstlichen Throne, der unter dem Namen Victor II. regierte. Er selbst zog nach Italien, und versicherte sich des Herzogs Gottfried von Lotharingen, der nach Italien flüchtete, die Wittwe des Marggrafen von Toskana heyrathete, und, um sich an den Kaiser zu rächen, mit den Longobarden gemeinschäftliche Sache zu machen schien. Gottfried schikte zwar Gesandte an den Kaiser mit der Versicherung, er habe nichts weniger, als gefährliche Absichten. Allein der Kaiser führte seine Gemahlinn Beatrix, als Geisel, gefänglich nach Deutschland zurück.

In einer Zusammenkunft, die der Kaiser im J. 1056. zu Ivois mit dem König Heinrich von Frankreich hatte, foderte dieser die Länder zurück, die unter Heinrichs Vorfahren an die deutsche Krone kamen. Allein hiezu verstund sich der Kaiser nicht, sondern foderte den Königg zum Zweykampfe auf, der aber nächtlicher Weile die Flucht ergrif.

In eben diesem Jahre setzten Hungersnoth, Pest, und Erdbeben ganz Deutschland und den größten Theil von Europa in Schrecken. Auch die Slaven drohten der deutschen Freyheit. Der allgemeine Jammer des Volks schmerzte den Kaiser so sehr, daß er bald darauf in der Blüthe seines Lebens im 16ten Jahr seiner Regierung allzufrüh für Deutschland starb. Vielleicht verdient kein Kaiser des mittlern Zeitalters so viele Lobsprüche, als Heinrich III. Er hatte alle Regententugenden, die ihn in der Geschichte unsterblich machen. Er war beherzt in Gefahren; ein Held im Kriege; sich in allen Vorfällen gegenwärtig; großmüthig gegen Fürsten, und gütig gegen sein Volk. Wenn die meisten Geschichtschreiber seines Zeitalters seinen Ruhm verschweigen: so ist dieses ein Beweis, wie sehr er des Ruhmes würdig war. Denn Heinrichs Geist demüthigte den

Stolz der Priesterschaft. Er wählte Päbste; setzte Bischöfe ab; und sicherte durch Muth und Entschlossenheit die Kaiserliche Gewalt vor den ungefugten und gefährlichen Eingriffen der päbstlichen Hierarchie. Natürlich mußten also die damaligen Geschichtschreiber, die zum Theil Mönche, und zum Theil gemiethete Lobredner und Schmeichler waren, seine Verdienste verschweigen.

Heinrich der Vierte. 1056—1106.

Hier beginnt jener merkwürdige Zeitlauf, wo die geistliche Macht durch die Intriguen der Päbste, und vorzüglich des berüchtigten Gregors VII. zu einer Höhe stieg, worüber die Nachwelt erstaunte. Die durch Bischöfe übelbesorgte Erziehung Heinrichs IV. die Eifersucht der Grossen des Reiches, die unter den vorigen Kaisern ihr Ansehen zu verlieren anfiengen, und die innerliche Verwirrung des Reiches verschafte den Päbsten bald Gelegenheit, die weltliche Macht zu schwächen, um sich selbst zu Herren der Welt zu machen. Die ganze Regierung Heinrichs ist ein Gewebe von Unruhen, von Meineid, Treulosigkeit, Empörung und Schande.

Er war fünf Jahre alt, als sein Vater mit Tod abgieng. Seine Mutter Agnes übernahm mit seiner Erziehung zugleich die Regierung des Reiches. Ob ihr gleich die Geschichtschreiber den Ruhm einer guten Regentinn beylegen: so waren doch die Grossen des Reiches mit ihr nicht zufrieden, besonders da sie sich fast ganz allein von dem Bischofe Heinrich von Augsburg beherrschen ließ. Die Eifersucht dieser Grossen beschuldigte die Kaiserinn eines sträflichen Liebesverständnisses mit dem Bischof, und man machte eine schändliche Verschwörung, ihr den Prinzen zu entführen. Hanno, Erzbischof von Köln, ein äusserst herrschsüchtiger Mann, war das Werk-

zeug dieser Verschwörung. Unter dem Vorwand einer Lustfahrt auf dem Rhein lokte man den jungen Prinzen zu Kaiserswerth auf ein Schiff, um ihn am gegenseitigen Ufer auszusetzen. Der Prinz mißtrauisch hinüber sprang in den Strohm, wo er ohnfehlbar ertrunken wäre, wenn nicht der Graf Ekbert von Braunschweig Geistesgegenwart genug gehabt hätte, mit eigner Gefahr durch Schwimmen das Leben des Prinzen zu retten. Man eilte mit ihm nach Köln, und Hanno machte die Verordnung, daß die Erziehung des Prinzen und die Regierung des Reiches allemal von demjenigen Erzbischofe besorgt werden sollte, in dessen Bezirke sich der Prinz aufhalten würde. Die Kaiserinn, äusserst betroffen über so eine schändliche Pfaffenintrigue entfernte sich von der Regierung, gieng in Aquitanien in ein Kloster, und endlich nach Rom.

Nun spielten die Bischöfe, vorzüglich Hanno, Meisterstücke ihrer Herrschsucht. Es war kein Wunder, wenn die Erziehung des Prinzen, um nach Willkür herrschen zu können, absichtlich verdorben wurde. Anstatt ihn zum Regenten zu bilden, machten sie einen Pedanten aus ihm, lehrten ihn Latein, und büßten ihn, eines grammatikalischen Schnitzers wegen, oft um 30. Mark Silbers.

Die Verordnung, daß der Prinz und das Reich allemal in der Gewalt desjenigen Erzbischofes seyn sollte, in dessen Gebiete sich jener aufhält, war der Herrschsucht der Geistlichkeit viel zu schmeichelhaft, als daß nicht Hanno, der bisher die ganze Regierungsgewalt in Kraft dieser Verordnung sich anmaßte, den Neid und die Eifersucht eben so herrschsüchtiger Priester hätte erregen sollen. Adalbert, Erzbischof von Bremen, ein feiner und kriechender Hofmann, benutzte den günstigen Augenblick, seinen

Leidenschaften ein Opfer zu bringen. Heinrich hatte neben der Geistlichkeit die Fürsten, und vorzüglich die Herzoge von Sachsen zu fürchten. Adalbert versäumte also keine Gelegenheit, diese dem Prinzen als Feinde der Könige und der Kirchen zu schildern. Sogar bey öffentlichen Gastmalen schonte er ihrer Ehre nicht; beschuldigte sie der Unwissenheit, des Geitzes, der Untreue und des Undanks gegen den König, und machte von seiner eignen Uneigennützigkeit viel Aufhebens, indem er, wie er sich ausdrückt, aus keinem andern Beweggrunde die Verwaltung des gemeinen Wesens über sich nehme, als um den König, seinen Herrn, aus den Händen von lauter Verräthern zu befreyen. Mehr brauchte es nicht, um einen jungen feurigen Prinzen zu gewinnen. Einige Geschichtschreiber setzen noch hinzu: Heinrich sey der größte Wollüstling seiner Zeit gewesen, und Adalbert habe ihm hierinn vorzügliche Dienste geleistet.

Indeß wurde das Kaiserliche Ansehen zu keiner Zeit mehr, als jetzt mißbraucht. Adalbert, und ein gewisser Günstling des Prinzen, Graf Werner, boten öffentlich Aemter, Bisthümer und Abteyen den Meistbietenden an. Sie selbst bemächtigten sich verschiedner kaiserlichen Domainen. Man beschuldigte Adalberten laut alles des Frevels, der unter kaiserlicher Authorität verübt wurde. Das Mißvergnügen der Grossen, besonders der Sachsen, stieg aufs Höchste.

Der vormalige Hofmeister des Prinzen, Erzbischof von Köln, und der Erzbischof von Mainz schrieben, nachdem sie mit den übrigen Grossen geheime Unterhandlungen gepflogen hatten, eigenmächtig einen Reichstag nach Tribur aus, und drangen in Heinrichen, entweder auf die Krone Verzicht zu thun, oder Adalberten von Hofe zu entfernen. Adalbert,

der sich nichts Gutes versah, rieth dem Prinzen, heimlich mit ihm zu entfliehn. Allein der Pallast wurde bewacht, und Heinrich mußte, so sehr es ihn schmerzte, seinen Günstling entlassen. Bey dieser Gelegenheit drangen auch die Reichsstände in Heinrichen, sich zu vermählen. Man sagt, die Unsicherheit, in welcher die edeln Töchter und Frauen der Sachsen vor der Wollust dieses Prinzen waren, habe die Stände hiezu veranlaßt. Allein es war vielleicht mehr Staatsmaxime. Sein Vater hatte ihn nämlich noch als ein Kind mit Bertha, der Tochter eines italiänischen Marggrafen, verlobt. Zu dieser Heyrath wurde er also, wider seinen Willen gezwungen. Bald wurde ihm diese Gemahlinn zur Last, und Sigfried, Erzbischof von Mainz schmeichelte ihm mit der Hofnung einer Ehescheidung. Heinrich gelobte ihm dagegen, für diesen Dienst das Thüringische Zehentrecht zu verschaffen. Allein Sigfried konnte eigenmächtig in dieser Sache nichts vornehmen, und als der Pabst von dem Vorhaben Heinrichs benachrichtiget wurde, sandte er den bekannten Peter Damian nach Mainz, um den Kaiser mit Bann und Versagung der Krönung zu bedrohen, im Falle er von dem Vorhaben, seine Gemahlinn zu verlassen, nicht abstünde.

Im Jahr 1070. entsezte Heinrich den Grafen Otto von Nordheim, Herzogen von Baiern, und übergab dessen Länder dem jungen Welf IV. einem Sohn des italiänischen Marggrafen Azo, und der Kunigunde, einer Erbtochter des alten berühmten Schwäbischen Hauses.

Indeß wurde Heinrich den Sachsen immer verhaßter. Es befremdete sie sehr, daß er in Sachsen und Thüringen mehrere Vesten und Schlösser bauen ließ. Hiezu kam noch die Ausschweifung der Beis-

zungen, die durch Raub und Plünderung die umliegenden Gegenden beunruhigten. Auch war ihnen bey Aufbauung dieser Schlösser, wozu sie oft noch die Kosten hergeben mußten, der Frondienst äusserst lästig. Beschwerten sich hierüber die Unterthanen, so brachte er sie durch Trotz und Drohungen zum Stillschweigen. Dieß alles bewirkte am Ende eine Gährung, die nur zu bald einen fürchterlichen Ausbruch nahm.

Heinrich veranstaltete um diese Zeit einen Zug gegen die Polen. Die Sachsen fürchteten, dieser Zug dürfte gegen sie gerichtet seyn, und sezten sich in Vertheidigungsstand. Die Häupter dieses Bündnisses waren Bucco, Bischof von Halberstadt, und der entsezte Herzog Otto von Baiern. Der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Hildesheim, Merseburg, Minden, Paderborn, Münster und Meissen, weltlicher Seits aber der Marggraf Otto von Nordsachsen, Dedi von Meissen, und Eckbert von Thüringen, der Pfalzgraf Friedrich, die Grafen Dietrich, Adalbert, Otto, Conrad und Heinrich tratten dem Bündnisse bey. Man ließ durch Gesandte Heinrichen eröfnen, daß er seine Vesten und Schlösser niederreissen, den Erbprinzen von Sachsen, den er in Verhaft nehmen ließ, in seine Freyheit setzen, sich nicht in Sachsen aufhalten, in Reichsgeschäften nicht schlechte Leute, sondern Fürsten um Rath fragen, und endlich seine Beyschläferinnen abschaffen sollte, widrigenfalls sie genöthigt wären, mit bewafneter Hand ihren Beschwerden abzuhelfen. Heinrich hörte anfangs mit Erstaunen und Verlegenheit die Gesandten, entließ sie aber, nachdem ihm seine Freunde die ganze Eräugniß als eine Kleinigkeit schilderten, mit Verachtung von sich. Dieß Verfahren machte die Sachsen rasen. Sie rasten in der Geschwin-

digkeit

digkeit 60000 Mann zusammen, und eilten nach Goslar, um Heinrichen daselbst zu belagern. Dieser entfloh in das Burgschloß Hazburg; und als er auch da vor den Sachsen, die ihm nacheilten, nicht sicher war, lief er im Gefolge einiger weniger Diener einen Weg von 15. Meilen durch einen Wald nach Eschwege in Hessen. Verlassen von den Grossen, allenthalben von Meineid und Verschwörung bedroht, konnte Heinrich der Ueberlegenheit der Sachsen nichts abgewinnen. Als er mit seinen Truppen gegen die Feinde zog, und eine Schlacht liefern wollte, gehorchte ihm Niemand, und Heinrich war genöthigt, sich Alles gefallen zu lassen, was die Sachsen, seine Feinde, von ihm foderten. Man riß vor seinen Augen die vesten Burgen und Schlösser nieder, und um Friede zu bekommen, mußte er sein geliebtes Hazburg der Gewalt seiner Feinde überlassen. Der Soldatenpöbel riß Kirchen, Häuser und Mauren um, mißhandelte die Altäre, Reliquien und Kirchengeräthe, und schonte der Gräber und Todtenbeine nicht, indem er die Leiche eines Kaiserlichen Prinzen, der da begraben lag, aus dem Grabe grub und in Stücke zerriß. Heinrich aufgebracht über so ein barbarisches Verfahren verließ mit tiefem Groll Sachsen, und, da er nichts vor sich sah, wodurch er sich auf der Stelle hätte rächen können, wandte er sich an den Pabst, und klagte ihm, wie sehr die Sachsen sich an Heiligthümern und an der Kirche in Hazburg vergriffen hätten.

Diese harten Schläge des Schicksals, diese Treulosigkeiten seiner eignen Unterthanen ließen nun den Kaiser auf einmal einen tiefern Blick in sein bisheriges Betragen schauen. Er dachte nun mit Ernst an die mißliche Lage, in der er sich fand. Das Unglück machte ihn zum Philosophen. Er überzeugte

sich nun, daß es, um das Zutrauen und die Liebe einer Nation zu gewinnen, es nicht genug sey, Schlösser und Vesten zu bauen. Er brauchte Freunde, und um sich diese zu verschaffen, schmeichelte er nun den Leidenschaften eines jeden, der ihm nützlich seyn könnte. Den Hochmüthigen gewann er sich durch Demuth, und den Habsüchtigen durch hohe Versprechungen. Am Ende kam es so weit, daß selbst die Grossen gestunden, die Sachsen hätten sich zu weit gegen ihren Kaiser verfehlt. Diesen glücklichen Umstand nützte Heinrich, und, da er den größten Theil der Grossen auf seiner Seite hatte, so brachte er es so weit, daß sich Alle zu einem Zug gegen die Sachsen verstunden. Bald stund eines der schönsten Heere auf den Beinen. Man rückte mit beherzten Muth gegen die Sachsen, die sich an der Unstrut zusammen zogen. Noch ehe sichs diese versahen, wurden sie von dem kaiserlichen Heere mit erstaunlicher Tapferkeit angegriffen, und in die Flucht geschlagen. Heinrich zog mit seinem siegreichen Heere bis nach Magdeburg und Halberstadt. Mangel an Lebensmitteln zwang ihn wieder zurück. Er wollte im künftigen Jahre wieder einen Zug nach Sachsen machen. Allein nun kam ein Friede zu Stande, und die Sachsen ergaben sich an Heinrich. Bey dieser Gelegenheit mußten die Sachsen versprechen, keinen andern, als seinen noch minderjährigen Sohn Conrad nach ihm zum König zu wählen. Den bairischen Herzog Otto, der wider ihn focht, setzte er in Freyheit, und machte ihn zum Statthalter über ganz Sachsen.

Alles gieng nun nach Wunsch, und Heinrich glaubte, im Schooße des Friedens und des Glückes zu sitzen; als auf einmal ein ganz anderer Feind von einer weit gefährlicheren Macht wider ihn aufstund,

und unaufhörliches Weh über Heinrichen und seine Nachkommenschaft brachte.

Gregor VII. Der listigste Mañ seiner Zeit, Gregor VII, bestieg um das J. 1073 den päbstlichen Stuhl. Er war anfangs Mönch, dann unter Alexander II. Archidiakon der Kirche. Sonst war er ein kleines, mageres Männchen, der rastlos Tag und Nacht arbeitete. Von ihm sind eine Menge Briefe auf die Nachwelt gekommen, von denen man behauptet, daß sie mehr Unheil in der Welt verursachten, als alle die Waffen, womit schon ganze Völker vertilgt wurden. Diese Briefe sind unwiderlegbare Beweise eines herrschsüchtigen Mannes, der sich zum Universalmonarchen erheben wollte. Die Barbarey des Zeitalters, und die verdorbnen Religionsbegriffe kamen seinem Plane trefflich zu statten. Er hatte es mit allen damaligen Monarchen der bekannten Welt zu thun, mit keinem aber mehr, als mit Heinrichen.

Die Begründung der Kirchenfreyheit, oder einer Universalmonarchie der Kirche war sein einziges Augenmerk. Bis hieher behaupteten die weltlichen Regenten das Investiturrecht ihrer Bischöfe und Aebte. Wenn die Klerisey und das Volk nämlich einen Bischof erwählten, so mußte der Regent die Wahl allemal dadurch bestätigen, daß er dem Erwählten Ring und Stab übergab. In der Folge eigneten sich endlich die Regenten das Wahlrecht selbst aus dem Grunde zu, weil sie meistens die Stifter der Bisthümer und Abteyen waren. Diese Wahlfreyheit mußte natürlich zu der so verschrienen Simonie führen. Man verkaufte Bisthümer und Abteyen für Geld, oder verschenkte sie an Günstlinge.

Gregor entriß unter dem Vorwand, diesen Mißbrauch abzuschaffen, den Regenten das Investiturrecht und ihre Wahlfreyheit, machte alle Bischöfe

und Aebte zu seinen Vasallen, verbot ihnen, den weltlichen Monarchen den gewöhnlichen Lehenseid zu leisten, und führte einen besondern Eid ein, den die Bischöfe, ehe sie das Pallium bekamen, in seine und seiner Nachfolger Hände ablegen mußten.

So groß nun die Macht war, die Gregor sich hiedurch zu verschaffen wußte; so war sie seinem herrschsüchtigen, stolzen Geiste doch viel zu klein. Viel schmeichelhafter war ihm die Ehre, auch die weltlichen Monarchen so wohl in Ansehung ihrer Personen, als ihrer Reiche, sich unterwürfig zu machen. „Heinrich soll nun nicht mehr glauben, schreibt Gre„gor an die deutsche Nation, daß ihm die Kirche „gleich einer Dienstmagd unterthan sey; sondern daß „sie ihm als eine Gebieterinn vorgesetzt sey.„ Und dieß zwar so wohl in Ansehung der Geistlichen, als der Weltlichen. „Denn, fährt er fort, wenn die „Apostel im Himmel binden und lösen können, so „müssen sie auch auf der Erde Kayserthümer, Kö„nigreiche, Fürstenthümer, Herzogthümer, Marg„grafschaften, Grafschaften, und eines Jeden Gü„ter nach Verdienst nehmen und geben können. Und „wenn sie über das Geistliche als Richter bestellt „sind: so müssen sie es um so eher über das Welt„liche seyn; wenn sie endlich über die Engel, die „über die hochmüthigen Monarchen herrschen, werden „zu richten haben, um wie viel eher werden sie über „die Knechte dieser Engel Urtheile sprechen können?„ Wie weit Gregor seine Ansprüche auch auf die übrigen Europäischen Monarchien ausdehnte, sieht man aus folgenden Stellen: „Es wird euch bekannt „seyn, schrieb er an die Spanier, daß das König„reich Spanien, von alten Zeiten her, ein Eigen„thum des heiligen Peters gewesen, und noch wirk„lich, wenn es auch von den Heiden besessen wird,

„ Niemand anders, als dem päbstlichen Stuhle al-
„ lein gehöre. Denn was einmal eine Kirche recht-
„ mäßig erworben hat, davon kann ihr zwar auf
„ eine Zeitlang der Gebrauch, nicht aber das Recht,
„ als durch ihre eigene gesetzmäßige Einwilligung
„ genommen werden. Sie sollen anbey nach wissen,
„ daß, wenn sie den Heiden (Arabern) Land weg-
„ nehmen wollen, ohne sich zur Bezahlung des dem
„ heiligen Peter schuldigen Zinses zu verstehen, er
„ ihnen solches vielmehr verbieten werde, als daß
„ die römische Kirche das nämliche von ihren Söh-
„ nen, als den Heiden dulden wolle. „ — Einem
„ jeden Franzosen, schreibt er nach Frankreich, muß
„ man sagen, und unter wahrem Gehorsam befehlen,
„ daß ein jedes Haus wenigstens einen Denarius alle
„ Jahre dem heil. Peter als Oberhirten bezahle, wenn
„ sie ihn anders als ihren Vater und Oberhirten auf
„ die alte Art erkennen. —„ An König Salomon in Ungarn schreibt Gregor: „ Von den Aeltesten deines
„ Reiches kannst du es erfahren, daß das König-
„ reich Ungarn der römischen Kirche zugehöre, als
„ welcher es von dem König Stephan mit allen Rech-
„ ten geschenkt wurde. „ —

Beyspiele dieser Art beweisen einestheils die erstaunlich freche Herrschsucht des Pabsts, und anderntheils die Verzagtheit und Unwissenheit der damaligen Monarchen. Was insonderheit das deutsche Kaiserthum betrift: so hielt es Gregor für ein päbstliches Lehen, und foderte auch von dem Nachfolger Rudolfs einen förmlichen Vasalleneid. Alles stürmte zu dieser Zeit auf die Herabwürdigung der gesetzlichen weltlichen Macht, und Gregor hatte unter seinen Lieblingen gewisse Hofschranzen, die seinen Absichten treflich zu statten kamen.

Ehe Gregor Pabst wurde, war er, wie wir bereits

hörten, Archidiakon der römischen Kirche. Alle Geschäfte von Wichtigkeit giengen durch seine Hände. Die eigenmächtige, ohne kaiserliche Bewilligung geschehene Wahl Alexanders II. war sein Werk. Auch die Einführung des Cölibatsgebots der Geistlichkeit, die damals Kinder zeugte, brachte hauptsächlich er zu Stande. Von einem Mann, der schon als Archidiakon so sehr die Aufmerksamkeit auf sich zog, ließ sich um so mehr, da er Pabst wurde, befürchten. Kaum erhielten die Deutschen Nachricht von seiner Erhebung zum päbstlichen Stuhle, als unter den Deutschen, besonders unter den Bischöfen, die Alles zu befürchten hatten, eine allgemeine Gährung entstund. Man drang in Heinrichen, daß er diese Wahl, die ohne seine Einwilligung geschah, als ungültig erklären sollte. Man stellte ihm die Gefahr vor, die ihn selbst treffen würde, wenn er einem Manne, wie Gregor, nicht Schranken setzte. Allein dieser war listiger, als Heinrich. Eben als der kaiserliche Hof Gesandte nach Rom schickte, um sich über diese eigenmächtige Wahl zu beschweren, waren schon Abgeordnete von Seite Gregors nach Deutschland gereiset, um die Einwilligung des Kaisers und der deutschen Fürsten zu erhalten. Gregor wollte sich durch diese scheinbare Unterwürfigkeit gegen den Kaiserhof sicher machen, und spielte eine Zeit lang nur die Rolle eines feinen, verschmizten Politikers. Er erwartete erst einen günstigen Zeitpunkt, um durch seine berüchtigten Dekrete gegen die Investituren alle Monarchen zittern zu machen. Allein die Gährung, die in Sachsen ausbrach, der Haß, den diese Nation auf Heinrichen warf, und endlich das treulose Verfahren der Sachsen, die bey Gregorn wider ihren Kaiser Schutz suchten, waren die Loosung, auf welche der Pabst auf einmal die Larve von seinem

häßlichen Gesichte zog. Er schickte Gesandte nach Deutschland, um dem Kaiser zu bedeuten, daß er in der zweyten Fastenwoche zum Synod nach Rom eile, um sich über die Verbrechen zu verantworten, die ihm zu Schulden gelegt worden; widrigenfals soll er wissen, daß er unverzüglich am gleichen Tage von dem Körper der heiligen apostolischen Kirche durch einen Bannfluch abgeschnitten werden solle.

Heinrichs Exkommunikation und Busse.

Einem feurigen Mann, wie Heinrich war, der sein Kaiserrecht empfand, mußte der Ton, in welchem Gregor sprach, allerdings äusserst auffallend seyn. Indeß erregte dieß Verfahren mehr Unwillen als Furcht in ihm. Er beschloß auf der Stelle, sich diesen gefährlichen Mann vom Halse zu schaffen, und berief zu dem Ende im Jahr 1076. nach Worms die deutschen Bischöfe, die sich sehr gerne dazu verstunden, Gregorn förmlich abzusetzen. Allein kaum erhielt dieser von dem, was in Worms vorgieng, Nachricht; als er sogleich in Rom ein Concilium zusammenberief, und über Heinrichen folgenden höchst unerhörten merkwürdigen Bannfluch schleuderte: „Von Seite des allmächtigen Gottes unter„sage ich dem König Heinrich, dem Sohn des Kai„sers Heinrich, der sich wider deine Kirche mit einem „unerhörten Hochmuth auflehnte, die Regierung des „sämmtlichen deutschen und italienischen Reiches, und „spreche alle Christen von dem Eide los, den sie „ihm geleistet, oder noch leisten werden, und ver„biete Allen, ihm als König zu dienen. Und statt „deiner, heiliger Petrus, binde ich ihn mit dem „Bannfluch, und zwar so, daß alle Völker wissen „und erfahren, daß du Petrus der Fels seyst, auf „welchen der Sohn des lebendigen Gottes seine

„Kirche baute, und gegen welchen die Porten der „Höllen nichts vermögen werden.„

Dieses beispiellose Verfahren machte in Deutschland ein ungewöhnliches Aufsehen. Heinrich, der ohnehin verhaßt war, wurde nun um Gottes und des heiligen Peters willen noch verhaßter. Den Grossen, die schon seit lange über die Kaiserliche Macht eifersüchtig waren, konnte nichts erwünschter, als dieser Bannfluch seyn. Seine vorhin gedemüthigten Feinde tratten nun von verschiedenen Seiten wieder hervor. Meineid und öfentliche Zusammenverschwörungen wurden von Tag zu Tag allgemeiner. Wer ihm zuvor mit Eid und Handschlag Gehorsam schwur, der glaubte nun verpflichtet, einem exkommunicirten Kaiser nicht Wort halten zu dürfen. Heinrich war von allen seinen Freunden, die der Pabst ebenfals in den Bann that, verlassen. Schrecklicher konnte die Lage dieses Mannes nicht seyn.

Die oberländischen Fürsten, vorzüglich der Herzog Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern, und Berthold von Kärnthen machten öffentliche Anschläge, den Kaiser abzusetzen. Alles war wider ihn aufgebracht; Alles wünschte einen andern Herrn zu haben; Alles war in erstaunlicher Gährung. Zur Gnade ward ihm noch in einer Versammlung zu Oppenheim gestattet, seine Sache dem Pabst, den man zu dem Ende auf nächste Lichtmeße nach Augsburg einladen würde, zur Entscheidung zu überlassen. Sollte er inner Jahresfrist nicht vom Bannfluch losgesprochen werden, so würde man unfehlbar zur neuen Königswahl schreiten. Indeß soll er sich bis zur Entscheidung aller königlichen Gewalt begeben.

So verlassen, so ohne alle Freunde, in so einer mißlichen Lage, als jezt, war Heinrich noch nie. Er

hatte nichts gewisser zu erwarten, als, wenn es auf den Ausspruch Gregors ankommen sollte, seine Krone und sein Reich auf die schändlichste Art für immer zu verlieren.

In dieser peinlichen Verlegenheit wagte er einen Schritt, den man nur in der äussersten Verzweiflung wagen kann. Er entschloß sich, selbst nach Italien zu gehen, um vom Pabst losgesprochen zu werden. Da ihm die Herzoge von Schwaben und Bayern alle Päße verschlossen, so trat er in Gesellschaft seiner Gemahlinn, mit der er nun auf friedlichem Fuß lebte, mitten im strengsten Winter die äusserst beschwerliche Reise über die Savoyischen Eisberge an. Die Kaiserin mußte in eine Ochsenhaut gewickelt über die mit Eis und Schnee bedeckten Gebürge geschleift werden.

Bey seiner Ankunft in Italien fand er die Römer äusserst aufgebracht gegen den Pabst. Wie leicht wäre es ihm gewesen, sich die Unterstützung von Italien zu verschaffen, um Gregorn zu demüthigen! Allein sein Elend war zu groß, um auf den damaligen Geist des römischen Volks aufmerksamer zu seyn. Gregor, der eben auf dem Wege nach Deutschland war, war über Heinrichs Ankunft in Italien äusserst betroffen. Er wußte zu gut, daß den Römern nur ein entschloßner Anführer fehlte, um ihm selbst gefährlich zu werden. Vermuthlich mochte die Furcht, daß Heinrich an der Spitze der mißvergnügten Römer wider ihn ziehen möchte, der Beweggrund gewesen seyn, warum er sich auf das befestigte Schloß seiner berüchtigten Maitresse, der Gräfinn Mathilde zurückzog. Heinrich gebeugt vor Gram dachte an keine Gewaltthätigkeiten, und bat diese Mathilde, seine nächste Verwandte, sich bey dem Pabst für ihn zu verwenden. Lange sträubte sich Gregor. Endlich

erlaubte er dem Kaiser, im Bußsack, und mit blossen Füssen nach Canossa zu kommen. Hier stund nun der Monarch als Büsser, zwischen Mauren, mitten im strengsten Winter drey Täge und Nächte, ohne Speise und Trank, in der fürchterlichen Ungewißheit seines Schicksals. Manchmal, sagt die skandalöse Chronick dieses verruchten Pabstes, ließ Gregor sich an den Fenstern seines Pallastes in den Armen seiner unzüchtigen Beyschläferinn, der Gräfinn Mathilde sehen, um sich an der tiefsten Demüthigung eines Kaisers zu belustigen. Das gerührte Volk, Augenzeuge dieser äusserst grausamen Behandlung, streckte vergebens seine Hände um Erbarmen für den unglücklichen Kaiser. Selbst Gregor schreibt von sich; „die Anwesenden hätten ihm laut ins Gesicht „geschrien, sein Betragen gleiche eher einer tyranischen Wildheit und Grausamkeit, als einem „apostolischen Ernste „ Endlich ließ ihn Gregor am vierten Tage vor sich, und sprach ihn unter folgendem Beding vom Bannfluch los: daß er an dem Tag und dem Orte sich einfinden solle, den man ihm bestimmen würde, um zu vernehmen, ob er ferner König bleiben soll oder nicht; daß er sich indeß der königlichen Ehrenzeichen enthalten, keine königliche Gewalt ausüben, keine andern, als die zu seinem Unterhalte höchst nöthigen Einkünfte beziehen, seine Unterthanen von ihrem Eid und Pflicht erledigt halten, seine exkommunicirten Räthe entlassen, und nie wider zu sich nehmen, dem Pabst, wenn er als König sollte bestätigt werden, Gehorsam leisten, und so fort, wenn er das einte und andere dieser Bedingnisse nicht erfüllen werde, ohne weiteres wieder sogleich exkommunicirt seyn solle. —

Krieg zwischen Heinrich u. Rudolf von Schwaben. Neue Bannflüche. Gregor wird abgesezt.

Nach der Verschiedenheit der Leidenschaften und des Interesses war auch der Eindruck verschieden, den die Demüthigung des Kaisers und der Hochmuth des Pabstes auf die Gemüther ihrer Zeitgenossen machten. Vom Anfang bis jetzt war die Religion gemeiniglich die Larve gewisser Privatleidenschaften. Die Römer fanden anfangs den Uebermuth des Pabstes als eine Gegenwehre gegen die zu grosse Macht der Kaiser erträglich. Allein nun fürchteten sie, da der Kaiser gedemüthigt war, die päbstliche Macht eben so, wie vorhin die Kaiserliche. Kaum trat Heinrich aus dem Orte seiner Beschimpfung, als die Römer sein Betragen gegen den Pabst als kriechende Unterwürfigkeit tadelten, wodurch er die Ehre seines Reiches und seiner Krone geschändet hätte. Doch konnte er dem Unwillen der Römer noch durch die Versicherung ausweichen, daß er durch die Untreue der deutschen Fürsten zu so einem Schritte wäre gezwungen worden, und er von allen den Bedingnissen, die er dem Pabst angelobt hätte, keine erfüllen würde. Dadurch gewann er das Zutrauen der Römer wieder, und ein Theil seiner von ihm gewichnen Freunde trat wieder auf seine Seite. Heinrichs Lage würde in Kurzem zu seinem Vortheile sich geändert haben, hätte nicht ein ganz unerwarteter Vorfall in Deutschland ihn plötzlich aus Italien genöthigt.

Die deutschen Fürsten, die sich in ihrer Erwartung, nämlich den Kaiser ganz verlassen zu sehen, betrogen fanden, erwählten auf einer Versammlung von Forchheim den Herzog Rudolf von Schwaben in Gegenwart eines päbstlichen Legatens zum König. Kaum erhielt Heinrich von diesem Vorfalle Nach-

richt, als er sogleich Italien verließ, und an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, das seine Freunde ihm zuführten, gleich beym ersten Eintritt in Deutschland über seinen Gegenkaiser Rudolf einen glänzenden Sieg erfocht, und ihn bis nach Sachsen zurücktrieb. Da Rudolf im nächsten Jahr (1078.) wieder zu Kräften kam, fiel zwischen ihm und der Kaiserlichen Armee abermals bey Mellrichstadt ein zwar blutiges aber unentscheidendes Treffen vor. Bald darauf entsetzte Heinrich Rudolfen seines Herzogthums Schwaben, und gab es dem Grafen Friedrich von Hohenstauffen, dem Stammvater der nachmaligen Kaiser aus dem Hohenstauffischen Hause. Um diesen noch näher in sein Interesse zu ziehen, gab ihm Heinrich auch seine Tochter Agnes zu Ehe.

Während diesen Vorfällen in Deutschland hielt der Pabst sich ziemlich ruhig. Die Sachsen, die nun empfanden, wie wenig der gegen Heinrichen geschleuderte Bannfluch zu bedeuten hatte, wurden nun über Gregorn im Ernste sehr böse, besonders da er sich nun auch verlauten ließ, er könne Rudolfens Wahl nicht anerkennen, indem sie ohne seinen Rath und seine Einwilligung geschehen sey. Wie sehr aufgebracht über diese Aeusserung, die Sachsen waren, beweisen einige Schreiben, die sie um diese Zeit nach Rom sandten. „Wenn wir aus eignem „Rath und Wahl, sagen sie, die Sache, wegen „der wir so viel Unheil bis hieher ausstunden, un„ternommen hätten: so würde es uns weniger „schmerzen, zu sehen, wie so langsam sich Eure „Gravität beweget, um uns zu helfen. Nachdem „wir uns aber mit diesen Beschwerden einzig nur „auf eure befehlende Authorität beluden, so hätten „wir billig erwartet, daß ihr uns helfen würdet „diese zu tragen. — Wir wissen, liebster Herr, fah-

„ren sie fort, und trauen es eurer Frömmigkeit zu,
„daß ihr Alles in guten Absichten und aus fein
„ausgedachten Beweggründen thut. Allein wir un-
„wissende Leute sind nicht im Stande, den gehei-
„men Grund einzusehen, und berichten euch nur,
„was, wie wir offenbar sehn und hören, aus je-
„ner beyden Theilen gegebenen Hofnung und dem
„ungewissen Aufschub der übrigen Dinge bis hieher
„erfolgt ist, und noch täglich erfolgt, nämlich in-
„nerliche, und mehr als bürgerliche Kriege, unzäh-
„lige Todschläge, Verwüstungen, Mordbrände oh-
„ne Unterschied der Häuser und Kirchen, Unter-
„drückungen der Armen, unbeschreiblicher Kirchen-
„raub, wovon wir keine Beyspiele noch erlebten,
„und endlich die gänzliche Verachtung und Entheili-
„gung göttlicher und menschlicher Gesetze ohne Hof-
„nung einer Besserung. Am Ende sind nun auch
„die königlichen Regalien und Krongüter in dem
„Zwiste beyder Könige, denen beyden ihr Hofnung
„zur Krone macht, so zerrissen worden, daß in
„Zukunft die Könige von Deutschland mehr durch
„Raub, als durch ihre Krongüter ihren Unterhalt
„werden suchen müssen — „.

So ernsthaft diese Beschwerden waren: so wenig unternahm doch Gregor auf dieselben etwas Entscheidendes. Nur kamen zu verschiedenen Zeiten päbstliche Legaten nach Dentschland, die bald den Sachsen bald Heinrichen mit Hofnungen schmeichelten, und dabey allemal einen ungeheuern Raub an Geld nach Italien schleppten.

Endlich sammelte Heinrich im Jahr 1080. alle seine noch übrigen Kräfte, um mit bewafneter Hand dem nun so lange währenden Zwiste ein Ende zu machen. Er rückte mit erstaunlichen Eilmärschen noch im Winter gegen die Sachsen, die sich ihrer-

seits eben so geschwinde wehrhaft machten. Bey Fladenheim kam es zu einem blutigen Treffen, worinn die Sachsen nicht weniger, als die Kaiserlichen verloren. Doch Herzog Otto brachte am Ende Heinrichen noch zum Weichen. Diesen schon lange erwarteten Augenblik nützte Gregor, und exkommunizierte Heinrichen neuerdings, verbot allen Christen ihm zu gehorchen, ertheilte denen, die es mit Rudolfen halten würden, Ablaß von ihren Sünden und den apostolischen Segen, und schickte diesem eine Krone mit der bekannten Innschrift:

Petra dedit Petro, Petrus Diadema Rudolpho.

Heinrich ließ Gregorn nicht Zeit, durch diesen neuen widerrechtlichen Bannfluch ihm das, was er bereits gewonnen, wieder zu entziehen, sondern berief nach Brixen eine Versammlung von Bischöfen, auf welcher Gregor als ein Mann, der nicht von Gott, sondern von sich selbst gewählet, der sich durch Betrug und Geld der Kirche aufgedrungen, den ganzen geistlichen Stand geschändet, das Reich in Verwirrung gesetzt, der einem katholischen und friedfertigen König den Tod des Leibes und der Seele androhe, und Meineidige beschütze, der zwischen denen, die in Eintgkeit gelebt, den Saamen der Zwietracht ausgestreuet, unter Friedfertigen Streitigkeiten verursacht, unter Brüdern Aergernisse, unter Eheleuten Trennungen, und was immer unter den Gläubigen in Ruhe war, aus seiner Lage gebracht habe — als einer, der Gottesraub und Mordbrand predige, der Meineid und Todschläge vertheidige, der den katholischen und apostolischen Glauben über den Leib und das Blut Christi in Zweifel ziehe, als ein alter Schüler des Ketzer Berengarius, als

einer, der sich mit Wahrsagen und Traumauslegen abgebe, und als ein offenbarer Schwarzkünstler verdammt und abgesetzt, an seine Stelle aber der von dem Gregor exkommunizirte Erzbischof Guibert von Ravenna, der unter dem Namen Clement III. bekannt ist, gewählt wurde.

Heinrich rafte in aller Eile wieder ein Heer zusammen, und es kam an der Elster zu einer hitzigen Schlacht, worinn die Kaiserlichen sich schon des Sieges freuten, als Herzog Otto abermals Heinrichen zurück trieb. Doch kam dieser Sieg den Sachsen theuer zu stehen, indem ihr Kaiser Rudolf, dem der berühmte Gottfried von Bouillon die Hauptfahne durch den Leib stieß und die rechte Hand abhieb, sein Leben verlor. Heinrich machte nach dieser Begebenheit verschiedne Versuche, mit den Sachsen Frieden zu machen. Aber vergebens.

Nun eilte er nach Italien, um den Urheber aller der Zwiste, der immerwährenden Unordnungen und Kriege, Pabst Gregorn zu züchtigen. Er belagerte drey Jahre hintereinander Rom, und bemächtigte sich endlich des Theils diesseits der Tiber, wo der Vatikan steht. Heinrich wollte sich versöhnen, wenn Gregor ihn krönen würde. Allein dieser blieb unversöhnlich, und jener eroberte endlich die ganze Stadt. Gregor floh in die Engelsburg, und Heinrich ließ sich inzwischen von seinem Pabste Clemens III. öffentlich am Osterfest krönen. Die Römer, die nun auch Clemens für ihren rechtmäßigen Pabst erkannten, fuhren fort, Gregorn in der Engelsburg zu belagern. Dieser fand inzwischen Mittel, die Normänner zu Hülfe zu rufen, und bald zeigte sich ihr Herzog Robert von Guiscard an der Spitze eines zahlreichen Heeres vor Rom. Da die Römer mit Gewalt sich ihm widersetzten, eroberte er mit List die

Stadt, und setzte Gregorn in Freyheit. Die Normänner plünderten, raubten und mordbrannten in der Stadt mit so ausgelassener Wuth, daß die Römer neuerdings über Gregorn ergrimmten, so, daß er, um seines Lebens sicher zu seyn, nach Salerno flüchten mußte.

Herrmann von Luxenburg u. Ekbert von Thüringen. Neue Fehden. Heinrich wird von seinem Sohn Conrad verrathen.

Die mißvergnügten Sachsen hatten sich nun (1081.) in der Person Herrmanns von Luxenburg einen neuen König gewählt. Dieser Vorfall nöthigte Heinrichen abermals aus Italien nach Deutschland zurücke, wo er verschiedene glückliche Siege über seine Gegner erfocht. Nach sieben unruhigen Jahren, in denen es auf keiner Seite zur Entscheidung kam, unterwarfen sich endlich die Sachsen (1088.) ihrem rechtmäßigen König Heinrich, und Herrmann von Luxenburg, den die immerwährenden Fehden ermüdeten, zog sich auf seine Erbgüter zurück, wo er, wie man sagt, eines gewaltsamen Todes starb.

Heinrich hatte von den Sachsen nun nichts mehr zu befürchten, als ihm der Thüringische Marggraf Ekbert, der nach der Königskrone lüstern war, neuerdings zu schaffen machte. Allein im J. 1090. wurde auch dieser von den Vasallen der Aebtißin von Quedlinburg, der Schwester Heinrichs, samt seinem Gefolge nicht weit von Braunschweig ermordet.

Nun erhub in Italien die päbstliche Kaballe wieder ihr Schlangenhaupt. Gregor starb (1085.) zu Salerno eines elenden Jammertodes, und die katholische Nachwelt hat ihn, diesen Mann der Sünden, der Unzucht und Herrschsucht, der ganz Deutschland und Italien mit Mord und Todschlägen, Raub

und

und Brand anfüllte, als einen grossen Kirchenheiligen auf Altäre gestellt. Nach seinem Tode beförderte seine Beyschläferinn, die Gräfinn Mathilde, den Abt Desiderius von Monte Caßino, der den Namen Victor II. annahm, zum päbstlichen Stuhl; und als dieser bald nachher starb, folgte ihm (1088.) Urban II. ein Franzos, und ein fast eben so listiger Mann, als Gregor. Das erste, wodurch er sich als Pabst der Welt ankündigte, war die Erneuerung der Bannflüche gegen Heinrich und den Gegenpabst Clemens, und, um in Deuschland sich Stützen zu verschaffen, machte er den Bischof Gebhard von Costanz zum Legaten in Deutschland, und beredete die Mathilde, Welfen, den Sohn des Herzogs von Baiern zu heyrathen. Heinrich eilte (1090.) nach Italien; nahm alle Städte diesseits des Po ein, eroberte Mantua und zuletzt die ganze Lombardey. Allein die Treulosigkeit, seines ältesten Sohns Konrad, der sich durch die Schmeicheleyen der Mathilde verleiten ließ, wider seinen eignen Vater einen Aufstand zu erregen, hemmte den Lauf der siegreichen Waffen des Kaisers. Konrad wurde fast von ganz Italien als König erkannt, und von dem Erzbischof von Mailand gekrönt. Heinrich ließ nun diesen treulosen Sohn in die Reichsacht erklären, und seinen andern Sohn Heinrich, doch mit Vorbehalt, daß er bey Lebzeiten seines Vaters sich weder in die Reichssachen, noch in die Familien- und Erbgüter mischen wolle, zu seinem Nachfolger erwählen. Konrad starb 1101. zu Florenz, wie man vermuthet, an Gift.

Anfang der Kreutzzüge.

Ein andächtiger Franzos, Peter von Amiens gab um diese Zeit zu einer der merkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte, nämlich zur Auswanderung einiger Millionen Menschen nach einem fremden Welttheile Anlaß. Die

ganze Sache betraf nichts geringers, als das vermeintliche Interesse sämtlicher christlicher Völker. Es war um die Errettung des Grabes Christi aus den Händen der Heyden zu thun.

Schon von jeher war ein unstätes Umherziehen ein Nationalzug der Deutschen, und unter Karl des Grossen Regierung fieng eine besondre Art müssiger Streifereien in der Welt an. Man nannte sie heilige Streifereien, und unter diesen war die gewöhnlichste und beliebteste zum Grabe des Stifters der christlichen Religion nach Jerusalem, welches nun in der Gewalt der Sarazenen, eines den Christen sehr verhaßten Volkes war. Der Pöbel der Pilgrime mochte vom Sarazenen Pöbel nicht allzugelinde behandelt worden seyn, und daher rührten vermuthlich die schrecklichen Schilderungen des Unfugs, der in Jerusalem von den Feinden des Christenthums gegen das heilige Grab soll verübt worden seyn. Genug, die Köpfe aller derjenigen wurden warm, die von den Mord- und Jammergeschichten hörten, die allenthalben von den zurückgekommenen Pilgrimen unter Wegen erzählt wurden.

Die Päbste, denen es von jeher um die Erweiterung ihrer Macht und ihres Reichthumes zu thun war, dachten schon lange, dieß schöne Land zum Eigenthum des heiligen Peters zu machen. Pabst Gregor VII. der unternehmenste Kopf seiner Zeit, schrieb schon im J. 1074. er wolle sich an die Spitze einer Armee stellen, um bis an das Grab des Herrn durchzudringen. In der That wäre es ihm weniger um die Ehre des Grabes Christi, als um die wichtigen Eroberungen zu thun gewesen, die er in Asien hätte machen können. Allein an der Ausführung dieses weitaussehenden Planes hinderten ihn die wichtigen Zwiste mit Kaiser Heinrichen.

Unter Urban II. wurde diese Sache nun zu einer bewunderungswürdigen Gährung gebracht. Er schrieb nach Piacenza, und bald darauf nach Clermont in Frankreich Kirchenversammlungen aus. Während Peter von Amiens dem Pöbel seiner Landsleute Busse predigte, und die Ehre des Grabes Christi zu rächen befahl, begeisterte Urban die auf den Kirchenversammlungen anwesenden weltlichen und geistlichen Stände mit einer heiligen Wuth nach heiligen Eroberungen. Der Volkskarakter entsprach vollkommen dem Geiste so eines ausserordentlichen Unternehmens. Was bey dem Adel, der durch Turniere, Ritterspiele und Zweikampf genährte Kriegsgeist und die damit verbundene Ehrbegierde vermogte, das vermogte wiederum der Aberglauben, und die Anhänglichkeit an das Wunderbare über das gemeinere Volk. Man sah Zeichen am Himmel, und alles, was nur immer die Einbildungskraft über die Menschen vermag, vereinigte sich, dieß ausserordentliche Vorhaben zu begünstigen.

Deutschland nahm Anfangs keinen so grossen Antheil, als Italien und Frankreich, an dieser Raserey. Gleichwohl machten sich drey deutsche Haufen, da die Schwärmerey allenthalben ansteckend ist, unter den Priestern Flocmar, Godschalk, und unter dem Thüringischen Grafen Emicho auf dem Wege. Allein diese drey Haufen, die ihren kriegerischen Kreutzzug mit Ermordung aller Juden, die sie fanden, anfiengen, wurden schon in Ungarn, wo sie allenthalben plünderten und raubten, theils ermordet und theils gänzlich zerstreut. Jerusalem wurde inzwischen nach ausserordentlichen Schwierigkeiten durch den berühmten Helden Gottfried von Bouillon, Grafen Raymund von Toulouse, Grafen Robert von der Normandie, Robert von Flandern,

Grafen Stephan von Blois, und Hugo, einen Bruder des Königs Philipp von Frankreich, mit Gewalt erobert.

Ende der Regierung Heinrich IV.

Deutschland war noch immer von innen zerrüttet. Faktionen und Verschwörungen liessen es nie zu einer dauerhaften Ruhe kommen. Heinrich wollte sich Mühe geben, sich von der Exkommunikation entbinden zu lassen, als Paschal II. der auf Urban folgte, einen neuen Bannfluch über ihn schleuderte. Nun beginnt Heinrichs trauriges Ende.

Sein jüngerer Sohn, der ihm nachher in der Regierung folgte, verbitterte seinem alten unglücklichen Vater durch Undank und Treulosigkeit das Leben mit endlosem Jammer. Der Pabst sprach ihn von dem Eide los, den er seinem Vater zu Aachen leistete, und vermöge dessen er sich verpflichtete, nie etwas zum Nachtheil seines lebenden Vaters zu unternehmen. Unter dem Vorwande, daß die Exkommunikation alle Verbindlichkeiten, die Menschen gegen Menschen haben, aufhebe, war es sowohl dem Pabste, als den Feinden des alten Heinrichs ein leichtes, seinem ohnehin ehrbegierigen und herrschsüchtigen Sohn zum meineidigen Verräther zu machen. Es sind noch die rührendsten Briefe vorhanden, die Heinrich an seinen Sohn schrieb, um ihn zur Kindespflicht zurück zu bringen. Allein vergebens; der mißleitete und treulose Sohn erklärte sich, er wolle schlechterdings mit keinem Exkommunizirten in irgend einer Verbindung stehen.

Vater und Sohn stunden an der Spitze ihrer Heere, und befehdeten sich wechselweise um die Krone. Endlich schrieb der Sohn einen grossen Reichstag nach Mainz aus, um dort die Streitsache in Ordnung zu bringen. Das grosse Unglück des Va-

ters brachte vieles Volk auf seine Seite, und er zog mit einer wichtigen Armee gegen Mainz. Der Sohn, dem nicht wohl bey der Sache war, gieng bis Coblenz seinem Vater entgegen, fiel ihm zu Füssen, bat ihn um Vergebung, und versprach, sich mit ihm auszusöhnen, wenn er sein grosses Heer auseinander gehen ließ. Der Vater ließ sich bereden, und dankte den größten Theil seines Kriegsvolks ab. Allein gleich darauf ließ ihn der Sohn zu Bingen (1105.) gefangen nehmen und nach Ingelheim abführen, wo er endlich durch Drohungen gezwungen wurde, sich selbst schuldig zu erkennen, dem Reiche zu entsagen, und die Reichskleinodien herauszugeben. So viele Demüthigungen konnten dem ohngeachtet die päbstlichen Legaten, die bey dieser Handlung gegenwärtig waren, nicht vermögen, ihn von der Exkommunikation los zu sprechen. Sie verweigerten es ihm unter dem Vorwande, daß Niemand, als der Pabst, vom Kirchenfluche befreyen könne.

Wenige Fürsten sanken je so tief ins Elend, als Heinrich, der nun in eigentlichem Verstande brodlos war. Man sagt, er habe sogar um eine geringe Pfrunde an der Domkirche zu Speier gebeten, die er doch selbst gestiftet hatte, und man habe ihm auch diese verweigert. Indeß fand er in der Verzweiflung Mittel, nach Lüttich zu flüchten, dessen Bischof nebst dem Bischof von Niederlotharingen noch immer sein Freund war. Diese brachten in Kurzem wieder verschiedene Fürsten auf Heinrichs Seite, und ein ziemlich zahlreiches Heer unterstützte die Hofnung derselben. Der Sohn, der Lüttich, wo sein Vater war, belagerte, wurde mit Verlust zurückgeschlagen, und wahrscheinlich hätte Heinrichs Sache eine ganz erwünschte Wendung für ihn genommen, wenn ihn

nicht eben zur Zeit, als die größte Hofnung einer glücklichen Entscheidung vorhanden war, der Tod (1106.) übereilt hätte. Der Bischof von Lüttich ließ die Kaiserliche Leiche bestatten, mußte sie aber, um nicht in den Kirchenbann zu fallen, wieder ausgraben lassen. Man führte sie nach Speyer, wo sie fünf Jahre unbegraben lag, bis endlich sein Sohn (1111.) als er sich ebenfalls mit dem Pabste abwarf, sie mit allem Gepränge in die kaiserliche Gruft versenken ließ.

Charakter Heinrichs IV.

Heinrich IV. der durch eine Reihe Unglücksfälle, Epoche in der Geschichte machte, war bey allem dem ein ganz vortreflicher Mann. Die natürlichen Keime eines grossen Geistes, die in der Jugend zwar durch die bischöflichen Kunstgriffe in ihm unterdrückt wurden, brachen im Laufe seiner äusserst beunruhigten Regierung doch noch hervor. Die Natur gab ihm unwiderstehliche Beredsamkeit und unerschrockenen Muth. Seine herrschende Leidenschaft war ein tiefes Gefühl der Ehre. Nichts war ihm unausstehlicher, als der Gedanke, die Krone seiner Väter zu verlieren. Nur dieses lebhafte Gefühl der Ehre konnte ihn vermögen, sich so tief in Canossa vor Gregorn zu demüthigen. Selbst seine Feinde geben ihm das Zeugniß eines tapfern Helden. Er wohnte 62. Feldschlachten bey, worinn er meistens siegte. Er war bis zu einem Grade von Schwachheit mitleidig. Er hatte an seinem Hofe immer Kranke und Arme von allen Gattungen, die er selbst verpflegte. Man hat kein Beyspiel von ihm, daß er bey den manchen Verschwörungen, die gegen sein Leben gemacht wurden, Jemanden bestraft hätte. Heinrich wäre ein grosser und glücklicher Fürst gewesen, wenn er bloß einen mittelmäßigen Geist gehabt hätte. Die Päbste, mit

denen er zu thun hatte, litten keinen, der ihnen gleich war, neben sich, viel weniger einen Höhern über sich; und je mehr Heinrich von ihrer Macht zu besorgen hatte, um so ungeduldiger war er unter ihrer Herrschaft.

Heinrich V. 1106—1124.

Unter Heinrichs V. Regierung, die durch die päbstlichen Händel eben so berühmt, als die Regierung seines Vaters wurde, fiel das kaiserliche Ansehen in Italien und Deutschland wieder um einige Grade tiefer. Heinrich wäre zwar der Mann gewesen, durch Entschlossenheit, Tapferkeit und List die päbstliche Hierarchie zu unterdrüken, wenn die deutschen Fürsten weniger eifersüchtig auf eine zu grosse kaiserliche Macht gewesen wären.

Heinrich versuchte gleich beym Anfange seiner Regierung, die nun einmal in Bewegung gebrachte Investitursache zu Ende zu bringen. Er berief den Pabst nach Deutschland, um in Beyseyn geistlicher und weltlicher Fürsten mit ihm in Unterhandlungen zu tretten. Allein dieser mochte sich von den Folgen solcher Unterhandlungen nichts Gutes versprochen haben, und flüchtete, anstatt nach Deutschland zu kommen, nach Frankreich, wo er zu Troyes (1107) ein Concilium hielt, und die Verordnungen seiner Vorgänger, Gregors VII, und Urbans II. über die Investituren der Deutschen Regenten, und zugleich das Verbot erneuerte, daß kein Geistlicher einem Weltlichen den Lehnseid leisten solle. Heinrich setzte indeß seine Investituren fort, und beschied den Pabst auf eine allgemeine Kirchenversammlung nach Rom, wohin er im nächsten Jahre zu kommen versprach.

Indeß machten ihm einige in Polen und Ungarn ausgebrochene Unruhen zu schaffen. Polen suchte sich von Deutschland unabhängig zu machen, mußte sich aber am Ende doch noch zur Bezahlung des

rückständigen Tributes bequemen. In Ungarn brachen ernsthaftere Unruhen aus. König Salomon verwüstete die benachbarten deutschen Grenzen, und befehdete seinen eignen Bruder Almus, der den deutschen Kaiser zu Hülfe rief. Vergebens belagerte dieser Presburg, und nachdem er mit Verlust weichen mußte, drangen die Ungarn in Oesterreich, bis endlich Marggraf Leopold sie wieder vertrieb, und wichtige Siege über sie erfocht.

Heinrichs berühmter Römerzug.

Heinrich hatte nun nichts so nahe am Herzen, als sein kaiserliches Ansehn gegen die Angriffe der päbstlichen Hierarchie zu behaupten. Er hatte sich mittlerweile mit Mathilden, der Tochter und Erbinn des Königs Heinrich von England, vermählet, und der ungeheure Brautschatz, den ihm diese zur Mitgift brachte, setzte ihn in Stand, etwas Ausserordentliches zu unternehmen. Nebenbey schmeichelte er den Leidenschaften der eifersüchtigen deutschen Grossen, um sie geneigt zu machen, ihn in seinem Unternehmen zu unterstützen. Und so kam nun (1110) jener berühmte Römerzug zu Stande, wodurch er sich in Italien so furchtbar machte. Sein Gefolge bestund aus dreißigtausend streitbaren Männern. Um auf alle mögliche Art sein Recht gegen den Pabst zu behaupten, nahm er auch die berühmtesten und geschicktesten Gelehrte mit sich, die seine Sache mit Gründen unterstützen mußten. Die italienischen Städte und Herren, und selbst die Gräfinn Mathilde huldigten ihm. Nur Novara schloß seine Thore vor ihm, die er aber mit Gewalt erbrach. In Florenz, wo er die Weihnachten hielt, zeigte er eine Pracht, worüber die Italiener erstaunten.

Heinrich schickte Gesandte nach Rom, um noch von seiner Ankunft mit dem Pabste die Sache in Ordnung zu bringen. Paschal, der sich wohl vorstellen

konnte, wie wenig durch seine Widersetzlichkeit gegen einen Kaiser zu gewinnen sey, der an der Spize einer so furchtbaren Macht erscheint, ließ Heinrichen alle Regalien, die nämlich die Kirche seit dem von den Kaisern bekommen hatte, gegen die Uebergabe des Investiturrechts anbieten. Die Kirchen sollten sich bloß mit den Zehnten, Opfern, und denjenigen Gütern begnügen, die sie von Privatpersonen geschenkt bekommen, oder gekauft haben. „Denn, „sagt Paschal, es ist sowohl durch das Göttliche, „als die Kirchengesetze befohlen, daß die Geistlichen „sich nicht mit weltlichen Dingen abgeben, und nicht „einmal nach Hof kommen sollen, als um einen Ge„fangenen zu retten, oder Bedrängten Hülfe zu schaf„fen. Daher sagt auch der Apostel Paulus: wenn „ihr Gericht zu halten habt: so sollen es die Gerings„gern unter euch thun. Bey euch aber (in Deutsch„land) sind die Bischöfe und Aebte so sehr mit welt„lichen Geschäften überhäuft, daß sie beständig bey „Hofe seyn, oder Kriegsdienst leisten müssen, welches nicht ohne Raub, Brand und Todschlag ge„schehen kann. Die Diener des Altars sind Diener „des Hofes geworden, weil sie Städte, Herzogthü„mer, Grafschaften, Vestungen, und andere Din„ge, die dem Reich mit Diensten behaftet sind, be„kommen haben. Eben daher sey auch der unaus„stehliche Gebrauch gekommen, daß die Bischöfe „noch vor ihrer Weihe sich von den Königen inves„stieren lassen mußten. Diese Investitur soll nun „Heinrich gegen die Rückgabe der Regalien fahren „lassen.„

So schmeichelhaft diese Erklärung der Macht weltlicher Regenten war, so wenig waren die Bischöfe und Aebte, die dadurch einen Theil ihres Reichthums und des Einflusses in Reichsgeschäfte verloren, mit

derselben zufrieden. So geschah es, daß, als Heinrich nach Rom zog, und vor der Krönung die Rückgabe der Regalien gegen das Investiturrecht öffentlich geschehen sollte, die Bischöfe und weltlichen Fürsten, die einen zu mächtigen Kaiser mehr, als einen zu mächtigen Pabst fürchteten, in der Kirche ihren öffentlichen Unwillen hierüber bezeugten. Der schüchterne Pabst wagte es nun nicht, das Instrument über die Rückgabe der Regalien auszufertigen, und als man Schwierigkeiten machte, den Kaiser zu krönen, so ließ Heinrich den Pabst samt seinen Kardinälen gefangen nehmen.

Ueber diese Gewaltthätigkeit kam ganz Rom in Unruhe. Wo man nur immer einen Deutschen fand, ermordete man ihn. Selbst auf das kaiserliche Lager wagten die erzürnten Römer einen Ausfall, wurden aber zurückgeschlagen. Heinrich führte den Pabst und die gefangenen Kardinäle jenseits der Tiber, wo er sich lagerte, um Rom vollends zu bezwingen. Er ließ vor Paschals Augen verschiedenen adelichen Römern die Köpfe abschlagen, und dieß nöthigte endlich (1111.) den Pabst, einen neuen Vertrag zu errichten, vermöge dessen die Wahlen der Bischöfe frey und ungehindert geschehen, diese aber vor der Weihe sich von dem Kaiser mit Ring und Stab sollten investiren lassen. Der Pabst mußte auch versprechen, den Kaiser nicht zu exkommuniciren. Hierauf gieng die Krönung von statten, nach welcher Paschal das Privilegium der Investituren schriftlich von sich geben mußte.

Kaum hatte Heinrich Rom verlassen; als man, was sich wohl von der Treulosigkeit der Römer nicht anders erwarten ließ, den ganzen Vertrag sogleich auf einem Consilium im Lateran für ungültig erklärte, und alle bisher ergangene päbstliche Verordnun-

gen über die Investituren erneuerte. Der französische Erzbischof Guiddo von Viene that den Kaiser sogar in den Kirchenbann, und nun fiengen auch in Deutschland wieder neue Verwirrungen an.

Sächsische Kriege. Die deutsche Klerisey, der nichts schmeichelhafter, nichts erwünschter, als eine gänzliche Immunität oder Kirchenfreyheit war, verursachte, daß ganz Deutschland in einen gefährlichen Brand gerieth. Der Erzbischof Adalbert von Mainz, der sich doch anfangs so sehr für die Ehre des Kaisers beeiferte, zeigte sich nun an der Spitze der Mißvergnügten. Heinrich bemächtigte sich zwar seiner Person, aber diese Gefangennehmung war nur die Loosung zu weit gefährlichern Unruhen. Der kaiserliche Fiskus war damals durch die unaufhörlichen Verwirrungen in Deutschland fast ganz erschöpft, und Heinrich dachte nun mit Ernste daran, ihn wieder herzustelleu. Allein man hatte damals bereits angefangen, zwischen Lehen und Eigenthum keinen Unterschied mehr zu machen, und die Fürsten, die anfangs mit Grafschaften und Herzogthümern belehnt wurden, betrachteten diese nun in der Folge für ihr Eigenthum. Eben damals starb der Graf Ulrich von Weimar aus dem Hause Orlamünde, ohne Erben zu hinterlassen. Heinrich foderte diese Güter als Fiscalgüter. Allein Pfalzgraf Siegfried am Rhein, und Herzog Lothar von Sachsen tratten mit den mächtigsten sächsischen Herren in ein Bündniß gegen den Kaiser. Heinrich eilte nach Sachsen, verheerte und zerstörte einige Güter der Grossen, und erschlug den Pfalzgrafen Siegfried 1114 in einem Treffen. Die Ruhe schien nun auf einige Zeit hergestellt zu seyn, als das Feuer der Empörung wieder (1115) neuerdings ausbrach. Heinrich kam noch einmal mit einer zahlreichen Armee nach Sachsen,

wo an der Wipper im Mannsfeldischen ein hitziges Treffen zwischen den Sachsen und den Kaiserlichen vorfiel. Heinrich verlor aus Uebereilung des Grafen Hoyer von Mannsfeld die Schlacht, der zu unüberlegt und mit zu weniger Mannschaft den Feind angrif. Die Sachsen bedienten sich ihres Sieges, den Kaiser zu demüthigen, und riefen den päbstlichen Legaten nach Deutschland, um Heinrichen zu exkommuniziren. Ein anderer Legat Cono hatte dieß bereits in Frankreich und zu Kölln gethan. Heinrich suchte vergebens sich auf einem zu Mainz ausgeschriebenen Hoftag zu erholen. Die meisten Fürsten erschienen nicht, und die Mainzer waren durch die Faktion ihres gefangnen Erzbischofs in so eine Wuth gerathen, daß sie den kaiserlichen Pallast umrangen, und Heinrichen samt seinem Gefolge zu ermorden drohten, wenn er den Erzbischof nicht los liesse. Heinrich that es, und zog verlassen, und allenthalben beunruhigt von Mainz hinweg.

Neue Auftritte in Italien. Die Gräfinn Mathilde war inzwischen gestorben, nachdem sie ihre beträchtlichen Güter, die doch meistens Reichslehen waren, der römischen Kirche vermachte. Heinrich eilte nach Italien, nahm ohne Rücksicht dieser Schenkung von der Verlassenschaft Besitz, foderte durch Gesandte vom Pabste einen Widerruf von dem, was die Legaten und Bischöfe in Ansehung seiner vorgenommen hatten, und rückte, als dieser hiezu sich nicht bequemen wollte, mit einer Armee nach Rom. Paschal flüchtete nach Apulien, und Heinrich ließ sich, da er seine vorige Krönung wegen dem Meineide des Pabstes für ungültig hielt, von dem Erzbischof zu Braga noch einmal krönen.

Der Kaiser verließ Rom, uud Paschal kam wieder zurück. Man schloß die Thore vor ihm, und

er starb, als er eben die Stadt mit Gewalt bezwingen wollte. Die Römer erwählten hierauf den Cardinal Johan Cajetan unter dem Namen Gelasius II. zum Pabste. Noch ehe die Kardinäle auseinander giengen, drang sich Curtius Frangipani, römischer Consul und Freund des Kaisers in die Versammlung, packte den neugewählten Pabsten an der Kehle, und trieb ihn mit Schlägen vor sich her in das Gefängniß. Die Römer griffen zu den Waffen, und nöthigten Frangipani, den Pabsten auszuliefern, als Heinrich wieder mit seiner Armee vor Rom stund. Gelasius flüchtete, und Heinrich erwählte den Erzbischof von Braga, Mauritius Bourdin, zum Pabste, der den Namen Gregor VIII. annahm, und alles widerrief, was seine Vorgänger zum Nachtheile des Kaisers verfügten. Gelasius konnte der Gewalt der Waffen, womit Gregor VIII. von Heinrichen unterstützt wurde, nicht widerstehen, und gieng nach Frankreich, wo er bald darauf starb. Die Cardinäle erwählten hierauf den Erzbischof von Vienne, aus dem Burgundischen Hause, zum Pabst, der unter dem Namen Calixtus II. die Regierung antrat.

Empörung in Deutschland. Ende des Investiturstreites.

In Deutschland herrschte mittlerweile der Geist der Empörung und der Faktionen. Es war ein immerwährendes Rauben und Plündern, und es kam endlich so weit, daß man nach Wirzburg einen Reichstag ausschrieb, um den Kaiser abzusetzen. Diese gefährliche Wendung, die Heinrichs Angelegenheiten in Deutschland nahmen, nöthigten ihn schleunigst aus Italien zurück. Er war zu schwach, um die Empörer zu demüthigen, und das Kaiserliche Ansehen war überhaupt zu tief gesunken, um sich gegen den Despotismus der päbstlichen Macht behaupten zu können. Man machte

beyderseits vergebene Versuche, sich auszusöhnen, und am Ende kam es so weit, daß Calixtus auf einer Kirchenversammlung zu Reims den Kaiser förmlich exkommunizirte, und nach löblicher Gewohnheit alle Unterthanen vom Eid der Treue lossprach.

Die Verwirrung stieg nun in Deutschland aufs Höchste. Das kaiserliche Ansehen war, so viel als dahin. Man handelte nach eigner Willkür und Macht, und die Folgen der Anarchie waren noch nie schrecklicher, als in dieser Zeit. Die Bischöfe und Aebte wählten sich untereinander, ohne vom Kaiser sich investiren zu lassen, und jeder von den weltlichen Grafen raubte so viel vom Reiche, als er Habhaft werden konnte. Aeusserst aufgebracht gegen den undankbaren und aufrührischen Erzbischof von Mainz, der dem Kaiser alles zu verdanken hatte, machte Heinrich Anstalten, Mainz zu belagern, und beyde Heere stunden sich schon im Angesichte; als es noch auf Anrathen der Stände des Reichs zu friedlichen Unterhandlungen kam. Man schloß Frieden, und, um den Investiturstreit zu beendigen, fertigte man nach Rom eine Gesandtschaft mit dem Antrage ab, daß der Pabst eine allgemeine Kirchenversammlung ausschreiben soll, um durch das Urtheil des heiligen Geistes dasjenige auszumachen, was durch menschliches Urtheil nicht zu Ende gebracht werden könnte.

Calixtus, der inzwischen seinen Gegenpabst Gregor VIII. in seine Gewalt bekam, und ihn mit Schimpf überladen in ein Closter sperrte, ergrief diese günstige Gelegenheit, und brachte endlich auf einer Kirchenversammlung in Gegenwart von dreyhundert Bischöfen und siebenhundert Aebten den berüchtigten Investiturenstreit zu Ende. Die Urkun-

den, die man sich hierüber zu Worms einander auslieferte, enthielten von Seite des Kaisers: daß er auf die Investitur durch Ring und Stab Verzicht thun, eine gänzliche Wallfreyheit der Bischöfe gestatten, und alle Regalien, die er im Besitze hätte, der römischen Kirche ausliefern wolle. — Der Pabst hingegen bewilligte, daß die Wahlen in Gegenwart des Kaisers sollten gehalten werden; und wenn die Wählenden nicht einig wären, soll er nach dem Rath und Urtheile des Metropolitanen und der Provinzialbischöfe dem bessern Theil seinen Beyfall geben, und denselben mit der That unterstützen; der Erwählte soll die Regalien, ausser dem, was zur römischen Kirche gehört, von ihm durch den Szepter empfangen, und ihm die gehörigen Dienste dafür leisten. —

So endigte sich zum endlosen Nachtheile aller deutschen Kaiser dieser berüchtigte Streit. Wäre Deutschland damals nicht in so viele Faktionen getheilt gewesen, die alle dahin sich vereinigten, das kaiserliche Ansehen zu schwächen: so würde ganz gewiß Roms Bemühung, eine geistliche Hierarchie einzuführen, vergebens gewesen seyn.

Heinrichs Tod. Die kaiserliche Macht war nun nicht mehr, als ein Schatten. Seine noch übrige Regierung war ein Gewebe von Kaballen und Empörungen. Oft gerieth Heinrich durch plötzlichen Auflauf in Lebensgefahr. Zu ohnmächtig, noch etwas Grosses auszuführen, starb er endlich (1124.) zu Utrecht, ohne einen männlichen Erben zu hinterlassen. Die Geschichtschreiber lassen ihm jedoch in Ansehung seiner persönlichen Tapferkeit und seines Eifers für die Vorrechte seines Hauses alle Gerechtigkeit wiederfahren. Nur die Verrätherey, die Ehrsucht, und der Aberglauben

seiner allzumächtiggewordnen Unterthanen hinderten ihn, sein Reich mit gehöriger Würde zu behaupten.

Lothar II. 1125—1137.

Nichts konnte den deutschen Fürsten erwünschter seyn, als der unbeerbte Abgang Heinrichs V. Die Quelle der meisten Empörungen unter der Regierung der letztern Kaiser war ein gewisses Mißtrauen gegen die Kaisermacht, von der sie ihr Ansehen bedrückt glaubten. Sie ergriefen also diesen günstigen Anlaß, ihre Macht zu begründen, und Lothars Wahl, eine der merkwürdigsten in der Geschichte, ist ein überzeugendes Beyspiel von der Mühe, die man sich gab, das ohnehin schwache kaiserliche Ansehen noch mehr zu entkräften. Das eigentliche Wahlgeschäft besorgten ein päbstlicher Legat, und der den Kaisern ohnehin gehäßige Adalbert, Erzbischof von Mainz. Um das Volk von der Wahl auszuschliessen, wurde diese nicht unter den Augen des Volks im Lager, sondern in der Stadt Mainz von den Fürsten gehalten, die den Herzog Friedrich von Schwaben, den Herzog Lothar von Sachsen, und den Marggrafen Leopold von Oesterreich, als die würdigsten zum Kaiserthron, in Vorschlag brachten. Wäre nicht das päbstliche Interesse bey dieser Wahl mitverflochten gewesen, so wäre unstreitig Friedrich, der im Reiche sehr beliebt war, Kaiser geworden. Allein der päbstliche Legat und Adalbert von Mainz drangen dem Volke den Herzog Lothar, der sich anfangs dawider sträubte, öffentlich und mit Gewalt als Kaiser auf. Sie nahmen ihn, sagt die Geschichte, auf ihre Schultern, und trugen ihn unter unaufhörlichem Jauchzen unter dem Volke umher.

Worum es eigentlich der Geistlichkeit bey dieser Wahl zu thun war, zeigt eine Art Capitulation, die sie Lotharn nach seiner Wahl vorlegten. „Die Kir-

„che

„che „, heißt es darinn, „ soll ihre Freyheit haben, „ die sie allzeit gewünscht hat ; und das Reich soll „ seine rechtmäßige Gewalt haben , durch die es sich „ Alles , was des Kaisers ist , mit Liebe unterwür„ fig macht. Die Kirche soll in geistlichen Sachen „ die freye Wahl haben , die weder durch Furcht „ vor dem König erzwungen , noch durch die Ge„ genwart desselben , noch durch Empfehlung be„ schränkt werden soll. Der Kaiser soll den Freyge„ wählten , und nach den Kirchengesetzen Consekrir„ ten alsdann feyerlich mit den Regalien durch den „ Szepter , jedoch unentgeltlich belehnen , und zum „ Zeichen der Treue und schuldigen Zuneigung , je„ doch unbeschadet seines Ordens , ihm den Eid ab„ nehmen — „. Zum Zeichen der Unterwürfigkeit gegen den päbstlichen Stuhl fertigte man sogar den Bischof Burkard von Cambrai nach Rom ab , um da die Kaiserswahl bestätigen zu lassen , da doch noch Heinrich IV. über Gregorn VII. das Bestätigungsrecht ausübte.

Lothar fieng seine Regierung mit einem Zug gegen die Böhmen an , die schon lange ihren Tribut nicht mehr bezahlten. Lothar wurde zwar in einem Treffen geschlagen ; doch belehnte er am Ende noch den Herzog Sobieslaus mit Böhmen.

Gefährlicher für die Ruhe des Reiches wurden die beyden Hohenstauffischen Herzoge Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken. Sie waren Erben Heinrichs V. und der alten Stamm- und Erbgüter der Fränkisch-Salischen Kaiserfamilie. Da diese Güter sehr beträchtlich , und die persönliche Tapferkeit dieser Herzoge sehr bekannt war , so glaubte Lothar , sich durch irgend eine andere Macht gegen sie unterstützen zu müssen. Er that dieses auf eine bis hieher fast unerhörte Art. Er gab nämlich dem

Herzogen Heinrich von Baiern, den er zum Tochtermann machte, das Herzogthum Sachsen, so daß dieser, im Besitze von zweyen grossen Herzogthümern, damals der mächtigste Herr in Deutschland wurde. Heinrich war ehedem Freund der Hohenstauffischen Familie; nun mußte er ihr Feind werden. Doch verloren die beyden Brüder ihren Muth noch nicht. Sie verlegten nach Nürnberg eine Besatzung, die Lothar vergebens zu bezwingen suchte.

Konrad gieng nach Italien, nahm den königlichen Titel an, und wurde von dem Erzbischof Anselm von Mailand zum König der Lombardey gesalbet und gekrönt. Fast alle Herren und Grossen in der Lombardey und in Tuscien erkannten ihn für ihren König, und die sich weigerten, wurden mit Waffen bezwungen. Nur Pabst Honorius II. der Lotharn aus Privatgründen, und als einem vorzüglichen Schützer der römischen Kirche geneigt war, widersetzte sich Konraden, und exkommunizirte sowohl ihn, als den Erzbischof von Mailand, der ihn gekrönt hatte. Konrad gieng hierauf wieder nach Deutschland zurück, wo indeß Lothar Speyer, einen Hauptsitz der Hohenstauffischen Brüder, zum zweytenmale (1130.) belagerte und eroberte.

In eben diesem Jahre verursachte der Tod des Honorius II. in dem Kirchenregimente eine der wichtigsten Spaltungen. Man überließ die Wahl eines neuen Pabstes acht Kardinälen, die in ihren Gesinnungen nicht einig werden konnten. Fünf beförderten den Kardinal Gregor von St. Angelo, der den Namen Innozenz II. annahm, und die übrigen drey den Kardinal Peter Leonis, aus einer sehr mächtigen Judenfamilie, unter dem Namen Anaclet II. zum päbstlichen Thron. Dieser wußte sich in Rom bald so einen mächtigen Anhang zu verschaffen, daß

Innozenz, viel zu schwach, seine Würde gegen so einen mächtigen Gegner zu behaupten, Rom verließ und nach Frankreich flüchtete. Man bezeigte ihm da alle mögliche Ehre, und erkannte ihn für das rechtmäßige Kirchenhaupt. Innozenz fertigte, um auch Lotharn auf seine Seite zu bringen, den Kardinal Gerhard nach Deutschland ab, der Lotharn zu einer persönlichen Zusammenkunft nach Lüttich einladen mußte. Lothar erschien, und versprach Innozenzen mit gewafneter Hand in Rom einzuführen, doch mit dem Beding, daß das Investiturrecht der Bischöfe mit Ring und Stab wieder den Kaisern überlassen werden sollte. Lothar bewieß dem Pabste mit überzeugenden Gründen, wie sehr selbst dem päbstlichen Stuhle daran liege, das Kaiserliche Ansehen nie zu tief fallen zu lassen. Innozenz befand sich über diese kaiserliche Aeusserung in einer erstaunlichen Verlegenheit, und würde vielleicht, um durch Hülfe des Kaisers seinen Gegner Anaclet demüthigen zu können, das so mühsam errungene Investiturrecht aufgeopfert haben: wenn nicht der Heilige Bernard, der berühmteste Mann seiner Zeit, der sogar im Geruche der Wunder und Heiligkeit stund, ins Mittel getreten wäre, und durch seine bewunderungswürdige Beredsamkeit den frommen Lothar überzeugt hätte, wie sehr er sich an der Kirche durch dergleichen Foderungen versündigen würde. Lothar verstummte vor Bernards hinreissender Beredsamkeit und versprach, im nächsten Jahre einen Zug über die Alpen zu thun, um Innozenzen auf den päbstlichen Thron zu erheben.

Ehe noch Lothar nach Italien gieng, bekam er mit den Dänen zu schaffen. Kanut, ein Sohn des Dänischen Königs Erich, verlor durch die Treulosigkeit seines Vetters Nikolaus die Dänische Krone,

und begab sich unter Lothars Schutz, der ihn mit der Wendischen Krone belehnte. Nikolaus und sein Sohn Magnus besorgten, Kanut möchte in der Folge seine Ansprüche auf die Dänische Krone zur Sprache bringen, und liessen ihn also meuchelmörderisch ermorden. Lothar, den der Verlust eines so tugendhaften Vasallen schmerzte, beschloß diesen Meuchelmord zu rächen, grif die Dänen an, vertrieb sie aus Hollstein, und zwang dem Magnus nebst einer beträchtlichen Geldsumme den Vasalleneid ab.

Nun gieng Lothar nach Italien, aber mit so einem geringen unbeträchtlichen Heere, daß es unmöglich war, Innozenzen den Sieg über seinen noch viel zu mächtigen Gegner zu verschaffen. Anaclet hatte sich der Engelsburg und Peterskirche bemächtigt, und Lothar mußte, um gekrönt zu werden, sechs Wochen warten, bis es endlich auf den Rath des Erzbischofs Norbert von Magdeburg dahin kam, die Krönung in der lateranischen Kirche vorzunehmen, die sonst alten Gewohnheiten zufolge nur in der Peterskirche geschehen konnte. Das Merkwürdigste, was bey dieser Krönung vorfiel, war die Belehnung, die der Kaiser vom Pabste über die Mathildischen Güter erhielt. Heinrich V. hatte sie nämlich nach dem Absterben der Gräfinn in Besitz genommen, ohne daß der Pabst Calixtus öffentliche Einwendungen dawider machte. Innozenz brachte nun seine Ansprüche auf dieselben bey dieser Krönung hervor, und Lothar war in grosser Verlegenheit, wie er dieser gefährlichen Klippe ausweichen sollte. Er befürchtete den Unwillen des Pabstes eben so, als die Vorwürfe der Deutschen, die ihn beschuldigen könnten, die Vortheile des Reiches vernachläßiget zu haben. Allein Innozenz, noch immer zu schwach, sich ohne Hülfe des Kaisers in seiner Würde behaup-

ten zu können, begnügte sich, Lotharn, mit dem Genusse dieser Mathildischen Güter zubelehnen, der nach seinem Tode auf seinen Tochtermann Heinrich, den Herzogen von Baiern und Sachsen, fallen sollte. Die Römer sorgten dafür, diese Begebenheit durch ein Gemälde zu verewigen, auf welchem Lothar kniend diese Belehnung von dem Pabste empfängt. Allein der bald darauf folgende Kaiser Friedrich I. ließ dieses schändliche Denkmal der kaiserlichen Erniedrigung und des päbstlichen Hochmuths vertilgen.

Kaum verließ Lothar Italien, als Innozenz wieder neuerdings ins Gedränge kam. Anaclet, unterstüzt von Roger, Herzogen von Apulien, den er zum Könnig von Sizilien ernannt, trieb seinen Gegner Innozenz aus Rom, und bemächtigte sich des ganzen Kirchenstaates. Roger, einer der tapfersten Männer seiner Zeit, setzte einen grossen Theil von Italien in Schrecken. Apulien und Calabrien, und selbst Neapel wurden von ihm sehr in die Enge getrieben. Die meisten Fürsten, worunter der Fürst Robert von Capua, und Graf Rainulph die vornehmsten waren, wurden entweder vertrieben, oder mit Gewalt unter seine Herrschaft gezwungen. Innozenz, der heilige Bernard, der griechische Kaiser Johannes Comnen, und die um das Gleichgewicht in Italien besorgten Venetianer vereinigten ihre Bitten und Vorstellungen, um Lotharn noch einmal zu einem Zuge nach Italien zu bereden.

Mittlerweile hatte sich Lothar auch mit seinen mächtigen Gegnern, den beyden Hohenstauffischen Brüdern auf den Reichstägen zu Bamberg und Mühlhausen öffentlich ausgesöhnet. Um ihnen die Gelegenheit, ihm ferner zu schaden, zu rauben, beredete er sie, mit ihm den Zug nach Italien anzutreten. Er hatte nun ein sehr grosses Heer auf den Beinen,

und der Einzug in Italien war wirklich sehr siegreich. Sein Tochtermann, Heinrich von Baiern und Sachsen, war im Gefolge dieses glänzenden Zuges, und führte einen Theil der Kaiserlichen Armee an. Er eilte in Gesellschaft des Pabsts Innozenz nach Tuscien, um in Apulien einzubrechen, indeß Lothar längst dem Adriatischen Meer hinzog. Alles unterwarf sich den siegreichen Waffen des Kaiserlichen Heeres. Die Städte Trani und Bari, Capua und Benevent mußten sich theils freywillig, theils mit Gewalt bezwungen ergeben. Der verjagte Robert wurde wieder in sein Herzogthum Capua eingesetzt, und Reinulph von Avellana wurde zugleich von dem Pabst und dem Kaiser mit dem Herzogthum Apulien belehnet.

Indeß brach unter den Deutschen lautes Murren aus. Sie waren dieses Zuges und des italienischen Klimas so müde, daß sich einige verschworen, den Pabst samt seinen Kardinälen und dem Erzbischofe von Trier zu ermorden, von denen sie glaubten, daß eigentlich sie diesen zwar siegreichen aber mühsamen Zug verursacht hätten. Nur mit Mühe konnte Lothar durch seine Gegenwart den Aufruhr bezähmen. Doch trat er bald darauf seinen Rückzug nach Deutschland an. Allein er erkrankte unter wegen zu Trient, und starb, da er seine Reise dem ohngeachtet fortsetzte, in einer elenden Hütte zwischen dem Inn und dem Lech, ohne daß man diesen Ort mit Zuverläßigkeit angeben kann. Man führte seine Leiche nach Königslautern in Sachsen, wo sie zur Erde bestattet wurde.

Dieser Fürst macht in der Geschichte lange das Aufsehen nicht, das er verdient. Man hat von den vielen Demüthigungen, die er dem Pabste und der Geistlichkeit bewies, Anlaß genommen, ihn einen

schwachen Regenten zu nennen. Allein wie hätte er einer Macht widerstehen können, die unter seinen Vorgängern zu so einer furchtbaren Grösse anstieg? Die Geschichte zweyer Zeitalter belehrte ihn, wie viel er von seiner eignen Würde aufopfern müsse, um nicht unter steten Unruhen zu leben und kümmerlich sterben zu müssen. Er hatte bey den traurigen Vorurtheilen seines Zeitalters, bey der überwiegenden Macht der Klerisey, und bey den unaufhörlichen Neckereyen der Fürsten nichts mehr zu fürchten, als einen päbstlichen Bannfluch, und es ist ihm zu verzeihen, wenn er der Gewalt seines Zeitalters auswich, und Alles vermied, um die Päbste nicht wider sich mit Bannflüchen zu bewaffnen.

Conrad III. 1157 — 1152. Lothars Tochtermann, Heinrich von Sachsen, dem die Kaiserfolge eigentlich schon bey Lebzeiten seines Schwiegervaters bestimmt war, hatte sich durch eine überwiegende Macht über die andern Fürsten so sehr erhoben, daß, hätte man ihn nun auch zum Kaiser gewählt, bey ihm eben das eingetroffen wäre, was man unter den vorherigen Kaisern mit so vieler Mühe zu verhindern suchte, nämlich eine zu grosse Ueberlegenheit der kaiserlichen Macht über die Ständische. Es fehlte also dem Welfischen Hause nicht an Feinden, denen jede Gelegenheit erwünscht war, die stolze Grösse desselben zu demüthigen, und sie erlaubten sich sogar Freyheiten, die den Reichsgesetzen nicht allerdings gemäß waren. Dem Ausspruche der Fürsten zufolge hätte der allgemeine Wahltag auf Pfingsten (1138) zu Mainz anfangen sollen. Allein da kurz zuvor (1137) der Erzbischof Adalbert von Mainz gestorben, und man noch ungewiß war, ob die Wahl eines neuen Erzbischofs zu Gunsten des Welfischen oder Hohenstauffischen Hauses ausfallen würde; so

eilte man, um Heinrichen zuvor zu kommen, der an der Spitze der Baierischen und Sächsischen Fürsten wahrscheinlich die Stimmenmehrheit mit Gewalt sich erzwungen hätte, und erwählte schon um Petristuhlfeyer zu Coblenz den Herzog Konrad von Hohenstauffen zum Kaiser, den man gleich darauf zu Aachen krönen ließ.

So wider alle Reichsordnung diese Wahl auch geschehen war; so sehr sich die Sachsen und die übrigen Fürsten, die bey dieser Wahl nicht zugegen waren, beschwerten; so bald erkannten sie jedoch Konraden für ihren rechtmäßigen Kaiser, nachdem man ihnen begreiflich machte, wie sehr viel sie von Heinrichens Macht, dessen Staaten sich von dem Gestade der Nordsee bis an die Ufer der Tiber erstreckten, als Kaiser zu besorgen gehabt hätten. Auf dem Reichstag zu Bamberg erschienen alle Sachsen, und selbst die verwittibte Kaiserinn Richenza, um Konraden zu huldigen. Nur Heinrich, der die Reichskleinodien noch in seiner Gewalt hatte, erschien nicht. Man beschied ihn auf einen andern Reichstag nach Regensburg, wo endlich Heinrich die Reichskleinodien auslieferte. Allein seine Feinde, noch immer mißtrauisch gegen seine Macht, begnügten sich hiemit nicht, und schrieben einen andern Reichstag nach Augsburg aus, wo Heinrich über mehrere Dinge zu Rede gestellt werden sollte. Er erschien nicht selbst zu Augsburg, sondern hatte in der Nähe ein zahlreiches bewafnetes Gefolge bey sich, und verstund sich schlechterdings nicht dazu, Konraden zu huldigen. Dieser verließ aus Furcht, überfallen zu werden, Augsburg, und hielt zu Wirzburg einen Hoftag, wo Heinrich in die Reichsacht erklärt, und bald darauf zu Goslar seiner Herzogthümer entsetzt wurde. Bayern erhielt der ohnehin mächtige Marggraf

Leopold V. von Oesterreich, und Sachsen Albert der Bär von Ballenstädt, und Marggraf von Brandenburg. Beide waren schon wegen Privathändeln dem Welfischen Hause nicht gewogen. Heinrich verließ Baiern, floh nach Sachsen, und trieb Albert en, dem er ganz Sachsen wieder abnahm, so sehr in die Enge, daß er Konraden um Hülfe ruffen mußte. Dieser erschien, aber es kam, da sich beyde Heere in Thüringen bey Kreutzburg im Angesichte stunden, zu einem Waffenstillstand. Man wollte auf einer Fürstenversammlung die Stretigkeiten beendigen. Allein, ehe es zu Stande kam, starb Heinrich zu Quedlinburg (1139) wie man vermuthet, an Gift. Sein Bruder Welfo setzte nach seinem Tode, um seine Erbgüter zu behaupten, den Krieg mit den Hohenstauffen fort. So wie Albert von Heinrichen in die Enge getrieben wurde; erfocht auch Welfo über den Herzog Leopold von Oesterreich manchen wichtigen Sieg. Allein weniger glückte es ihm, Konraden, der eben Weinsberg belagerte, Vortheile abzugewinnen. Dieser Ort wurde erobert. Man erzählte sich in der Folge ein Mährchen von der ganz beyspiellosen Treue der bairischen Frauen, das noch heut zu Tage in Volksliedern besungen wird. Weinsberg wurde nämlich zur Uebergabe gezwungen, und die Herzogin von Baiern foderte vom Sieger, daß ihr und allen Frauen in der Besatzung erlaubt seyn möchte, so viel wegzutragen, als sie vermögten. Konrad bewilligte es, und die Herzoginn und alle Frauen luden ihre Männer auf den Rücken, und zogen unter dieser Last gebeugt aus der Besatzung. Ein Beyspiel von Frauentreue, die dem Kaiser, wie man sagt, Thränen abgelockt haben soll!

Indeß starb (1141) Herzog Leopold, und Konrad gab Baiern dessen hinterlassenem Bruder Hein-

rich. Um ihm den Besitz von Baiern zu sichern, verheyrathete man ihn an die hinterlassene Wittwe des in die Acht erklärten Herzogs Heinrich, eine Tochter Kaiser Lothars. Durch diese Heyrath geschah es auch wirklich, daß ihr Sohn, der in der Folge so berühmt gewordne Heinrich der Löwe auf Baiern Verzicht that, und sich mit Sachsen begnügte, welches ihm auf Konrads Willen Albert abtretten mußte. Baiern blieb inzwischen noch immer ein Schauplatz der Verwüstung und Verheerung, indem Welfo immer noch sein Erbrecht mit den Waffen in der Hand zu behaupten suchte.

Italien war nicht weniger als Deutschland, von innerlichen Gährungen beunruhigt. So siegreich Konrad auch in seinem ersten Zuge war, so hatte er doch keine andere Folge, als die Römer von der Ohnmacht der deutschen Kaiser zu überzeugen, die nicht Kraft genug mehr hatten, ihr Ansehen in Italien zu behaupten. Roger fiel, als kaum Konrad nach seinem ersten Zuge an der Gränze von Deutschland war, mit gedoppelter Macht in Italien ein; brachte den Herzogen von Apulien zum Weichen, und vertrieb Roberten aus Capua. Um dem Kaiser in Deutschland zu schaffen zu machen, unterstützte er den Herzog Welf, der fast zehen Jahre zum Unglück seines Landes mit Konraden Krieg führte. Inzwischen war auch Anaclet (1138) gestorben, und Innozenz machte sich ohne Mühe zum Herrn von Rom. Nachdem auch der Herzog Rainulph von Apulien gestorben war, und Roger nun keinen Gegner mehr hatte, der seinen siegreichen Waffen Einhalt that; umgürtete sich der heilige Vater Innozenz mit dem Schwerte des Zorns und der Rache, und führte in Gesellschaft des Herzogs Robert von Capua in eigner Person ein bewafnetes Heer gegen den

Feind, den er exkommunizirte. Allein, ehe es Innozenz vermuthete, sah er sich umrungen und samt den Seinigen gefangen. So sehr nun der Pabst in der Gewalt seiner Feinde war, und so sehr sich diese ihrer Siegesrechte bedienen konnten: so kam es doch zum Frieden, nachdem Innozenz geloben mußte, den Roger als König von Sicilien, und dessen beide Söhne als Herzoge von Apulien und Capua zu erkennen. Merkwürdig ist es, und verdient als ein Beweis von der unaufhörlichen Treulosigkeit der Päbste angeführet zu werden, daß der Pabst seinen Siegern die Belehnung über die eroberten Länder ertheile, ihnen den Vasalleneid abnahm, und sie nöthigte, jährlich 60 Schifaten der römischen Kirche zu bezahlen, ohne die Ansprüche in Betracht zu ziehen, die der deutsche Kaiser sowohl auf die Belehnung als selbst auf die Eroberungen zu machen hatte.

Indeß machte ein gewisser Mönch Arnold von Breßcia die Köpfe der Römer schwindlicht. Sie waren mit ihrem Pabste sehr unzufrieden, der sich nicht bequemen wollte, oder vielmehr zu schwach war, das benachbarte Tusculo zu bezwingen. In dieser Zwischenzeit trat Arnold mit einer dem Ansehen der römischen Kirche sehr gefährlichen Ketzerey auf die Bühne. Er predigte den Römern, Friede, Einigkeit und gute Sitten könnten in der Kirche nicht hergestellt werden, so lange die Geistlichkeit unbewegliche Güter und andre weltliche Rechte im Besitze hätte. Sie wäre, predigte er ferners, derselben ganz unfähig, und Päbste, Bischöfe, Aebte, Mönche, und alle übrigen Geistlichen wären verbunden, nach dem Beyspiele der Apostel bloß von den willkürlichen Schenkungen und dem Opfer der Gläubigen zu leben. Diese Lehre klang den Römern

um so behaglicher, nachdem bereits das Gefühl von der ehemaligen Grösse Roms, so ohnmächtig es nun war, durch Hülfe der alten klaßischen Lektüre, und durch das Studium des Römischen Civilrechtes in ihnen immer lebhafter wurde. Der patriotische Eifer nach Grösse gieng endlich so weit, daß sie dem Pabste allen Gehorsam aufkündigten, sich Senatoren wählten, die den alten römischen Senat vorstellen mußten, alle Regalien in der Stadt und in ihrem Gebiete an sich zogen, und endlich den Sohn des Peter Leonis, Jordan zum obersten Consul ihres Senates machten.

In dieser Begeisterung schrieben sie zu wiederholten Malen an Konraden, nach Rom seinen Sitz zu verlegen, um mit ihnen gemeinschaftlich an der Wiederherstellung und der Aufrechthaltung des kaiserlichen Ansehens zu arbeiten, und das römische Reich in den Zustand zu setzen, in welchem es zur Zeit des Konstantin und Justinian gewesen, die durch die Kraft des römischen Senates und Volks den ganzen Erdboden in ihren Händen getragen.

So geneigt Lothar auch seyn mochte, sich dieses römischen Eifers zu bedienen, um das alte kaiserliche Ansehen zu wiederherstellen: so war doch einer Seits die Wankelmüthigkeit der Römer, und ander Seits ihre Ohnmacht zu bekannt, als daß Vorschläge dieser Art, besonders den kaiserlichen Sitz nach Rom zu verlegen, von den Deutschen so leicht hätten angenommen werden können. Zudem fand Pabst Eugen III. bald Mittel, die Römer wieder, wie zuvor, zu Sklaven seiner Herrschsucht zu machen, und Konraden, um ihn von Deutschland und Italien zu entfernen, in einen der unglücklichsten Kreutzzüge zu verwickeln.

Neue unglückliche Kreutzzüge.

Die Sarazenen hatten um diese Zeit durch die Eroberung von Edessa den ganzen Occident zittern gemacht. Alle Christen glaubten nun Jerusalem und das Grab Christi, welches sie mit so kostbarem Aufwand von Menschenblut eroberten, wieder in den Händen der Sarazenen. Pabst Eugen machte durch Schreiben allen Abendländern diesen wichtigen Verlust bekannt, und ermahnet demnach alle in dem Herrn, bittet, und befehlet und leget es Allen auf zur Nachlaß ihrer Sünden, die Orientalische Kirche zu schützen, und viele tausend gefangene Christen aus den Händen der Ungläubigen zu befreyen. Um seinen Ermahnungen, Bitten und Befehlen mehr Nachdruck zu geben, sandte er den heiligen Bernhard, den ganz Orrient und Occident als einen Wundermann anbeteten, nach Frankreich, wo seine hinreissende Beredsamkeit so viel über den französischen Hof vermogte, daß sich nicht nur der König Ludwig der Dicke, sondern die meisten seines Hofadels zum Kreutzzuge entschlossen. Der Eindruck, den eine seiner Predigten auf die Zuhörer machte, war so groß, und der Enthusiasmus, die Ungläubigen zu erwürgen, so lebhaft, daß Bernhard sein eignes Kleid in Stücke zerhauen mußte, um nur Krenze genug für diejenigen Hofleute herbey schaffen zu können, die dem Beyspiele ihres Königs zufolge einen Beruf zu empfinden glaubten, die Sarazenen zu erschlagen.

Eugen, der Kaiser Konraden aus Europa zu entfernen wünschte, um in Italien, und, wenn es ihm glückte, auch in Deutschland unumschränkter herrschen zu können, ließ den Wundermann Bernhard auch nach den deutschen Hof wandern, um das Kreutz daselbst zu predigen. Anfangs wollte es Bernharden nicht glücken; denn Konrad, der schon in

seinen jüngern Jahren nach Jerusalem wallfahrtete, wußte wohl aus eigner Erfahrung, wie geringe die Vortheile eines Kreutzzuges zu seyn pflegen. Allein Bernhard folgte dem Kaiser von Frankfurth, wo der erste Antrag geschah, nach Speyer, und vereinigte da in einer Predigt, die er vor dem Hofe hielt, allen Zauber der unwiderstehlichsten Beredsamkeit, so, daß Konrad mitten unter der Predigt mit weinenden Augen ausrief: „Ich erkenne die grossen „Gutthaten, die mir Gott erzeigt hat; ich will nicht „länger undankbar seyn; ich bin bereitet, ihm zu „dienen, weil ich doch von ihm selbst dazu ermahnt „werde". Mehrere anwesende Fürsten, unter diesen auch der nachher so berühmt gewordene Kaiser Friedrich der Rothbart, folgten Konradens Beyspiele, der sogleich nach Baiern zog, um auch dort für die Rettung des heiligen Grabes predigen zu lassen. Zum Glücke für die innere Ruhe von Deutschland ließ sich auch Welf, der seine Ansprüche auf Baiern noch immer fortsetzte, zum Kreutzzuge bereden, und in Kurzem sammelte sich ein Heer von 70000. wohlbewafneten deutschen Männern.

Allein dieser unselige Kreutzzug kostete beynahe Allen das Leben. Eine plötzliche Ueberschwemmung riß, da sich das Heer eben in der Nähe von Konstantinopel lagerte, einen grossen Theil des Lagers samt Menschen und Vieh dahin. Was von dieser schrecklichen Niederlage noch übrig blieb, wurde theils von der Treulosigkeit der Griechen, die ihnen die Lebensmittel verdarben, und sogar das Wasser vergifteten, und theils von den Türken aufgerieben, die über die ermüdeten, ausgehungerten, und entkräfteten Deutschen herfielen, und, was ihnen in den Weg kam, niederhieben. Manche, sagt die Geschichte dieses heillosen Kreutzkrieges, haben ihre

Hälfe

Hälfe freywillig den Barbaren hingestreckt, um wenigstens als Märtyrer, und um so geschwinder ihr Leben zu endigen.

Nun war kaum der zehnte Theil von diesem so zahlreichen Heere mehr übrig, und Konrad war wirklich entschlossen, mit diesem traurigen Reste nach Deutschland zurückzukehren; als die Franzosen mit ihrem Könige in der Nähe erschienen. Man ward einig, daß die Deutschen in Gesellschaft der Franzosen den Zug fortsetzen sollten. Doch gieng Konrad bald darauf nach Konstantinopel zurück, um von dort aus zu Wasser nach Palästina zu reisen.

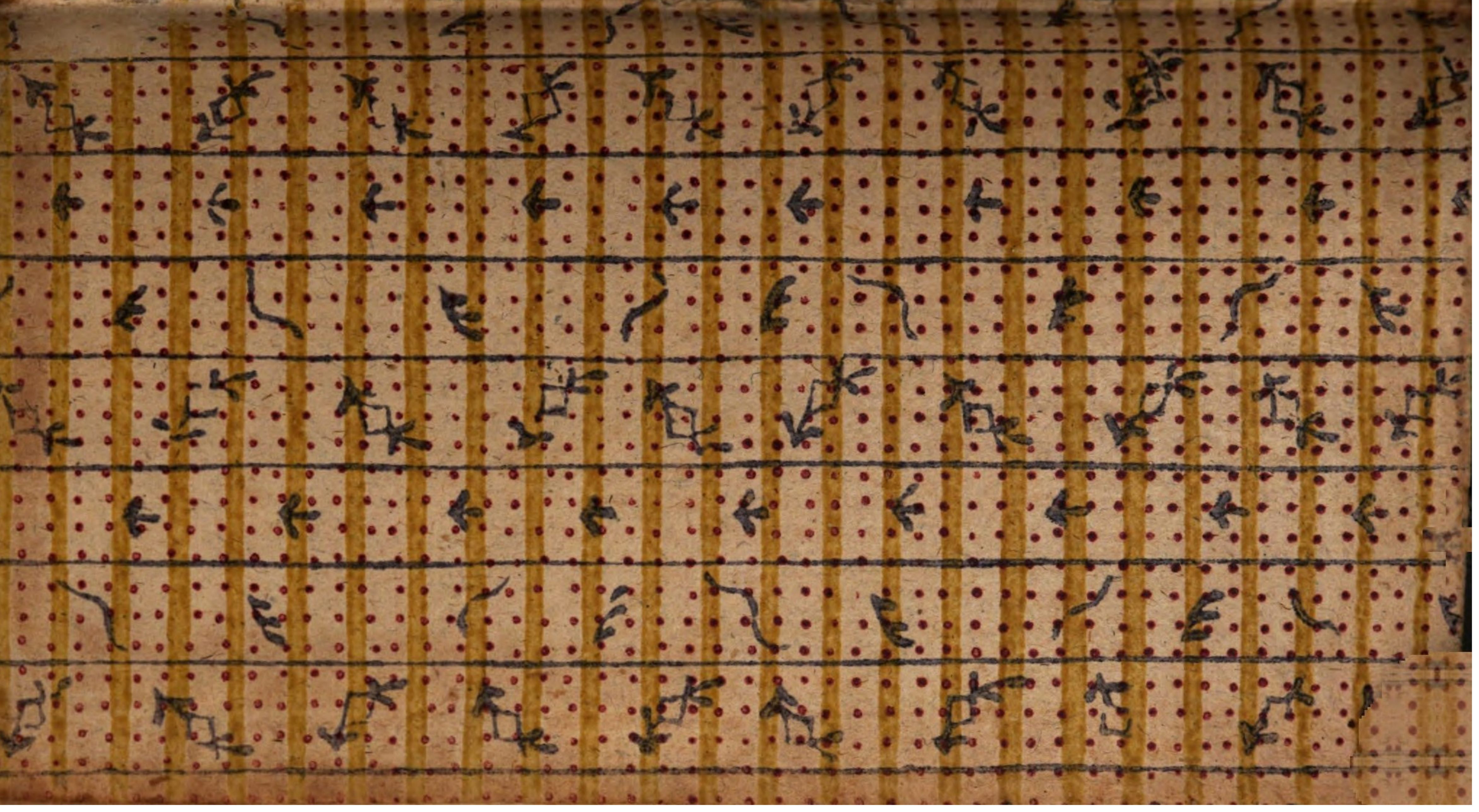
Die Franzosen waren nicht glücklicher, als die Deutschen. Als eines Tages der Vortrupp des Heeres so einen strengen Marsch machte, daß der übrige Theil nicht folgen konnte: so warfen sich die Türken, die die Bewegungen des ganzen Zuges nie aus den Augen liessen, in die Mitte desselben, und verursachten dem französischen Heere so eine gewaltige Niederlage, daß sich der König, so wie Konrad, genöthigt sah, seine Reise zu Wasser fortzusetzen.

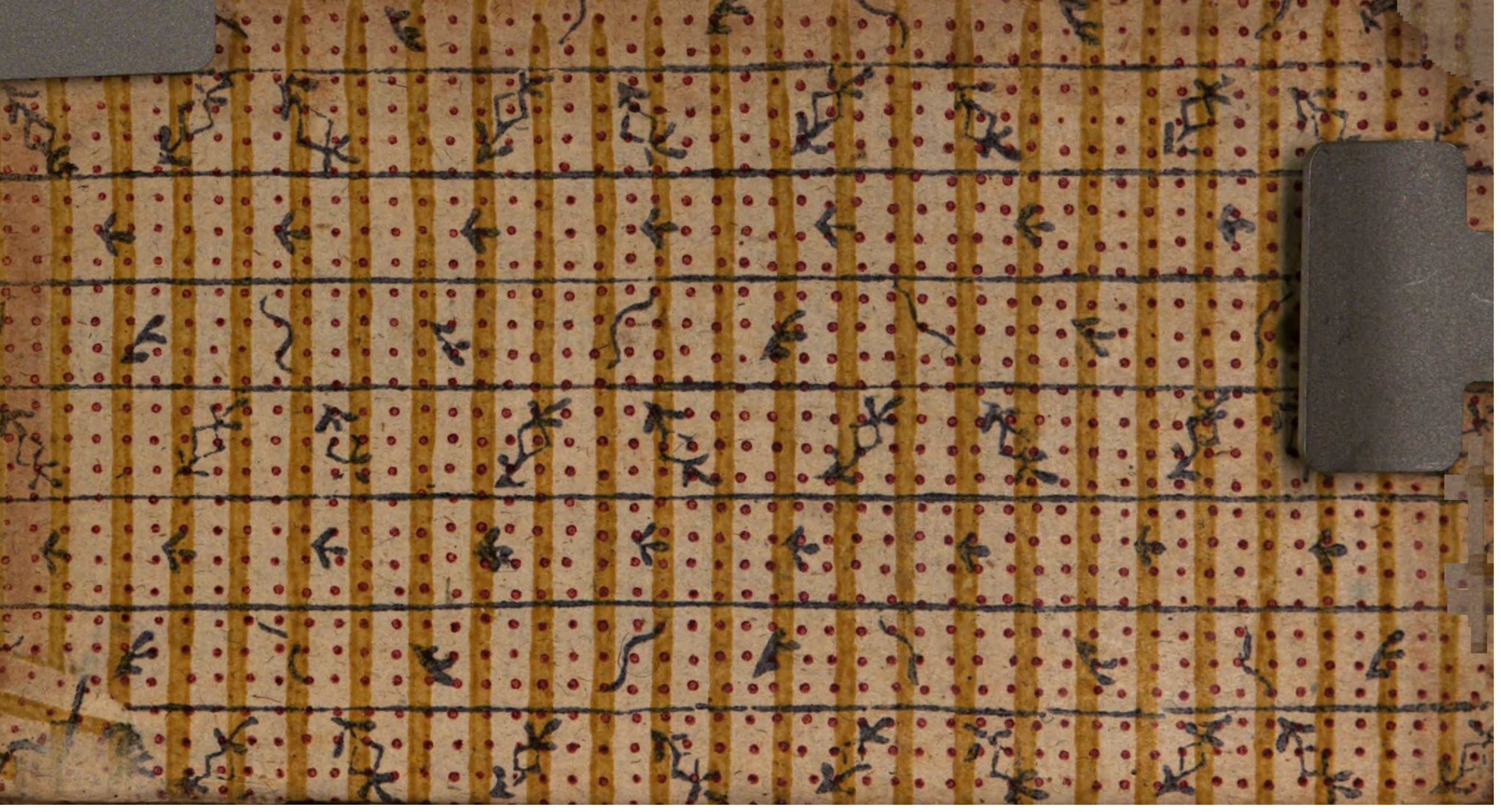
Um diese so Beschwerdenvolle Reise jedoch nicht ganz vergebens gemacht zu haben, wollte man Damaskus, und als es nicht glückte, auch Askalon belagern. Allein die Treulosigkeit der morgenländischen Christen vereitelte auch hier die Bemühungen der abendländischen Christen, und man war gezwungen, unverrichteter Dinge nach einem unwiedersetzlichen Verluste wieder nach Hause zu ziehen. Das Volk tröstete sich indeß hierüber mit der Vorstellung, daß, wenn gleich dieser heilige Krieg zur Erweiterung der Gränzen und der zeitlichen Glückseligkeit nicht diente, so diente er doch zum Seelenheil.

Konradens Tod.

Konrad verlor auch bald darauf seinen erstgebornen, schon zu seinem Nachfolger gewählten Sohn Heinrich durch den Tod. In Italien waren die Unruhen noch nicht beygelegt. König Roger von Sizilien, der nun auch mit Welfen gegen den Kaiser neue Verbindungen machte, setzte seine feindlichen Einfälle noch immer fort. Konrad war wirklich entschlossen, nach Italien zu gehen; als ihn zu Bamberg (1152.) der Tod übereilte. Man sagte, Roger habe ihn vergiften lassen. Konrad war übrigens ein sehr beliebter Regent. Seine Tapferkeit sowohl, als seine Frömmigkeit verschaften ihm den Beyfall seines Zeitalters. Sein unglücklicher Kreutzzug hätte ihm zwar Vorwürfe von Schwachheit zuziehen können. Allein das Volk war zu abergläubisch, um den unersetzlichen Nachtheil dieses heillosen Geschäftes einzusehen, und man hielt dergleichen Abentheuer, so unglücklich sie auch ausfielen, noch immer für zu verdienstlich, als daß nicht selbst der unvorsichtigste, zweckloseste Kreutzkrieger immer auf den Beyfall seiner Zeitgenossen Anspruch hätte machen dürfen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN





BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Riesbeck, Johann Kaspar, 1754-1786

Joh. Kaspar Risbeks, Verfassers der Briefe eines reisenden Franzosen durch Deutschland, Geschichte der Deutschen

Bd.: 1

Zürich 1788

Germ.g. 402-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10047724-2
VD18 90030133